BIBLIOTEKA
Instytutu
Bałtyckiego
w Bydgoszczy

55537
E 3889 I
6799

Ed 1461

~~Z Z a~~

Stadt Bücherei Elbing

Ibl.
E 389 I

Zeitschrift

des

historischen Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder.

Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben

von

Georg von Hirschfeld,
Regierungs-Rath in Marienwerder.

Erstes Heft.

Marienwerder.
Im Selbstverlage des Vereins.
Druck der Kanter'schen Hofbuchdruckerei.
1876.

10500

BIBLIOTEKA PUBLICZNA ELBLĄG

55537/6799

587

Stadt Bücherei Elbing

Inhalt.

Seite.

Vorwort der Redaction 1

I. Die Aufgabe der Geschichts- und Alterthumsforschung und die Tendenzen unsers Vereins. Vom Regierungs-Rath v. Hirschfeld 3

II. Die altgermanischen Bewohner des Regierungsbezirks Marienwerder seit 320 v. Chr., allgemeiner Kulturzustand, Agrarverfassung, fortificatorische Landesvertheidigung, Wohnplätze und Wohnungsverhältnisse der alten Germanen. Vom Reg.-Rath v. Hirschfeld. Erstes Stück 10

I. Quellen der ältesten Landes- und Kulturgeschichte: 1. Geschriebene Quellen. Kritik der römischen Schriftsteller. S. 12. 2. Alterthumsfunde. Keltologie und Slavologie. Germanen als Urbevölkerung? Anthropologie und Ethnologie. Etymologie und Linguistik. S. 16. II. Die altgermanischen Bewohner des Regierungsbezirks Marienwerder seit 320 v. Chr.: Guttonen oder Gotonen, Lygier und Burgundionen. Die skandischen Gothen bei Voigt nicht geschichtlich nachgewiesen. Slavische Einwanderung. Die alten Preußen. S. 21. III. Allgemeiner Sitten- und Kulturzustand. S. 26. Sittenreinheit der Germanen während der Völkerwanderungszeit. S. 33. Die alten Preußen keine Germanen. S. 34. IV. Agrarverfassung und Wirthschaftssystem. Richtigkeit der Angabe bei Cäsar und Tacitus. S. 37.

III. Der Fund antiker Broncen zu Floth im Kreise Czarnikau, Regier.-Bezirk Bromberg. Vom Baurath Crüger. Hierzu Taf. I. und II. 47

IV. Archivalische Kleinodien in Kulm. Von Dr. Franz Schultz . 59

I. Manuale Conrad Bitschins von 1430. S. 62. II. Kulmer Willkühr, von der Hand Conrad Bitschin's niedergeschrieben. S. 64. III. Sammlung von Schriften des Stadtschreibers Joh. Schönau, 1470—1480. S. 66.

V. Das sog. Nippsche Gebiet, von Lehrer Laur. Schmidt . . 69

Seite.

VI. Die im Gebiete der Ostsee, untern Weichsel und Netze nachgewiesenen alterthümlichen (vorrömischen) Geräthe und Gefäße aus Erz (Bronce), deren Stellung zum alten Handel, Ursprung und Herkunft. Vom Reg.-Rath v. Hirschfeld . . 71

I. Kurze Uebersicht der commerciellen und industriellen Beziehungen des Alterthums. Quellen über den ältesten Handel. S. 73. Dessen Charakter als Tauschhandel. Die Wasserstraßen. S. 74. Handelspolitik der alten Welt. S. 75. Zusammenhang zwischen Handel, Industrie und Schiffahrt. S. 76. Die Phönikier: Kupfer und Zinn, S. 76, Erzindustrie, Handel und Kolonieen, Bernstein S. 77, sonstige Industrie und Blüthezeit, S. 78; Aegypter S. 79. Griechen: Schiffahrt und Handel, Kolonieen, Richtung des Handels, Rivalität, S. 79; griechische Industrie und Industriezweige in Korinth, Aegina, Argos und Athen, S. 80; Sparta, Handel und Industrie Großgriechenlands (in Unteritalien), S. 81; Karthagos Handel und Industrie; Griech. Kolonieen Siciliens S. 83; Massilias Handel und Industrie, S. 84. Die Etrusker: ihre Handelspolitik und Seemacht, S. 86; hohes Alter ihrer Industrie und Kultur (1400 vor Chr.), S. 88; Beziehungen zu Phönikien und Ausbildung ihrer Metallindustrie S. 89; ihre Handelsverbindungen S. 91, und hohes Alter derselben nach dem Norden, Lage Etruriens S. 92, Stylperioden der Metallindustrie S. 93 und griechischer Einfluß S. 94. Bedeutung der Alpenstraßen S. 95. Abhängigkeit der südlichen Kulturstaaten und ihrer Industrie vom Norden und Verkehrsnetz des alten Handels S. 98. Bezugsquellen der Rohstoffe für die südliche Industrie des Alterthums: Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Zinn, Schiffsbauholz S. 100, Getreide, Fische, Hanf, Theer, Leinwand, Bernstein (nur von der Ostsee), S. 101.

II. Die aus Münzen, Kauris, Inschriften und bemalten Thongefäßen nachweisbaren Spuren der alten Kulturvölker in den östlichen Provinzen des Preußischen Staates S. 104. A. Münzen, römische Münzen, erst seit Augustus S. 105, etruskische und griechische Münzen S. 106. B. Kauri-schnecke S. 109. C. Etrurische Inschriften. D. Bemalte archaistische Thongefäße in den Preuß. Provinzen Posen, Schlesien S. 110, und Hannover, der bair. Rheinpfalz, Oesterreich, Baiern und der Schweiz. Ihr Ursprung als Handelsartikel der vorchristlichen Jahrhunderte S. 113; Folgerungen daraus: 1) Der Handel der alten Kulturstaaten seit den Phönikiern nach dem Norden Europas wurde zu Lande und nicht zur See vermittelt S. 115; 2) Hohe

Kulturstufe der Ostseevölker, welche dadurch noch vor 320 vor Chr. in die Geschichte eingeführt werden, S. 116.

III. Vorrömische Broncen aus dem Gebiete der Ostsee, untern Weichsel und Netze und ihre Stellung zu den Metallarbeiten der alten Kulturstaaten, S. 118.

A. Gegenstände der Kleidung und des Schmucks:

A. Gewandnadeln (fibulae): AA. Scheibenspiralfibeln: 1) Aus Papau (Taf. III. Fig. 9) S. 119; 2) Fibel aus Floth mit ihren Einhängespangen (Taf. I. Fig. 1, 2a. u. 2b.). Vergleich mit ähnlichen Funden diesseits der Alpen S. 120. Das Spiralornament S. 122. BB. Federspiralfibeln mit der Spiralfeder: a) auf beiden Seiten des Bügels, und zwar: aa) der Bügel läuft oben nicht in die Feder aus, ist aber unten: α) zur Nadelfalze umgelegt: 3) Fibel aus Preuß. Friedland (Taf. IV. Fig. 1 und 1a.) S. 124; 4) aus Schönsee, 5) aus Rosenau (Grabfeld zu Rosenau und seine Zeitbestimmung) S. 126; 6—8) Fibelformen aus Rosenau (Taf. IV. Fig. 2) S. 128; β) in einen Knopf ausgearbeitet S. 128. (Grabfeld zu Tengen und seine zeitliche Ausdehnung S. 128); 9) Fibel aus Tengen (Taf. IV. Fig. 3) S. 130; 10) Fibel aus Tengen (Taf. IV. Fig. 4) S. 131; 11 u. 12) Fibeln aus Rosenau S. 132; γ. zerbrochen: 13) Fibel aus Tengen (Taf. III. Fig. 5) und 14) Fibel aus Tengen; Vergleichung der Fibeln 3—14 mit ähnlichen Funden diesseits der Alpen S. 132. bb) Der Bügel läuft oben in die Spiralfeder aus: 15—17) Fibeln aus Warmhof (Taf. V. Fig. 1—3); Vergleichung derselben mit ähnlichen Funden diesseits und jenseits der Alpen, S. 136. cc) Wesentlich von aa. und bb. abweichende Fibelform: 18) aus Stanomin (Taf. V. Fig. 4, 4a. und 4b.) S. 138; und aus Fürstenwalde: (Grabfeld zu Fürstenwalde und seine zeitliche Ausdehnung) S. 139; 19 u. 20) Fibelformen aus Fürstenwalde (Taf. V. Fig. 5 und 6); 21) Fibel aus Rosenau (Taf. V. Fig. 7); 22 und 23) Fibeln aus Rosenau (Taf. V. Fig. 9 und 8). Zusammenstellung der Fibeln 3—23 und ihre stylistischen Verschiedenheiten, S. 144. b. Die Spiralfeder tritt nur auf einer Seite des Bügels auf: 24) Etrurische Fibelform aus Sawensee (Taf. III. Fig. 6) S. 146. Vergleich mit ähnlichen Funden S. 147. Verglei-

Seite.

chung der Fibeln 3—24 mit einander und Folgerungen daraus, S. 149.

B. Ringe S. 152. a. Rundgeformte und offenstehende Ringe: 25) Aus Neumühl (Taf. VI. Fig. 1) S. 153; 26) aus Budzin (Taf. VI. Fig. 2) S. 153; 27—29) aus Papau (Taf. X. Fig. 1—4) S. 154; 30—32) aus Papau (Taf. X. Fig. 5—7) S. 155; 33 u. 34) aus Papau S. 156; 35) aus dem Netzedistricte (Taf. VI. Fig. 4) S. 157; 36 und 37) aus Tengen (Taf. VI. Fig. 3); 38—40) aus Fürstenwalde (Taf. VI. Fig. 5, Taf. VII. Fig. 1) S. 158; 41) aus Neidkeim S. 158; 42) aus Fürstenwalde (Taf. VII. Fig. 2); Vergleich der Ringe 39—42 mit ähnlichen Funden S. 159; 43 und 44) aus Jablonowo (Taf. VII. Fig. 3 und 4) S. 160. b. Rundgeformte und zusammengebogene Ringe: 45) aus Groß-Lunau mit blauer Glasperle (Taf. III. Fig. 3); 46) aus dem Netzegebiete (Taf. VI. Fig. 6) S. 160. c. Rundgeformte gegossene und geschlossene Ringe: 47 und 48) aus Floth (Taf. I. Fig. 4a. und 4b.); 49) aus Papau S. 161. d. Flache offene Ringe: 50 u. 51) aus der Danziger Gegend (Taf. VII. Fig. 6 und 7) S. 162. e. Schraubenförmige Ringgewinde: 52) aus Floth (Taf. I. Fig. 6a. und 6b.) S. 162; 53) aus Rosenau (Taf. VII. Fig. 5) S. 163. f. Ringgehänge: 54) aus dem Netzegebiete (Taf. VI. Fig. 7); 55) aus Sawensee mit Thiergebilde (Taf. III. Fig. 4) S. 163; Vergleiche mit andern Funden S. 164.

C. Gewand- und Gürtelhalter: 56 bis 58) aus Floth (Taf. II. Fig. 3, 7a. und 7b.) S. 165.

D. Gürtel und Beschläge: S. 166; 59 und 60) aus Rosenau (Taf. VIII. Fig. 1 und 2) S. 167; 61) aus Fürstenwalde (Taf. VIII. Fig. 3) S. 168.

E. Agraffen: 62) aus Floth (Taf. I. Fig. 8); 63) aus Tlukowo (Taf. VIII. Fig. 4) S. 169.

F. Sporenförmige Broncen: 64 bis 66) aus Podwitz, Miasteczko und Münsterwalde (Taf. VIII. Fig. 5 bis 7) S. 170.

G. Diademe: 67) aus Pehsken (Taf. IX. Fig. 1—3) S. 171.

H. Haarnadeln: 68—70) aus Stanomin (Taf. IX. Fig. 4—7) S. 174.

B. Erzgefäße: 71) aus Nichtsfelde (Taf. VIII. Fig. 8 und 8a.) S. 175; 72) aus Münsterwalde (Taf. VIII.

Seite

Fig. 9 und 10) S. 176; 73 und 74) aus Floth (Taf. I. Fig. 5a. und 5b.); 75) aus Sawensee (Taf. III. Fig. 4) S. 181; Zusammenstellung der vorrömischen Erzgefäße S. 182.

C. Bronceringe mit Perlen an Gesichtsurnen: Begriff und Ausbreitungsgebiet der Gesichtsurnen S. 184; 76 u. 77) Bronceringe mit Glasperlen u. s. w. an Gesichtsurnen aus Broddener Mühle und Stangenwalde (Taf. III. Fig. 7 und 10) S. 188.

D. Nähnadeln: 78) aus Stanomin (Taf. X. Fig. 15) S. 189.

E. Ganz kleine Löffel: 79) aus Brandau nebst Glas- und Bernsteinkorallen und Glasperlen (Taf. X. Fig. 8—14) S. 190.

IV. Ursprung und Herkunft der vorstehend zusammengestellten Geräthe und Gefäße als Einfuhrartikel des Handels der südlichen Kulturstaaten (des Alterthums) nach dem Norden S. 191.

Dieselben waren weder einheimische Erzeugnisse der Landesbevölkerungen in den Jahrhunderten vor Chr., S. 191, noch Kunstproducte fremder Völker, welche (vor oder nach Chr.) in die hiesigen Gegenden einwanderten und sie mitbrachten, S. 200, und also lediglich Handelsartikel der vorrömischen Kulturstaaten des Alterthums, S. 201. Betheiligt an diesem Jahrhunderte langen Verkehre waren: a) Etrusker, b) Phönikier S. 202, Versuch einer Widerlegung der Lubbock'schen Momente, welcher eine phönikische Herkunft nordischer Broncen bestreitet, S. 203; c. Griechen und Massalioten, S. 205. Die Einfuhr der südlichen Metallarbeiten fand im nordöstlichen Deutschland weit früher statt, als im westlichen, S. 207.

V. Oertliche Richtung und Bewegung des in den Jahrhunderten vor Chr. Geb. nach dem Norden Europas vermittelten Handelsverkehrs der vorrömischen südlichen Kulturstaaten des Alterthums, wie solcher sich an die Fundstätten der bezüglichen Handelsartikel knüpft, S. 207.

A. Die Richtung des Handels vom schwarzen Meere aus. Skythen, S. 209. 1) Die östliche Richtung zum Ural, sowie nach Asien und Nordrußland, S. 211. 2) Längs des Dnjepr zum Norden, S. 211. 3) Das Gebiet der Donau und deren Bedeutung als Handelsstraße. 4) Die Richtung im Gebiete der Donau und ihrer Nebenflüsse durch Siebenbürgen und Ungarn bis an die Waag. Alte Bernsteinstraße, S. 212.

Seite.

B. Die Waag-Weichselstraße zur Ostsee: 1) auf dem linken Weichselufer, S. 214; Zweigstraßen in der Preuß. Provinz Posen: a) Wartherichtung zur Oder, S. 215; b) Netzestraße zur Warthe und Oder, S. 215; c) Längs der Brahe, S. 216; 2) Auf dem rechten Ufer der untern Weichsel, S. 216.

C. Waag-Oderstraße (durch den Jablunka-Paß) zur Ostsee, S. 216. Verbindung der Oder mit der Elbe durch Spree und Havel, S. 217.

D. Donau-Elbstraße (über Mähren) zur Ost- und Nordsee, S. 217; 1) Auf dem rechten Elbufer, S. 218; 2) Auf dem linken Elbufer, S. 219;

E. Richtungen aus dem alten Etrurien (S. 92) durch den Brennerpaß nach Norden, S. 219; 1) Oestliche Richtung längs der Mur zur Donau (bei Haimburg) und Waag, S. 220; 2) Nordöstliche Richtung längs Salzach, Traun und Moldau zur Elbe, S. 220; 3) Nördliche Richtung über Baiern nach Westen und Norden, S. 221; a) Westliche Richtung zum Lech, obern Donauthal und weiter nördlich nach Württemberg, S. 221; b) Nördliche Richtung durch Baiern zum Main, S. 222; c) Richtung des Maingebiets, S. 222.

F. Richtungen aus dem alten Etrurien durch den Brennerpaß längs der Mur und Drau zur Donau, sowie vom adriatischen Meere (östlich von der Etsch) zur Donau, S. 223.

G. Richtungen aus Norditalien durch die Schweiz zum Rheine bis Basel, S. 223; 1) Durch den Kanton Graubündten zum Rheine bei Schaffhausen (längs des Rheins, sowie über Zürich), S. 224; 2) Durch den Kanton Tessin über den St. Gotthard und längs der Aar zum Rheine, S. 224; 3) Ueber den großen St. Bernhard zur Rhone und zum Genfer See bei Lausanne, sodann über den Neuenburger und Bieler See zum Rheine bei Basel, S. 224.

H. Richtung aus Norditalien über den großen St. Bernhard und längs der Rhone nach Frankreich, Großbrittannien und Irland, S. 225.

J. Die Rheinstraße von Basel zur Nordsee, S. 225; 1) Auf dem linken Rheinufer, S. 226. Zweigstraßen: a) längs der Saar (mit Blies) zur Mosel, S. 226; b)längs der Maas, S. 227. 2) Auf dem rechten Rheinufer, S. 227.

Seite.

K. Main-Weserstraße, S. 228.
Betrachtung über das Verhältniß einzelner Straßen zu einander. Versuch einer Widerlegung der Ansichten Dr. Genthe's: über das Alter der Donaustraße sowie der östlichen und westlichen Straßen, und über die Rheinstraße als uralte Handelsstraße für den Bezug von Nordseebernstein u. s. w. S. 229.
Schlußbemerkung, S. 237.

VII. Litteratur: Geschichte der Stadt und des Kreises Kulm von Dr. Fr. Schulz 238

VIII. Fragen und Aufforderungen zur Mittheilung historischen Materials 241

IX. Beilagen: A. Vereinschronik, S. 247; B. Statut, S. 253; C. Anleitung für Ausgrabungen, S. 255; D. Mitglieder-Verzeichniß, S. 257.
Druckfehler-Berichtigung, S. 271.

Vorwort.

In den nachfolgenden Blättern übergeben wir das erste Heft unsrer Zeitschrift der Oeffentlichkeit.

Wir bitten die mannigfachen Schwierigkeiten, welche jeder junge, mit Erfahrungen und Materialien noch nicht hinreichend ausgestattete Verein zu überwinden hat, in gütige Erwägung zu ziehen und die Erstlinge unsrer Thätigkeit nachsichtig und wohlwollend zu beurtheilen.

Unter dem Schutze der hohen Staatsbehörden und bei thatkräftiger Unterstützung seitens der einzelnen Mitglieder, welche noch besonders gebeten werden, alle ihnen vorkommenden Alterthümer zu unserer Kenntniß zu bringen, hofft unser Verein nach dem Vorbilde der älteren Geschichts- und Alterthums-Vereine, denen wir für den gütigst gewährten Schriftenaustausch unsern aufrichtigen Dank sagen, im Laufe der Zeiten am weitern Ausbau der vaterländischen Geschichte erfolgreich mitwirken zu können.

Die verehrlichen, mit uns im Schriftenaustausch stehenden Vereine, welche ihre Schriften im Wege des Buchhandels übermitteln, ersuchen wir, die bezüglichen Sendungen uns durch die Levysohn'sche Buchhandlung hierselbst gütigst zukommen zu lassen.

Marienwerder, den 25. September 1876.

Die Redaction.

v. Hirschfeld,
Regierungs-Rath.

I. Die Aufgabe der Geschichts- und Alterthums-Forschung und die Tendenzen unseres Vereins.

Vortrag,

gehalten in der ersten General-Versammlung des historischen Vereins für den Regierungs-Bezirk Marienwerder am 9. April 1876 vom Regierungs-Rath v. Hirschfeld.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen unseres Zeitalters gehört das steigende Interesse an den früheren Schicksalen und Kulturzuständen unseres durch gleichartige wissenschaftliche Bestrebungen längst geeinigten deutschen Vaterlandes. Für den denkenden Menschen muß die Bekanntschaft mit dem Leben der früheren Generationen eine um so höhere Bedeutung gewinnen, als nicht nur manche unserer heutigen politischen und socialen Einrichtungen jenen längst verklungenen Zeiten entstammen, sondern auch die meisten unserer Gebrauchsgegenstände dem Alterthume angehören. Daher wird die von der Geschichte unzertrennliche Alterthumsforschung bedingt durch genaue Kenntniß des praktischen Lebens, ohne welche die geschriebenen Quellen der Vorzeit nur ein Buch mit sieben Siegeln bleiben. Denn wie die täglichen Erscheinungen im physischen Leben des Menschen nur wiederkehrende Aeußerungen des nämlichen Naturgesetzes sind, so beruht auch das äußere Leben der Völker aller Zeiten auf Wiederholungen gleichartiger Grundursachen, deren Wirkungen sich aber nach den örtlichen Verhältnissen und der nationalen Individualität ethischer Begabung abweichend gestalten und eine verschiedene materielle und geistige Entwickelung im Einzelnen bedingen. Demnach befähigt erst die Vergleichung bekannter und gegenwärtiger Zustände mit den Ueberresten unserer vaterländischen

Vorzeit zur Erforschung und richtigen Erkenntniß der letzteren. In neuester Zeit gewinnen diese Forschungen, welche sich den höchsten Endzielen des menschlichen Denkens anschließen, noch dadurch an Werth, daß sie mit den naturwissenschaftlichen, anthropologischen und ethnologischen Untersuchungen in Zusammenhang gebracht werden.

So begegnen sich Geschichte, Alterthums- und Naturforschung zu gegenseitiger Unterstützung, und ihrer vereinten Thätigkeit wird es immer mehr und mehr gelingen, den auf der Vorzeit ruhenden Schleier zu lüften und die Phantasiegebilde Derer zu zerstreuen, welche in den alten Germanen nur thierische Halbmenschen erblicken. Für uns ist es ein erhebendes Bewußtsein, feststellen zu können, daß unsere früher so verrufenen Altvordern nicht nur an ethischem und sittlichem Gehalt alle Nationen des Alterthums überragten, sondern auch trotz mangelhafter Kenntnisse und roher Technik bereits Lebensverhältnisse aufzuweisen hatten, welche einen hohen Grad von Intelligenz und practischem Sinn bekunden, und es muß uns zur besonderen Befriedigung gereichen, daß es der deutschen Nation nicht durch fremden Einfluß, sondern aus eigener selbstbewußter Kraft gelang, sich trotz mancher Ungunst der Verhältnisse zu einem welthistorischen Kulturvolke aufzuschwingen.

Die Spuren germanischer Vorzeit finden sich in allen Theilen Deutschlands und rufen als lebende Zeugen einer untergegangenen Civilisation zur ernsten Forschung auf. Gleichwohl ist noch viel zu thun, bevor wir im Stande sind, dem Andenken unserer Vorfahren nach allen Richtungen hin gerecht zu werden. Einerseits haben die Fortschritte der Landescultur und Landwirthschaft, verbunden mit Unkenntniß und Unverstand des gemeinen Mannes, manches bedeutungsvolle Monument vaterländischer Vergangenheit dem Untergange geweiht. Andererseits ward durch die politischen Umgestaltungen Deutschlands und die über dasselbe hinweggegangenen Sturm- und Drangperioden der Jahrhunderte Vieles vernichtet und mit fremdländischen Elementen gemischt.

In der an römischen Alterthümern so reichen Rheinlandschaft sind wegen ihrer schnellen und durchgreifenden Romanisirung nur verhältnißmäßig wenig Ueberreste aus früherer Zeit zu Tage gefördert. Die altgermanischen Wohnplätze und Lebenseinrichtungen verschwanden dort vor der neuen Kultur. Aus der linksrheinischen Rheinprovinz nördlich vom Ahrgebirge und Schneeeifel war die Bevölkerung [1]) schon unter Cäsar verdrängt. Das Land blieb längere Zeit unbesetzt, ehe die Römer hier wieder

---

[1]) Anm. Eburonen und Menapier.

andere (rechtsrheinische) Germanen[2]) ansiedelten. Südlich von jenen Gebirgszügen bis zur Nahe[3]) hatte sich schon im ersten Jahrhundert nach Chr. Geb. eine vollständige Umgestaltung aller Lebensverhältnisse vollzogen. Der ganze rechtsrheinische Uferstrich, dessen germanische Bevölkerung seit Drusus unterworfen oder zurückgedrängt war, wurde befestigt[4]) und als Vorland (agri decumates) zur Sicherung der linksrheinischen Provinzen mit römischen Veteranen besetzt, welche hier Alles nach römischer Weise einrichteten.

Die von den römischen Neuerungen verschonten Ueberreste germanischen Lebens konnten sich daher nur in den seit der Römerherrschaft nicht mehr bewohnten Gebirgs- und Walddistrikten des Rheingebietes in größerem Umfange erhalten. Hier bieten die ausgedehnten Forsten und Haideflächen noch jetzt ein ergiebiges Beobachtungsgebiet für die Forschung, und sind deren Ergebnisse zur Kennzeichnung altgermanischer Kulturzustände in andern Gegenden um so bedeutungsvoller, als nach dem Zeugnisse der Geschichte am rechten Rheinufer nur Germanen und Römer auftraten, und deren nationale Verschiedenheiten sich in den Alterthümern deutlich aussprechen. Weiter nördlich und östlich bis zur Elbe, wo die Römer nur vorübergehend auf Kriegszügen oder Handelsreisen verweilten, und nur einen mittelbaren Einfluß auf die dortige Bevölkerung ausübten, waren und blieben nur Germanen im Besitze des Landes. Daher konnte sich hier das germanische Element in völliger Reinheit erhalten, soweit nicht seine Spuren der späteren wirthschaftlichen Entwickelung weichen mußten. Oestlich von der Elbe bis nach Rußland hin hat sich zwar ein maßgebender Einfluß der Römer nie geltend gemacht, weil zwischen diesen Gegenden und Rom keine unmittelbaren Berührungen stattfanden und der Handel der Ostseeländer (namentlich der samländischen Küste) nach dem Süden nur zu oberflächlichen Verkehrsbeziehungen führte. Dagegen wird hier die Forschung durch die stattgefundene Vermischung germanischer und slavischer Stämme wesentlich erschwert und nur durch Vergleichung mit nachweisbar germanischen Ueberresten aus den Ländern südlich und westlich von der Elbe in den Stand gesetzt, an der Hand der Geschichte den Funden ihre culturhistorische Stellung nach Zeit und Abstammung anzuweisen. Die charakteristischen Unterschiede in den äußeren Lebensverhält-

---

[2]) Anm. Ubier und Sigambrer.

[3]) Anm. Im Lande der Treverer.

[4]) Anm. Durch den rechtsrheinischen limes imperii Romani von Holland bis an die Donau in Baiern.

nissen der Germanen und Slaven treten aus den Ueberbleibseln nicht so scharf hervor, wie zwischen Germanen und Römern. Doch hat die politische Gestaltung der einzelnen Gebiete die Erhaltung der Alterthümer verschiedenartig beeinflußt. Im Binnenlande zwischen Elbe und Oder sind zahllose Ueberreste altgermanischen Lebens theils während der langwierigen Kämpfe der Deutschen mit den Slaven seit dem zehnten Jahrhundert vernichtet, theils in Folge der späteren Kulturfortschritte untergegangen. Verhältnißmäßig wenig solchen zerstörenden Einflüssen ausgesetzt war das Flußgebiet der unteren Weichsel. Im Regierungsbezirke Marienwerder, wo jedenfalls um die Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Chr. Geb. noch überall Germanen wohnten, war Jahrhunderte lang der Schauplatz ruhigen seßhaften Lebens, dessen Ueberreste sich auch später der gänzlichen Zerstörung in höherem Grade, als die westlich von der Oder entziehen konnten und meist nur dem Verfalle durch den Zahn der Zeit ausgesetzt waren.

In unserer dünn bevölkerten Gegend bieten noch heute die ausgedehnten Waldungen und Besitzungen bei noch nicht weit durchgeführter Parzellirung[5]) ein großes Fundgebiet, welches eine reiche wissenschaftliche Ausbeute und eine Klärung der hiesigen altgermanischen Lebens- und Kulturzustände in Aussicht stellt. Während dies längst im Einzelnen seine Bestätigung fand, ist in neuester Zeit durch die von Mewe und Warmhof ausgegangene Thätigkeit der Landstrich zwischen Weichsel und Ferse einer umfangreichen Untersuchung erschlossen, und verspricht deren Fortsetzung uns unmittelbar zur Urgeschichte der germanischen Vorzeit und durch Tacitus hindurch in letzter Instanz bis auf die Nachrichten des Massilioten

---

[5]) Anm. Auf der geographischen Quadratmeile des platten Landes befanden sich durchschnittlich pro 1858—1867 Besitzungen von

in der Provinz:	unter 1,28 Hectar	1,28—7,66 Hectar	lebten Menschen pro 1862—1871, (nach Abzug des sog. öffentl. Besitzes: Staats- u. Gemeindeeigenthum 2c.
Preußen	35,3	100,6	2380
Brandenburg	51,3	130,5	2663
Sachsen	143,0	330,0	3983
Westfalen	236,0	431,0	4237
Rheinprovinz	1035,0	388,0	6606
im preuß. Staate (alten Bestandes vor 1866) . .	175,0	234,7	3852

Vgl. das Nähere in: v. Hirschfeld, Geschichte und Statistik der Fruchtbarkeit, Sterblichkeit und volkswirthschaftlichen Entwickelung u. s. w. von 1816—1871. Cöln: Du Mont-Schauberg. 1873.

Pytheas (bei Plinius) zurückzuführen. Aehnliche Ermittelungen sind auch in anderen Theilen des Regierungsbezirks durch den dankenswerthen Localpatriotismus unserer Vereinsmitglieder zu erwarten.

An die altgermanische Zeit schließt sich die der Slaven und alten Preußen an, deren nähere Erforschung durch die schon reichlicher fließenden Quellen erleichtert wird. Auch aus dieser Periode stehen (namentlich im Kreise Deutsch-Krone) wichtige Funde in Aussicht.

Von größester Bedeutung für unsere Lokalgeschichte war schließlich der in den Besitz des Landes gelangende deutsche Orden. Derselbe machte der bisherigen Unkultur zwar mit Feuer und Schwert ein Ende. Allein unter dem vernichtenden Tritte seiner Streiter sproßte die Saat einer neuen Aera geistigen Aufschwungs in Sitte und Bildung, Kunst und Wissenschaft empor. Die Ordenszeit, welche das germanisch-christliche Element zur Geltung brachte, führt uns an der Hand der Gothik mit ihren ansprechenden Formen und lokalen Eigenthümlichkeiten die kulturhistorischen Grundlagen heutiger Lebensverhältnisse vor Augen. Daher können ihre überall uns entgegentretenden Spuren und architectonischen Denkmale das allgemeine Interesse vielleicht in noch höherem Grade beanspruchen, als die unscheinbaren, kunstlosen und verwitterten Ueberreste der altgermanischen Periode, welche sich meist an längst verschollene oder verlassene Wohnstätten knüpfen.

In der dem Thorner Frieden (von 1466) folgenden polnischen Zeit Westpreußens wurde die germanische Kultur wieder zurückgedrängt und selbst nach der ersten Theilung Polens (1772) faßte das slavische Element immer mehr und mehr festen Fuß. Es ist eine urkundlich nachweisbare Thatsache, daß viele der heutigen polnischen Besitzer unmittelbare Nachkommen deutscher Ansiedler sind und nur einen slavischen, vom Besitzthume hergenommenen oder durch Uebersetzung und beziehungsweise Flexion polonisirten Namen führen, so daß auch auf diesem Gebiet eine weitere Aufklärung von Interesse sein wird.

Aus vorstehendem Umrisse dürfte sich im Großen und Ganzen das Gebiet unserer Beobachtungen ergeben. Die Geschichte führt uns einen Kultur- und Sittenspiegel der Nationen und Generationen vor. Ihr verdanken wir nicht nur die Aufbewahrung so mancher Züge von Tugend und Tüchtigkeit, so mancher Denkmale bildender Künste sowie vieler schöner, noch brauchbarer technischer Formen, sondern auch die Grundlagen unserer modernen Civilisation und Humanität. Daher dürfte die Bildung unseres Vereins nicht minder eine Frage des Interesses, als ein Bedürfniß der Zeit sein. Eine erfolgreiche Thätigkeit auf den verschiedenen Gebieten der Forschung läßt sich aber erst entfalten beim einheitlichen Zusammenwirken

solcher Persönlichkeiten, welche berufen oder befähigt sind, die mannigfaltigen Beziehungen des practischen Lebens zu verfolgen und an der Hand gegenwärtiger Zustände in die Vergangenheit zurückzugehen. In diesem Sinne wollen wir uns vereinigen und unserer Lebensaufgabe: „zur Verbreitung von Kultur, Aufklärung und Bildung beizutragen", auch in unseren Mußestunden eingedenk sein. Gemeinschaftlich werden wir Das erreichen, was dem Einzelnen unmöglich ist. Ein Verein, wie der unsrige, verfügt über viele sonst unzugängliche Kräfte und concentrirt die bis dahin zersplitterte Thätigkeit. Erst dadurch können wir hoffen, die Ergebnisse der Forschung nicht nur für weitere Kreise, sondern auch für die Fortbildung unserer Geschichte nutzbar und zum Gemeingut aller Berufsklassen zu machen. Unsere nächste Aufgabe nach dieser Richtung hin ist die Erhaltung der aufgefundenen Alterthumsreste und Denkmale, deren erfahrungsmäßig häufige Vernichtung nur durch ihre Versetzung in Sammlungen zu verhindern ist. Diesen Zweck soll das Vereinsmuseum erfüllen und zugleich den nöthigen Mittelpunkt zur Verwerthung der Alterthümer schaffen. Dasselbe wird durch möglichst umfangreiche Zuwendungen gemachter Funde, durch Austauschbeziehungen mit andern Sammlungen, durch Nachbildungen seltener Alterthümer, sowie durch systematische Forschungen und Nachgrabungen zu vervollständigen sein. Die Sammlungen von Alterthümern bieten die wesentlichsten Hilfsmittel zur Erkenntniß der Sitten und Gebräuche, der productiven und geistigen Thätigkeit früherer Geschlechter, sowie zum richtigen Verständnisse der alten Schriftsteller. Aus dem durch sie enthüllten Bilde der Vergangenheit mit seinen Licht- und Schattenseiten tritt uns noch viel Gutes und Brauchbares entgegen. Eine allseitige Verwerthung desselben ist aber erst bei eigener Anschauung möglich, weil nur durch solche das Interesse der Bevölkerung an einheimischer Geschichte geweckt, belebt und erhalten werden kann. Da aber nicht aller Orten solche Sammlungen bestehen können, so werden die dem Vereine zugänglichen und überwiesenen Alterthümer durch Beschreibungen und Abbildungen zur weiteren Verbreitung zu bringen sein. Dies soll mittelst der Vereinszeitschrift ermöglicht werden, welche Hand in Hand mit den Sammlungen die Resultate der Forschungen verbreiten und auch für die vergleichende Geschichtskunde in anderen Gegenden nutzbar machen soll. Sie wird daher historische und Kulturepochen im Ganzen oder Einzelnen behandeln, Denkmale und Funde beschreiben, erläutern und durch Abbildungen veranschaulichen, Urkunden aufführen oder bringen, sowie zur wissenschaftlichen Correspondenzvermittelung dienen, um Denen, welche über einzelne Momente der hiesigen Landes- und Kulturgeschichte nähere Auskunft wünschen, durch Antworten auf Fragen an die Vereins-

mitglieder und Leser die bezüglichen Aufschlüsse zu geben. Die Aufgabe der Zeitschrift, welche sich auf Alles erstrecken soll, was die Geschichte der hiesigen Gegend, sowie die Kultur- und Lebensverhältnisse ihrer Bewohner in allen Zeiten betrifft, ist somit eine umfassende, kann aber bei der schon jetzt bewiesenen umfangreichen Betheiligung am Vereine mit der Zeit einer erfolgreichen Lösung entgegengehen.

Auf diese Weise hoffen wir ein reges Interesse für die hiesige Alterthumskunde und Geschichte in immer weiteren Kreisen zu erwecken und auf Grund fortgesetzter Forschungen die noch leeren Blätter unserer Territorialgeschichte mit einer neuen Welt volksthümlichen Lebens anzufüllen.

II. Die altgermanischen Bewohner des Regierungs-Bezirks Marienwerder seit 320 v. Chr., allgemeiner Kulturzustand, Agrar-Verfassung, fortificatorische Landesvertheidigung (befestigte Zufluchtsstätten für Kriegsfälle), Wohnplätze, Wohnungs-Verhältnisse und Landwirthschaft der alten Germanen.

Ein Beitrag zur altgermanischen

Landes- und Kultur-Geschichte

von

G. v. Hirschfeld,
Regierungs-Rath.

Erstes Stück.

I. Die Quellen der ältesten Landes- und Kulturgeschichte (geschriebene Ueberlieferung, Gräber und sonstige Ueberreste).

Die lange Vernachlässigung, welche das Studium der altgermanischen Vorzeit früher erfuhr, ward bedingt durch die Dürftigkeit und Einseitigkeit der Ueberlieferungen römischer Schriftsteller, an deren Prüfung man sich noch nicht wagte, durch den Mangel an Ueberresten sowie durch die Richtung unserer Geistesbildung, welche sich zum griechischen und römischen Alterthum mit seinen schönen Formen mehr hingezogen fühlte, als zu den unscheinbaren, kunstlosen und deshalb weniger ansprechenden Spuren des altgermanischen Lebens. Die geschriebenen Quellen fließen nicht nur spärlich, sondern sind auch mehrfach durch Vorurtheile gegen eine feindliche

Nation, durch subjective Anschauungen von rein römischem Gesichtspunkte eines bis zur Ueberfeinerung civilisirten Lebens, oft auch beim Mangel eigener Beobachtung oder zuverlässiger Berichte durch Uebertreibungen und sinnlose Fabeln getrübt. Außerdem waren die geselligen, wirthschaftlichen und häuslichen Einrichtungen der alten Germanen, für deren einfache Lebensverhältnisse eine beschränkte und unvollkommene Technik genügte, in höherem Grade dem Verfalle ausgesetzt, als die römischen monumenta aëre perennius,[1]) deren Riesenbauten das westliche Deutschland noch in den umfangreichsten Spuren aufweist und die Bewunderung des unpartheiischen Beschauers erregen. Daher ging von den Resten germanischen Anwesens Vieles schon vor dem Mittelalter in den Sturmperioden der politisch-nationalen Umwälzungen zu Grund. Vieles Andere theilte dann dieses Schicksal, weil der sonst vor Vernichtung schützende Kunstwerth den germanischen Alterthümern abging und man diese meist nicht der Aufbewahrung oder Erhaltung für werth hielt. Später that dann der Zahn der Zeit und die fortschreitende Landeskultur in Verbindung mit Unverstand der unteren Volksklassen, welche in jeder alten Urne Schätze witterten, das Uebrige, um zahllose historisch werthvolle Ueberreste einer untergegangenen Kulturperiode zu vernichten. Erst seitdem Männer wie Dorow, Wilhelmi, Klemm, Lisch, Preusker, Göppert, Lindenschmit, Weinhold, Haßler, Wanner, Handelmann, Ecker, Schaaffhausen, Virchow, und in unserer Gegend Lissauer und Marschall durch rationelle Erforschung der alten Kultur- und Grabstätten, welche ein unumstößliches Zeugniß vom Leben und Treiben der Vergangenheit ablegen, mit Erfolg begonnen haben, den auf dieser ruhenden Schleier zu lüften und seitdem die über ganz Deutschland sich verbreitende Vereinsthätigkeit zu gemeinsamer Forschung anregte, wird die Möglichkeit geboten, die unkritischen Schilderungen fremder Schriftsteller zu erklären und zu ergänzen, die absprechenden Urtheile der Römer zu berichtigen, sowie durch Vergleichung der Funde aus den verschiedensten Gegenden den öffentlichen und bürgerlichen, geselligen und häuslichen, materiellen und geistigen, ethischen und wirthschaftlichen Beziehungen des altgermanischen Lebens näher zu treten. Zwar bietet für eine Alles umfassende Geschichte dieser Zustände das mehr oder minder lückenhafte Material und das in Folge dessen noch wesentlich beschränkte Beobachtungsgebiet keine ausreichenden Unterlagen, und

[1]) Einzelne Theile römischer Straßen (am Rhein) sind noch bis in die Neuzeit benutzt, während dies bei andern längs des damaligen Rheins angelegten (wegen der hier seit der Römerzeit stattgefundenen Auflandung und Veränderung des Strombettes) nicht möglich war.

gestattet über Nationalität und Zeit so mancher Funde kein erschöpfend unumstößliches Urtheil. Ein solches kann erst begründet werden, sobald die Archäologie mit festem Systeme ihre Beweismittel gesammelt hat. Wenn wir es also dennoch versucht haben, einige bedeutungsvolle Seiten des geselligen und wirthschaftlichen Lebens der alten Germanen zu beleuchten, und zur Aufklärung einer zum Theil noch sogen. vorhistorischen Zeit beizutragen, so waren wir doch besonders auf diesen Gebieten, wo die geschriebenen Ueberlieferungen lückenhaft und die erwähnten zerstörenden Einflüsse besonders thätig waren, mehrfach auf Schlußfolgerungen angewiesen, welche vielleicht noch weiterer Bestätigung bedürfen und daher auf geneigte Nachsicht Anspruch machen müssen.

Im Allgemeinen glauben wir davon ausgehen zu können, „daß die äußeren und inneren Lebensverhältnisse aller germanischen Stämme vor und nach Cäsar's Zeiten auf gemeinsamen politischen, geselligen, ethischen und wirthschaftlichen Grundlagen beruhten, und daß nur die besonderen Einflüsse der Lage und Natur des Landes zu Abweichungen im Einzelnen führten." Daher haben wir den bezüglichen Darstellungen Dasjenige, was sich als Gemeingut aller Germanen kennzeichnet und den Stämmen an der Weichsel nicht minder, als den Anwohnern des Rheins und seiner Nebenflüsse, der Weser, Elbe und Oder gleichmäßig zukommt, zu Grunde gelegt und daran, soweit wir Anhaltspunkte zu finden glaubten, die hiesigen Zustände geknüpft.

Für die Erforschung der altgermanischen Vorzeit kommen zwei Arten von Quellen in Betracht: geschriebene Ueberlieferungen und Alterthümer.

1. Die geschriebenen Quellen

und die darin niedergelegten Angaben von Zeitgenossen erlangen erst durch kritische Prüfung aller auf die Zeit- und Lebensverhältnisse des Autors bezüglichen Momente, durch Ausscheidung alles Unglaubhaften und durch Zurückführung der Anschauungen und Urtheile auf das richtige Maß praktischen Werth. Sie gewähren daher erst dann, wenn sie als unpartheiische und übereinstimmende Ueberlieferungen anzuerkennen sind, den Leitfaden zur ferneren Forschung und zum weiteren Ausbau der Geschichte.

Unter den römischen Schriftstellern, deren Schilderungen über altgermanische und bezw. nordische Zustände auf uns überkommen sind,[2]) berichtet Cäsar (im bellum Gallicum) über die mit ihm (58—51 v. Chr.) in unmittelbare Berührung gekommenen germanischen (rheinischen

[2]) Die sonstigen Quellen enthalten über die Kulturzustände im Nordosten Deutschlands nichts Zuverlässiges. Diodor (20 n. Chr.), welcher zwar den Bernsteinhandel zwischen der Ostsee und Italien constatirt, schrieb nach Sagen und ungewissen

und bezw. belgischen) Stämme, Plinius der Aeltere über die Anwohner der Ostsee und unteren Weichsel (seit 320 vor Chr.) sowie über Kulturzustände anderer gemanischer Stämme (bis um 75 n. Chr.) in seiner historia naturalis, und Tacitus in der Germania über die germanischen Völker vom linken Rheinufer bis nach Rußland. Plinius hat mit großer Sorgfalt Alles, was aus früheren Quellen glaubhaft war und ihm aus eigener Anschauung sowie auf Grund näherer Erkundigungen zuverlässig schien, gesammelt.[3]) Cäsar und Tacitus haben gleichfalls aus eigener Beobachtung und möglichst genauen Forschungen geschöpft. Allein trotz dem unverkennbaren Bestreben nach unpartheiischer Auffassung legten sie, gleich allen Römern, bei Beurtheilung fremder Völker, die römische Kulturhöhe eleganter äußerer Politur, verfeinerter Lebensweise und raffinirten Comforts auf sämmtlichen Gebieten materiellen und geistigen Lebens als Maßstab ihrer Kritik an, so daß ihnen bei den Germanen Alles, was unter dem Niveau des Römerthums stand, weit roher, widerwärtiger und uncivilisirter erschien, als es sich dem ungetrübten Auge dargestellt hätte. Nur betreffs der ethischen und moralischen Seiten des germanischen Wesens waren sie unbefangen, weil diese im grellsten Gegensatze zu der ihnen, wie allen edleren Naturen der damaligen Zeit widerwärtigen römischen Sittenverderbniß standen. In der Charakterschilderung dagegen waren die Römer durchaus partheiisch. Cäsar, der als musterhafter Gatte das Familienleben der Germanen zu würdigen weiß, kann es diesen gleichwohl nicht verzeihen, daß sie sich dem Anspruche Roms auf die Weltherrschaft widersetzten. Er betrachtet ihre lediglich auf Behauptung nationaler Selbstständigkeit abzielenden Schilderhebungen als Verrath, wirft ihnen Hinterlist, Grausamkeit und unersättliche Raubsucht vor, ohne zu bedenken, daß er selbst durch seine Intriguen zur Lösung germanischer Stammbündnisse, durch Handlungen maßloser Grausamkeit, welche er theils gegen ganze Stämme, (deren Land

Angaben, und sein Zeitgenosse Strabo läugnete die Möglichkeit einer Kenntniß des Landes jenseits der Elbe. Die Berichte der bithynischen Reisenden (zu Augustus Zeit) legen den Germanen an der unteren Weichsel eine ethische und sittliche Verkommenheit bei, welche mit dem germanischen Wesen unvereinbar ist und den in dieser Hinsicht zweifellosen Zeugnissen des Tacitus (Germ. 18, 19) widerspricht (vgl. Abschnitt III.), und Pomponius Mela bringt fast nur wunderbare Sagen und greift, wo ihm der Stoff ausgeht, zu Fabeln. (Vgl. die eingehende Kritik dieser Quellen bei Voigt, Gesch. Preußens. Königsberg 1827. I. S. 29–36, wo auch die im Uebrigen glaubhaften Angaben ausgeschieden sind.)

[3]) Auf eine Widerlegung des absprechenden Urtheils über Plinius in Schlosser's Weltgeschichte verzichten wir um so eher, als schon Voigt (a. a. O.) seine schriftstellerische Thätigkeit und Glaubwürdigkeit in thatsächlicher Hinsicht anerkennt.

er sengend und brennend durchzog), theils gegen aufständische und abtrünnige Gegner verübte, sowie durch seinen gallischen Krieg, d. h. jenen Raubzug gegen Völker, welche niemals den Römern etwas zu Leide gethan, Präcedenzfälle einer völkerrechtlichen Praxis schuf, deren Anwendung Rom gegen sich selbst nicht gelten lassen wollte. Auch die Züge von Hinterlist, Verletzung des allen Nationen heiligen Gesandtschafts- und Gastrechts, deren sich die römischen Kaiser von Augustus bis Julian schuldig machten, waren ebensowenig geeignet, den Germanen als leuchtende Vorbilder zu dienen, wie die römische Prahlsucht, welche erkaufte Friedensschlüsse zu Siegen und Triumphen stempelte, ihnen Achtung vor den Römern einzuflößen vermochte, und wenn man erwägt, daß selbst in den Stürmen der Völkerwanderung, als die wildesten Leidenschaften entfesselt waren, die Burgunden (412 nach Chr. Geb. um Mainz) und Gothen durch Milde und Humanität sich auszeichneten, so zerfließt Alles, was alte und neue Schriftsteller seit Cäsar von einem zu Grausamkeit, Länder- und Menschenraub geneigten Naturell der Germanen wissen wollen, in Nebel. Die eigentlichen Räuber waren die Römer, welche die unterworfenen Völker im Westen und Osten vollständig entnervten und bis aufs Blut aussogen. Tacitus, obwohl noch in allen römischen Vorurtheilen befangen, und daher auch nicht in der Lage, das germanische Wesen mit seinen ihm fremdartigen und unfaßbaren Elementen als berechtigt anzuerkennen, ist doch schon in manchen Punkten gemäßigter, und Plinius endlich würdigt bereits die friedlichen Beschäftigungen germanischer Stämme. Alle drei aber vermögen noch nicht den örtlichen und klimatischen Verhältnissen, von denen doch alle geselligen und häuslichen Einrichtungen zunächst abhängen, Rechnung zu tragen.

Aus den nämlichen Gesichtspunkten stellte sich ihnen das Land dar. Ihren durch den sonnigen Himmel und die lieblichen Gefilde Italiens verwöhnten Sinnen konnte zwar Deutschland mit seinem viel rauheren Klima, seinen ausgedehnten Waldungen, Gewässern und Sümpfen, und seinen unwegsamen Wildnissen keineswegs als Eldorado erscheinen. Allein ein so trostloser und unwirthlicher Aufenthalt, daß nur der Eingeborene daselbst auszuhalten vermöge, (Tac. germ. 2) und daß nicht einmal die romantischen Naturschönheiten seiner Berg-, Wald- und Wasserparthieen mit dem Lande aussöhnten, war dasselbe nicht für Ansiedler, welche sich, wie die Römer, von dem einheimischen Volke angezogen fühlten und bei ihrer vorgeschrittenen Technik die Schreckniße des Klimas mit Leichtigkeit überwanden. Nur dem eingefleischten Romanismus war es möglich, sich in jene Antipathie grundsätzlich hineinzureden, obwohl er thatsächlich seine Inconsequenz schon vor Tacitus durch die bereitwilligen Massenan-

siedelungen eingeborner Römer an den Ufern des Rheins und der Donau bewiesen und durch zahlreiche römische Villen das Wohlbefinden der Ankömmlinge in der neuen Heimath an den Tag gelegt hatte. Wenn man daher bei den Schilderungen der Römer den subjectiven Standpunkt ihrer absprechenden Anschauungsweise, sowie die Gebräuche und Ansichten des Zeitalters berücksichtigt, so wird sich weder das Land als eine für vernünftige Wesen unbewohnbare, auf der niedrigsten Stufe wirthschaftlicher Entwickelung stehende, an Menschen und Erzeugnissen arme Wüstenei, noch die Bevölkerung irgend eines germanischen Stammgebiets als eine Rotte verthierter Halbmenschen, welche mit ihrem Ideenkreise auf das rein Materielle beschränkt, ohne Gefühl für Menschenwürde, ohne geistiges Leben und Streben in Stumpfsinn und Arbeitsscheu gleich und unter dem Vieh vegetiren, darstellen.

Auf der andern Seite darf man aber nicht in das entgegengesetzte Extrem verfallen und die (wenn auch nicht überall aus eigener Sinneswahrnehmung herrührenden) thatsächlichen Anführungen eines Cäsar, Plinius und Tacitus gänzlich aus der Geschichte verdrängen wollen, wie es neuerdings selbst von wissenschaftlichen Autoritäten versucht wird. Wie sich auch aus den Grabfunden bestätigt, waren die Verkehrsbeziehungen der germanischen Stämme unter sich (z. B. zwischen Weichsel und Rhein) sowie mit Massilia und Rom viel ausgedehnter, als man früher anzunehmen geneigt war, und namentlich hatte der Bernsteinhandel schon sehr früh zu Verbindungen der Ostsee mit dem südlichen Frankreich und Italien geführt, durch welche den Reisenden eigene Anschauung und Beobachtung ermöglicht wurde. Es frägt sich daher in den betreffenden Fällen zunächst: konnten die Römer von jenen fernen Ländern Nachrichten haben? und dann: welchen Glauben verdienen die nur auf Hörensagen beruhenden Berichte? Erstere Frage ist betreffs der Weichsel- und Ostseeküsten unbedingt zu bejahen, und in zweiter Hinsicht haben weder Plinius, dessen Schriften von 75 n. Chr. datiren, noch Tacitus, welcher zwischen 70 und 110 n. Chr. schrieb, die unbestimmten und fabelhaften Angaben der früheren Schriftsteller (Anm. 2) übernommen und also den ernsten Willen an den Tag gelegt, Wahrheit und Dichtung streng zu scheiden. Wenngleich sie daher nicht persönlich im nördlichen und nordöstlichen Deutschland waren, so standen sie doch der Sache viel näher, als unsere heutigen Ethnologen und waren hinsichtlich der Nationalität und der bestehenden Zustände durchaus unbefangene Zeugen. Ihre thatsächlichen Anführungen, namentlich soweit nicht die römische Nationaleitelkeit ins Spiel kam, muß man daher bis zum Gegenbeweise als vollgültige Zeugnisse gelten lassen, welche an Glaubwürdigkeit noch gewinnen, wenn sie im

Einzelnen — wie dies bisher so häufig der Fall war — in der Archäologie ihre Bestätigung finden. Nur betreffs solcher Momente, bei denen die Fortschritte der Naturwissenschaften einen zuverlässigen Probirstein abgeben, unterliegen sie der Kritik.

2. Die Alterthumsfunde

bezwecken, nicht nur die Zeit ihrer Entstehung, sondern auch die Nationen, denen sie ihren Ursprung verdanken, erkennen zu lassen. Sie bilden den Ausgangspunkt für die Erforschung früherer Kulturzustände und die Beweismittel zur Bestätigung oder Verwerfung der geschriebenen Quellen, Sprachreste, Rechtsbräuche oder Sagen und gewähren als *unmittelbare* Zeugen des materiellen Lebens zugleich einen *mittelbaren* Einblick in die geistige Richtung und Befähigung, in die ethische und Bildungsstufe sowie in die individuell-nationalen Eigenthümlichkeiten der Völker. Vor Erreichung dieser höchsten Endziele aller Forschung kommen aber noch verschiedene Momente und Vorfragen in Betracht, nach deren Erörterung man überhaupt erst daran denken kann, Schlüsse zu ziehen.

Häufig finden sich gleichartige Alterthümer in verschiedenen Ländern und Gebieten, von denen die einen gegenwärtig von gemischten Völkern, die anderen noch ausschließlich von denjenigen Nationen bewohnt werden, welche sich — soweit eine geschichtliche Kunde aufsteigt — daselbst unvermischt erhalten haben, wie wir dies in der vorigen Abhandlung (vgl. S. 5) betreffs des nördlichen Deutschlands angedeutet haben. Daher wird man die Alterthümer zunächst in bewegliche und unbewegliche zu scheiden haben. Erstere bieten von vorne herein die Möglichkeit, als Kriegsbeute, Handelsartikel oder Gegenstände des Tauschverkehrs ins Land gekommen zu sein. Man darf also z. B. aus aufgefundenen Münzen nicht ohne weitere Bestätigung auf die Ansäßigkeit oder Anwesenheit der betreffenden Völker schließen. Die unbeweglichen Denkmale und Ueberreste menschlicher Thätigkeit dagegen können — abgesehen von den vereinzelten Spuren vorübergehender Reisen, Handels- oder Truppenzüge — nur von Denen herrühren, welche an den bezüglichen Fundorten gelebt haben, und sind demnach auch geeignet, über die Bewohner Aufschluß zu geben. Unter den unbeweglichen Alterthümern stehen aber die Gräber obenan, nicht nur, weil ihr unberührter Inhalt die ihnen vor Jahrhunderten anvertrauten Werke der Menschenhand unversehrt wieder ausliefert und also von vorne herein jede Möglichkeit, durch Zufall an den Ort der Auffindung gelangt zu sein, ausschließt, sondern auch weil die zugehörigen, in ihrer Umgebung vorhandenen und — soweit nicht mehrere Kulturgenerationen nach einander auf

einer und derselben Stelle hausten — gleichzeitigen Ueberreste ein Gesammtbild vom Leben und Treiben ihrer nach Zeit und Nationalität zu bestimmenden Erbauer abgeben.

Doch muß man sich davor hüten, aus der Beschaffenheit und den geologischen Verhältnissen der einzelnen Fundstätte, aus Stoff, chemischem Gehalte und Technik der Fundstücke allein, bezw. ohne den Leitfaden der geschriebenen, unpartheiischen und übereinstimmenden Ueberlieferung und ohne Berücksichtigung der sonstigen einflußreichen Momente (wie z. B. der lange noch nicht genug gewürdigten Handelsbeziehungen des Alterthums) die Kulturgeschichte zu construiren und sich in patriotische Phantasieen über altgermanische Bildungsverhältnisse verlieren.

Auf der anderen Seite aber dürfte es ebenso unbegründet sein, der überlieferten Geschichte zuwider, die Denkmale und Spuren älterer Civilisation auf germanischem Boden der deutschen Nationalität von vorne herein abzusprechen und sie durch künstelnde Beweisführungen einer hochkultivirten keltischen oder slavischen Urbevölkerung des nördlichen und nordöstlichen Deutschlands zu überweisen. Nachdem man die vom Auslande her (namentlich aus England) stammende (u. A. von Mone, Bensen, Schreiber, Leo vertretene) Keltologie, welche alle alten Denkmale, Gräber und Alterthumsreste auf germanischem Stammgebiete von den Steindenkmalen und Grabhügeln bis zu den Todtenfeldern des siebenten Jahrhunderts n. Chr. den zu thierischen Halbmenschen herabgedrückten Germanen entzieht und einer hochcivilisirten keltischen Vorbevölkerung zutheilt, durch die Forschungen allgemein anerkannter Autoritäten (wie z. B. eines Preusker, Klemm, Lisch, Lindenschmit) im Wesentlichen beseitigt hatte, trat die Slavologie auf. Wiederum waren es Engländer, welche die Annahme einer slavischen, den Germanen an Bildung und Geschmack überlegenen Urbevölkerung in erster Linie vertheidigt und für diese das alte Germanien bis auf ein kleines Stück zwischen Weser und Rhein in Beschlag genommen haben. Während der in anderer Hinsicht als Forscher anerkannte J. M. Kemble in seinem: „horae ferales" diese Idee nur andeutet, spricht sie Dr. Latham (ein Herausgeber seiner Abhandlungen) unverblümt aus. Er belehrt die: „noch in den groben Irrthümern des Tacitus befangene deutsche Forschung, daß das alte Germanien sich nur auf das Sauerland (im Regierungsbezirke Arnsberg), Hessen, Nassau und einen Theil Thüringens erstreckte, daß zu Tacitus Zeiten an der Elbe und über diese hinaus keine Germanen wohnten, daß nicht nur Veriner und Vandalen, sondern auch Longobarden und Gothen Slaven und nur theilweise germanisirt waren, und daß es nur dem nationalen Dünkel der Deutschen in den Sinn kommen konnte, diese Völker für Germanen zu erklären." Hierzu bemerkt Linden-

BIBLIOTEKA PRZ

schmit: „Wäre Herrn Dr. Latham der Nachweis dieser Behauptung, um den er sich aber weiter keine Mühe gibt, möglich, vermöchte er die Germanisirung der alten Völker an der Elbe, Oder und Donau von Hessen, Nassau und dem Sauerlande aus zu begründen, so würde er, augenscheinlich ganz gegen seine Absicht, dem deutschen Elemente, repräsentirt durch einige wenige unserer alten Stämme, eine Machtfülle zuweisen, welche die kühnsten Ansprüche teutonischer Nationaleitelkeit übersteigen würden. Leider hat es Herrn Dr. Latham nicht gefallen, uns über diesen für uns doch einigermaßen wichtigen Punkt eingehendere Aufschlüsse zu schenken, wie überhaupt die Reihe seiner überraschenden Entdeckungen durch das Langweilige einer trockenen Beweisführung zu unterbrechen. Statt dessen zeigt Dr. Latham, ohne selbst Philologe zu sein — denn er muß wohl glauben, die Sprache des Ulfila sei die slavische — die überlegene Haltung jener philologischen Historiker oder Geschichte machenden Sprachforscher, welche sich das Ansehen geben, die alten Völkernamen in die eigenthümlichen Stammesbezeichnungen und in freiwillig aufgenommene Namen fremder Zunge unterscheiden zu können und, auf Grund einer geradezu unmöglichen vollen Kenntniß der alten Sprachformen, die Geschichte umstürzen und neu construiren zu dürfen." Vor dem Forum der deutschen Geschichts- und Alterthumsforschung können zwar solche Uebertreibungen, wie sie Latham in die Welt schleudert, nicht bestehen. Allein die ihnen zu Grunde liegende Ansicht von einer hochkultivirten vorgermanischen Urbevölkerung in Deutschland ist — vielleicht auf Grund der angeborenen Bescheidenheit der deutschen Nation, geistige Errungenschaften Anderen einzuräumen — in der deutschen Wissenschaft noch mehrfach vertreten und kommt auch bei Beurtheilung der Alterthümer des Weichsel-, Oder- und Elbgebiets in Betracht. Cäsar erwähnt (bell. Gall. II. 4) einer in Belgien verbreiteten Tradition, „wonach germanische Stämme vor Alters den Niederrhein überschritten und dessen von Kelten bewohntes linkes Ufer und die Landschaften bis zur Marne und Seine (l. c. I. 1) occupirt hätten", und berichtet (l. c. I. 31): „daß die Sueben neuerdings über den Oberrhein in das keltische Gallien eingedrungen wären." Abgesehen von der häufigen Trüglichkeit aller im Volksmunde sich fortpflanzenden Ueberlieferungen unvordenklicher Ereignisse handelt es sich hier nur um vereinzelte Wanderungen einiger Stämme, welche von der Fruchtbarkeit benachbarter Ländereien angelockt wurden. Von Massenzügen fremder Völker in der Urzeit durch Deutschland und von Einwanderung der alten Germanen aus Asien wissen die griechischen und römischen Schriftsteller Nichts. Die Anthropologie und Ethnologie, so sehr sie auch bei ihrer hohen und vielseitigen Entwickelung die archäologische Forschung schon

jetzt fördert, dürfte kaum hier ergänzend eintreten können, so lange sie bei Erforschung der Geschichte des Menschen und bei Beurtheilung menschlicher Spuren und Denkmale die übereinstimmenden und unpartheiischen Ueberlieferungen von der Hand weist.[4]) Dagegen erzählen Cäsar, Livius und Tacitus von Wanderungen der Kelten und belehren uns, daß diese Züge von Westen nach Osten und durch das Donauthal gingen. Falls daher vielleicht frühere Völkerzüge aus dem Orient stattfanden, so liegt noch kein Grund vor, für diese eine andere als jene natürliche Völkerstraße in der sog. Urzeit anzunehmen. Noch zu Tacitus Zeiten erscheint das damalige Deutschland von Rußland bis an den Rhein ohne Spuren einer früheren Kultur und er spricht sich aus ganz bestimmten Gründen (Germ. 1—4) gegen jede frühere Anwesenheit fremder Völker aus. Nur einzelne Stämme, wie z. B. die Gotiner (um Neisse) und Osen (um die Weichselquellen) erklärt er (l. c. 43) für Nichtgermanen. Schon die (einer späteren Abhandlung vorbehaltenen) alten Steindenkmale, welche auf altgermanischem Gebiete (vgl. sub II. Anm. 8, S. 22) selbst in felsreichen Gegenden Norddeutschlands fast ausschließlich in viel kleineren Dimensionen und größerer Einfachheit auftreten, als auf altkeltischem Boden (zu Cäsars Zeiten), dürften trotz ihres

---

4) Auf wie unsicherm Boden die lediglich sich selbst vertrauende und den nicht zu beseitigenden archäologischen Thatsachen nur Schritt für Schritt nothgedrungen weichende Richtung der Anthropologie steht, und sich bei der (namentlich von Virchow vertretenen) Annahme einer progressiven Entwickelung von der Dolichokephalie zur Brachykephalie oder umgekehrt immer bewegen wird, ergeben die Verhandlungen der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. War überhaupt innerhalb des nämlichen Stammes eine so durchgreifende Wandelung in der Körperbildung möglich, daß frühere Racentypen nicht mehr erhalten bleiben, dann dürfte es wohl überhaupt nicht gelingen, aus der Knochenbildung die Nationalität zu bestimmen. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß selbst Virchow die thatsächlichen und in vielen Punkten von der Archäologie bestätigten Angaben römischer Schriftsteller verwirft, dagegen bei Erörterung jener progressiven Entwickelung den bekannten Aufnahmen über die Körperbeschaffenheit der Schulkinder in einer so minutiösen Frage überhaupt Beweiskraft beilegt. Wie wenig zuverlässig derartige Aufnahmen sind und nach Lage der Sache sein können, habe ich während meiner langjährigen statistischen, theils amtlichen, theils der niederrheinischen Gesundheitspflege gewidmeten Thätigkeit zweifellos erfahren und werden mir dies die Herren Landräthe, Bürgermeister und bezw. Amtsvorsteher bestätigen. Namentlich habe ich gerade betreffs jener Erhebungen in Westpreußen, wo Slaven und Deutsche durcheinander wohnen, die vollständige Willkür bei Ausfüllung der Schemata ebenfalls wiedergefunden. Ob in anderen Ländern und Gegenden genauer verfahren ist, kann ich selbstredend nicht beurtheilen, doch muß ich nach meinen Erfahrungen gegründete Bedenken gegen den wissenschaftlichen Werth der Angaben zur Unterstützung geschichtlicher Beweistheorien hegen.

internationalen Ursprungs auf eine individuell nationale Verschiedenheit deuten, selbst wenn solche in weniger vorgeschichtlicher Mechanik ihren Ausdruck fände. Wie Lindenschmit bemerkt, „ist die Geologie, welche die Steingeräthe der Eiszeit entdeckte und der Archäologie überlieferte, noch nicht selbst darüber zur völligen Gewißheit gelangt, ob jene Gletscherperiode Mitteleuropas wirklich so überaus weit von dem Beginne der Geschichte der östlichen und südlichen Völker abliegen muß oder nicht." Er weist (Zeitschrift des Mainzer Alterthumsvereins III. S. 19—27) nach, daß die Hypothese eines vorgermanischen Völkerwechsels und einer mit dem Verschwinden des sog. Hünenvolkes, welches jene Steindenkmale errichtete, in Verbindung gebrachte Einströmung von Stämmen verschiedener Bildung und Race in das mittlere Europa durch den Zusammenhang der bekannten Grabformen widerlegt wird, und macht darauf aufmerksam, daß aus der Zeit, welche vor jenen Steindenkmalen liegt, bis jetzt noch alle nachweisbare Spuren voraufgegangener Versuche und Uebergänge fehlen. Da nun aber eines jener Steinmonumente in Deutschland (der Steinpfeiler auf dem Todtenfelde zu Monsheim) einem von Lindenschmit etwa in das 6. Jahrh. v. Chr. gesetzten germanischen Gräberfelde angehört, (vgl. a. a. O. S. 1 u. folg.) so liegt kein Grund vor, für jene als die ältesten Denkmale menschlicher Thätigkeit anerkannten Ueberreste eine vorgermanische Urbevölkerung zu suchen. Ebensowenig kann man zugeben, daß diese, wenn sie ein hochgebildetes Kulturvolk gewesen und also auch Dem entsprechend in der Bewaffnung vorgeschritten war, bei ihrer großen Anzahl von den noch zur Römerzeit mangelhaft bewaffneten und demnach im Kampfe stets benachtheiligten weniger zahlreichen Germanen von Rußland bis über den Rhein nach Gallien, oder vom Rhein bis über die Weichsel nach Rußland, wo zu Tacitus Zeiten Slaven wohnten, gejagt worden seien. War überhaupt vor den Germanen bezw. vor der aus der Sprachverwandtschaft hergeleiteten indogermanischen Einwanderung aus Asien ein Urvolk in Deutschland anwesend, so kommt solches für die Geschichte noch nicht in Betracht, weil alle vorzeitlichen Spuren menschlicher Existenz und Thätigkeit, soweit sie einen Einblick in die Lebens- und Kulturverhältnisse gestatten, sich bei ihrem in Geräthen, Waffen und Werkzeugen, in Grabformen und Bestattungsweise und sogar in der Schädelbildung[5]) nachweisbaren Zusammenhange zwischen der Zeit der Steindenkmale und der merovingischen Periode als Ueberreste

[5]) Die in den fränkischen, alamannischen und burgundischen Reihengräbern vom fünften bis achten Jahrhundert n. Chr. auftretende Dolichokephalie erscheint schon in den Reihengräbern bei Monsheim (mit Steindenkmal) aus dem sechsten Jahrhundert v. Chr.

eines und desselben Volkes darstellen und daher nicht bis zu jenem Urvolke zurückreichen. Nach diesen Gesichtspunkten werden wir daher auch unsere westpreußischen Funde zu beurtheilen und zu bestimmen haben.

Schließlich müssen wir noch den historischen Werth der Etymologie (in Wortstämmen oder Assonanzen) bei Bestimmung der Nationalität berühren. Jene kann nur bei denjenigen Orts-, Völker- oder Eigennamen über diese Aufschluß geben, wo solche bereits anderweit historisch verbrieft ist, keineswegs aber als Belag eines Völkerwechsels dienen. Wenn z. B. angeblich slavische Worte in germanischen Namen da vorkamen, wo die Geschichte niemals Slaven nachweist, so beweist dies wohl noch nicht die Priorität slavischer Völker daselbst, sondern das Vorkommen deutscher Elemente im Slavischen oder gemeinsame Ausgangspunkte der slavischen und germanischen Sprache. Das nämliche Verhältniß der bezüglichen Sprachen zu einander ergiebt sich für das Vorkommen angeblich keltischer Wortstämme und Assonanzen in deutschen Namen. Einerseits finden sich solche deutsche Worte in Ortsnamen auf keltischem Gebiete (II. Anm. 8, S. 22) da, wo Germanen nachweisbar eingewandert sind, und andererseits führen Cäsar und Tacitus sowohl bei den Germanen, als bei den Kelten Eigennamen auf, welche in der fraglichen Hinsicht nahe miteinander verwandt sind. Bei dem unbestrittenen Zusammenhange aller europäischen Sprachen dürfte daher die Etymologie für die Priorität der Völker nicht weiter in Betracht kommen (vgl. Lindenschmit: Die Räthsel der Vorwelt), und auf der dritten allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft hob Ecker hervor: „daß Gleichheit der Sprache ebenso bei den Völkern, wie beim einzelnen Individuum für die Erziehung, aber nicht für die Abstammung maßgebend sei."

II. Die altgermanischen Bewohner des Regierungsbezirks Marienwerder seit 320 v. Chr.

Die Landschaften an der unteren Weichsel (und damit die Bestandtheile des Regierungsbezirks Marienwerder) treten zuerst um 320 v. Chr. Geb. in die Geschichte ein. Abweichend vom westlichen Deutschland, wo die Römer zuerst im Wege der Eroberung mit Land und Leuten in Berührung kamen, führte an der Ostsee die friedliche Handelspolitik der Massalioten den Pytheas als Reisenden in das Land und seinem, durch Plinius (hist. nat. 37,2) aufbewahrten Berichte verdanken wir die ersten bestimmten und zuverlässigen Nachrichten über die hiesige Gegend. Danach

waren Germanen die ältesten bekannten Bewohner des Regierungsbezirks Marienwerder. In seinem östlichen Theile fand Pytheas auf dem rechten Weichselufer bis an die Ostsee hinab und bis nach Ostpreußen und russisch Polen hinein am Ende des 4. Jahrhunderts vor Chr. Geb. die Guttonen, welche Tacitus noch in den nämlichen Wohnsitzen beim Beginne des zweiten Jahrhunderts nach Chr. Geb. unter dem Namen Gotonen kennt (Germ. 43). Die germanischen Stämme in den Kreisen des linken Weichselufers erwähnt Plinius nicht ausdrücklich. Zu Tacitus Zeiten wohnten hier Zweige einer unter dem Gesammtnamen Lygier zusammengefaßten Völkerschaft und zwar im Norden die Helvokonen (in der Kassubei) und die Manimer (südlich von ihnen und bis an die Weichsel) und im südlichen Theile des Regierungsbezirks Marienwerder von der Weichsel an durch das südliche Pommern hindurch und an der Netze bis zur Warthe und Oder die Burgundionen (vgl. J. Voigt, Geschichte Preußens. Königsberg 1827. I. S. 18—26, 40, 53—56, 67, 72, 73). Beide Völker: die Lygier und Burgundionen, welche noch bei ihrem Auftreten am Rheine (270—275 und bezw. 364—375 n. Chr.) reine Germanen waren, gehörten nebst den Gotonen dem großen suebischen Völkercomplexe an, welcher theilweise in die Kriege Cäsars (58 vor Chr.) verwickelt war, sich um 50 vor Chr. (nach Besiegung des Ariovist) vom linken Ufer des Oberrheins bis zur Nahe[6]) und auf dessen rechten Ufer bis in die Gegend von Rüdesheim,[7]) quer durch Deutschland bis über die untere Weichsel hinaus und an die Ostsee erstreckte. Sie grenzten im Osten an slavische Stämme und im Westen an das keltische Gallien.[8]) Ob und inwieweit einzelne

---

[6]) Nördlich von der Nahe wohnten rheinabwärts Treverer (bis zum Ahrgebirge, nach Einigen bis Bonn), Eburonen (bis zur Erftmündung) und dann Menapier (bis nach Holland hinein).

[7]) Nördlich folgten damals längst des Rheins abwärts Ubier (bis zur Dhün), Sigambrer (von da bis zur Lippe) und demnächst Menapier (bis nach Holland).

[8]) Die auf dem linken Rheinufer bis an die Seine (aufwärts bis zur Mündung der Marne) und Marne (aufwärts bis zu ihren Quellen), und bis an eine von den letzteren über den Mont de Faucille zum Rhein (in der Gegend von Mühlhausen) gezogene Linie wohnenden Stämme gehörten 58 vor Chr. nach Cäsars kaum mißzuverstehender Topographie (bell. Gall. I. 1. 2) nicht zu den Kelten, deren Gebiet im Norden und Nordosten damals nur bis an Seine, Marne und längst der nördlichen Grenze des Sequanergebietes (welche obiger Linie entspricht) bis an den Rhein reichte. Die nördlich und nordöstlich von dieser Grenze wohnenden und von den Kelten durch Sprache, Sitten und Verfassung wesentlich verschiedenen Stämme nennt Cäsar theils mit Stammnamen, theils begreift er sie unter dem Gesammtnamen Belgier, welche (a. a. O. II. 4) meist (d. h. bis etwa auf die unmittelbaren Be-

Stammgenossen der westpreußischen Germanen (als Theilnehmer an Gefolgschaften) zu den mit den Römern in Berührung gekommenen Kimbern und Teutonen (113 vor Chr. Mommsen röm. Gesch. II. 1855 S. 166) oder Sueben (58 vor Chr. Caes. bell. Gall. I.) gehörten, ist nicht nachgewiesen. Dem Völkerbunde des Marbod scheinen die Stämme an der Weichsel — wenn auch nur mittelst loser Verbindung — angehört zu haben. Dagegen nahmen Gotonen an dem Zuge gegen Marbods Reich (um 90 nach Chr. Geb.) und vermuthlich auch an den Kämpfen gegen Rom, (um 166 nach Chr. Geb.) gemeinsam mit lygischen Stämmen Theil (Voigt a. a. O. I. S. 60—65). Seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts nach Chr. Geb. beginnt an der unteren Weichsel eine durchgreifende Verschiebung der Stammes- und Besitzverhältnisse. Zu Ptolemäus Zeiten (175—182 n. Chr.) saßen zwar auf dem linken Weichselufer noch die nämlichen Völkerschaften in denselben Wohnsitzen, wie sie Tacitus kennt. Dagegen waren auf dem rechten Ufer die Gotonen größtentheils verschwunden. Es scheint, daß die letzteren ihr durch die erwähnten Kriegszüge in den Süden schon entvölkertes Land gegen die aus dem Osten in Folge dortiger Massenbewegungen andrängenden Völker nicht länger zu behaupten vermochten und eine neue Heimath aufsuchten. Wenigstens wanderten sie (vgl. Voigt a. a. O. I. S. 51, 55, 56, 66 - 68, 73—76) nach Skandien aus und innerhalb ihres früheren Stammgebietes finden sich um 175 nach Chr. Geb. am Küstenstriche des frischen Haffes die slavischen Veneder (a. a. O. S. 66, 96) und südlich von ihnen bis nach russisch Polen die Gelinder, sowie zwischen Osterode und Soldau die Igyllionen. Auf dem linken Weichselufer hielten sich die germanischen Lygier und Burgundionen bis gegen die zweite Hälfte des dritten Jahrhunderts. Um 270—282 n. Chr. wanderten sie aber gleichfalls aus. Die Lygier erscheinen um 270—275 nach Chr. am Rhein. Die Burgundionen zogen theils nach der Insel Bornholm, theils in die Landstriche oberhalb des Spessart, und ließen sich, nachdem der römische Kaiser Valentinian (364 bis 375) sie gegen die andrängenden Germanen zu Hilfe gerufen hatte, im Jahre 413 in Rheinhessen und den benachbarten Gegenden nieder.

Während sonach die germanische Nationalität der ältesten bekannten Einwohner des Regierungsbezirks Marienwerder auf dem rechten Weichselufer bis um die Mitte des zweiten Jahrhunderts und auf dem linken Weichselufer bis gegen 270 nach Chr. keinem Zweifel unterliegen dürfte,

---

wohner der Seeküste) Germanen waren, so daß also schon nach Cäsars Angaben den sämmtlichen Bewohnern des linken Rheinufers bis zu der bezeichneten Grenze die germanische Nationalität nicht abzusprechen sein wird.

sind die späteren Verhältnisse bis zum vierten Jahrhundert noch nicht hinreichend aufgeklärt. Wir entnehmen Voigt's Geschichte (I. S. 94—142) darüber Folgendes: „„Etwa im Anfange des dritten Jahrhunderts — führt Voigt aus — sei eine Schaar Gothen aus Skandien zu Schiffe an die Gestade der Ostsee zurückgekehrt und habe sich Wohnsitze in der Nähe der Weichselmündungen erkämpft. Die von letzteren westlich längs der Küste wohnenden Rugier wären von den Ankömmlingen theils verdrängt, theils mit ihnen vereinigt worden. Zugleich hätten die Gothen sich auf dem rechten Weichselufer nach Osten und Süden ausgedehnt, zunächst die östlich (am frischen Haffe bis gegen das kurische Haff und Samland hin) wohnenden Veneder, demnächst auch die Ulmerugier unterworfen und durch angelegte Burgen in Gehorsam erhalten. Auf den Werdern zwischen den Weichselmündungen habe sich eine andere Abtheilung skandischer Gothen unter dem Namen Gepiden niedergelassen, und von hier aus unter Verdrängung der Lygier und Burgundionen (270—282) auch die auf dem linken Weichselufer belegenen Theile des Regierungsbezirks Marienwerder eingenommen. Die Gothen und Gepiden seien aber zum größten Theile schon bald nach ihrer Ankunft weiter in den Südosten Europas gezogen. Als nach 375 das slavische Nomadenvolk der Acaziren in Ostpreußen eingedrungen, seien die Veneder weiter gewandert und hätten sich auf dem linken Weichselufer in den seit dem Abzuge der Gepiden leer gewordenen Landschaften niedergelassen. In Folge der Völkerbewegungen an der Donau im sechsten Jahrhundert sei um 550 ein slavischer Völkercomplex (Lechen) die Weichsel hinauf gezogen. Von diesen hätten sich die Pommeraner auf dem linken Weichselufer in Westpreußen bis nach Pommern hinein festgesetzt, während die Masovier bis an die Drewenz vorgedrungen und den östlich von dieser belegenen Strich des Regierungsbezirks Marienwerder in Besitz genommen hätten.““

Während diese slavischen Züge der Geschichte angehören, gelten die direkten Wanderungen der Gothen und Gepiden aus Skandinavien nach den Weichselmündungen als Gegenstände einer zweifelhaften Tradition, und namentlich ist die Frage: ob und inwieweit sich auch nach Mitte des 2. Jahrhunderts auf dem rechten Weichselufer germanische Stämme unvermischt erhalten haben, noch nicht entschieden. Nach dem um 175 n. Chr. bereits erfolgten Abzuge der Gotonen vom rechten Weichselufer wurde nämlich das letztere von einer Bevölkerung eingenommen, welche unter dem Namen Ulmerugier auftrat, im sechsten Jahrhundert vom Regierungsbezirke Marienwerder das Land zwischen Drewenz und Weichsel bewohnte, und, da seitdem weitere Einwanderungen hier nicht mehr stattfanden, später unter dem Namen der Preußen (Pruzzi) vorkommt.

Wenn man auch von der Tradition über Widewud, den Griwen, und den ephhemeren Brutenenstaat, aus welcher Voigt die Landesgeschichte so sinnig zu ergänzen sucht, absieht, so wird man in den Preußen doch ein Mischvolk erkennen, welches sich, nachdem die ehemalige Sonderung der Völker längst aufgehört hatte und die früheren Grenzscheiden nationaler Eigenthümlichkeiten gefallen waren, in dem Durcheinander der Völkerbewegungen zwischen dem dritten und sechsten Jahrhundert aus verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt hatte. Inwieweit sie sich nach Abstammung und Entwickelung als Germanen oder Slaven oder als eine Mischung beider Nationalitäten darstellen, dürfte sich beim Mangel sicherer topographischer und archäologischer Anhaltspunkte nur aus ihrem individuellen Volksleben, über das uns historische Nachrichten vorliegen, entnehmen lassen. In dieser Hinsicht zeigen, wie wir im folgenden Abschnitte sehen werden, ihre inneren Zustände, namentlich die nicht nur mit dem Leben, sondern auch den staatlichen Ordnungen der Germanen unvereinbare Polygamie, so wesentliche Abweichungen von dem bei den übrigen deutschen Stämmen auch während der Völkerwanderungszeit bewahrten germanischen Naturell, daß man die alten Preußen nicht als Germanen anerkennen kann. Zwar haben die Forschungen Lissauers Gräber aus der Völkerwanderungszeit in Preußen nachgewiesen. Diese bezeugen, sofern man die Dolichokephalie als germanischen Typus zuläßt, die Anwesenheit von Germanen noch nach 270 nach Chr. und bestätigen vielleicht auch die angezweifelte Wanderung der Gothen nach den Ostseegestaden, sobald man nachzuweisen vermag, daß die Todten jener Gräber wirkliche Ansiedler — und nicht vorübergehende Fremdlinge oder Reisende — waren, und wenn sich aus zahlreichen Gräbern gleicher Art in solchen Gegenden, wo sich nach Voigt die sogen. skandischen Gothen und bezw. ihre Nachkommen, die Widen und Vidiwarier (Voigt a. a. O. I. S. 119 folg., 142) in festen Plätzen niederließen, eine weitere Ausbreitung des seßhaften germanischen Elements ergiebt. Für die germanische Nationalität der alten Preußen als Volk würde aber damit nichts gewonnen sein, weil selbst nach Voigt die herrschenden Widen und die ihnen unterthänigen Ulmerugier, obwohl innerhalb des nämlichen örtlichen Gebiets durch einander wohnend, zwei vollständig getrennte Stämme mit gesonderter Verfassung bildeten und sich niemals dauernd zu einem politischen und nationalen Ganzen verschmolzen.

III. Allgemeiner Sitten- und Kulturzustand der alten Germanen und insbesondere der Weichselstämme.

Wenn man die Urtheile der römischen Schriftsteller über die germanischen Kulturverhältnisse ihrer subjectiven Auffassung entkleidet, die Anschauungen des Zeitalters sowie das Verhalten der Römer im internationalen und feindlichen Verkehre berücksichtigt und die Angaben Cäsars, sowie die begeisterten Schilderungen eines Tacitus über die moralischen Seiten der Germanen, bei denen gute Sitten mehr vermochten, als anderswo gute Gesetze (Germ. 19),[9]) ihrem vollen Werthe nach würdigt, so muß man selbst bei strengster Objectivität den durchaus praktischen, gesunden und dabei ethischen Elementen der öffentlichen, bürgerlichen und häuslichen Zustände dieser von verfeinerter Civilisation noch so wenig durchdrungenen Nation eine hervorragende Stelle in der Geschichte des inneren Volkslebens einräumen.

Die Grundzüge des altgermanischen Volkscharakters lassen sich in nachstehenden Momenten, welche wir s. Z. an einer anderen Stelle näher begründen werden, zusammenfassen: „Sittlichkeit und Humanität im öffentlichen und bürgerlichen Verkehr, in Haus und Familie; Reinlichkeit (Anm. 14), Einfachheit im gewöhnlichen Leben, welche allerdings im geselligen Umgange und bei Ausübung der Gastfreundschaft einer oft maßlosen Trunksucht Platz machte; Redlichkeit, Offenheit und Treue in Wort und That, Gastfreiheit und Ritterlichkeit; ein angeborener Drang nach körperlicher und geistiger Freiheit, sowie ein ungebundener Trieb nach Selbstständigkeit, welcher sich nur innerhalb des eigenen Stamm-, Gau- und Familien-Verbandes zur Unterordnung bequemte, dagegen ein dauerndes Zusammenwirken bei gemeinsamen Unternehmungen ausschloß; gewaltige Willensenergie und ein mit großer Körperkraft gepaarter, durch keinerlei Mißgeschick zu beugender Muth, welcher aber bei dem Mangel an Disciplin gegenüber der römischen Tactik nur zu vorübergehenden Erfolgen führte; Gelehrigkeit, häuslicher Fleiß und Sinn für wirthschaftliche Thätigkeit (vgl. sub VIII.); Empfänglichkeit für Ideen, deren Durchführung aber am Mangel ausreichender Kenntnisse und Fertigkeiten scheiterte; sowie eine gesunde natürliche, von religiösem Gefühle durch-

---

[9]) Die früher ausgesprochene Ansicht, daß die Germania eine Satire auf die sittlich verkommenen Römer oder das Ideal eines Volkes sein sollte, kann als überwundener Standpunkt angesehen werden. Daß Tacitus Parallelen zog mit seinen Landsleuten, um durch strafenden Ernst die Gebrechen seines Volks mit tiefer Wehmuth zu rügen, folgt aus den einzelnen Schilderungen.

drungene und von Bigotterie freie Lebensanschauung, welche zwar die Vorzüge höherer Kultur schätzen und annehmen ließ, aber den Germanen (auf Grund eines zähen Festhaltens an dem für Recht erkannten Althergebrachten) ihre moralische Gediegenheit durch alle Zeiten bewahrte und sie bei näherer Berührung mit den Kelten und Römern vor der physisch-moralischen Verkommenheit der ersteren und der alle Lebensverhältnisse zersetzenden Sittenverderbniß der letzteren bewahrte.

Die Grundlage des häuslichen und bürgerlichen Lebens war die Ehe. Die vom Manne verehrte Gattin theilte mit demselben Freude und Leid, Arbeit und Gefahr, Noth und Sorgen, Ruhm und Ehre, und schaltete als Herrin und Mitberatherin im Hause neben dem Gatten. Die germanische Ehe war daher, abweichend vom ganzen übrigen Alterthum, die Vereinigung zur innigsten Lebensgemeinschaft im höheren ethischen und christlichen Sinne, und Justinian's Definition („conjunctio maris et feminae et consortium omnis vitae, divini et humani juris communicatio" Lex. 1 Digest. 23,2) [10]) beruht nicht auf römischen oder griechischen Begriffen, sondern auf altgermanischem Sittengesetz, welches die Ehe heilig hielt (Tac. Germ. 18). Hand in Hand damit ging die ebenfalls im germanischen Wesen liegende Verehrung der Weiblichkeit. Man schrieb sogar den Frauen eine gewisse Heiligkeit und einzelnen eine prophetische Gabe zu. Dieser Grundzug überdauerte die römische Periode sowie die Völkerwanderungszeit und begründete im Mittelalter das romantische Ritterthum mit seiner idealen Verehrung des weiblichen Geschlechts.

Polygamie war den alten Germanen undenkbar und unbekannt,[11]) und hierin liegt schon das wesentlichste Unterscheidungsmerkmal des germanischen Wesens von den gallischen Kelten mit ihrer Haremswirthschaft (Caes. bell. G. I. 53, VI. 19) und von dem thierischen Familienleben der aller Gesittung fremden Britten (Caes. bell. G. V. 14, Tac. Agric. 11). Ein gleich inniges, auf gegenseitiger Liebe und Achtung beruhendes Band, wie bei der Ehe, umschloß Eltern, Kinder und Verwandte. Daher galt auch die Tödtung von Verwandten, selbst wenn sie verkrüppelt oder krank waren, als Frevel der schlimmsten Art (flagitium). Diese gegenseitigen Beziehungen führten

---

[10]) d. h. die Vereinigung von Mann und Frau zur engsten Lebensverbindung und ungetheilten Gemeinschaft göttlichen und menschlichen Rechts.

[11]) Schon Luden (Geschichte des deutschen Volkes I.) weist darauf hin, daß Tacitus zu der (Germ. 18) gemachten Ausnahme „aus politischen Rücksichten," nur durch das in der Geschichte einzig dastehende Beispiel des Arioviſt (Caes. bell. Gall. I. 53) verleitet sei und das letzterer seine zweite Frau im keltischen Gallien, der dortigen Landessitte folgend, genommen hatte.

zu einer Humanität in Behandlung der dem Hausherrn untergebenen Familienmitglieder und Hörigen, wie sie selbst dem civilisirten Alterthum fremd war und beeinflußten das gesammte häusliche und öffentliche Leben der im Bewußtsein ihrer Menschenwürde geeinigten Stämme, welche bereits die Blutrache durch Einführung des Wehrgeldes (als Sühne) gemildert hatten (Tac. Germ. 18—21).

Solchen Lichtseiten gegenüber erscheinen die römischerseits berichteten Handlungen von Wildheit, Raubsucht, Grausamkeit, Hinterlist und Bestechlichkeit, sowie die nicht wegzuleugnende Trunk- und Spielsucht, Rauheit und Plumpheit der Germanen, denen der feine römische Schliff im geselligen Verkehre fehlte, nur von untergeordneter Bedeutung. Diese Schattenseiten kommen, wie schon angedeutet, theils auf Rechnung der ethischen Anschauungen des Zeitalters und des damaligen barbarischen Kriegs- und Völkerrechts, theils erscheinen sie als naturgemäße Folgen von feindlichen Berührungen der Kulturstaaten mit einem kräftigen und urwüchsigen Naturvolke. Raub- und Beutelust (vgl. Langethal, Geschichte der teutschen Landwirthschaft I. S. 20, 21), sowie Grausamkeit und Hinterlist waren nicht germanisches Naturell. Schon nach den ältesten Nachrichten (seit Herodot) galten die Bewohner des nördlichen Mitteleuropas den Griechen als ruhige und humane Menschen, welche in Gottesfurcht, Treue, Gerechtigkeit, Arbeit und Genügsamkeit ohne Trug, Falsch und Habsucht im friedlichen Völkerverkehre lebten.

Dieser Zustand hörte im Laufe der Zeiten auf. Jene friedliche Völkergemeinschaft ward durch die unmittelbare Berührung mit auswärtiger Cultur gefährdet und als sich diese Beziehungen zu feindlichen Gegensätzen gestalteten, schlug die ursprüngliche Milde jener nordischen Völker in Härte und Rohheit um (vgl. Ritter: Vorhalle europäischer Völkergeschichte). Es konnte auch nicht fehlen, daß die maßlose Grausamkeit, Bestechlichkeit und feige Hinterlist der keltischen Gallier, wie sie Cäsar überall berichtet, die seit den punischen Kriegen fortdauernd nachgewiesene Grausamkeit, Feilheit und Hinterlist der Römer, welche in ihren unberechtigten Ansprüchen auf die Weltherrschaft jede Auflehnung gegen dieselben zu Verrath und Bruch des Völkerrechtes stempelten, gegen den für rechtlos gehaltenen Feind Alles für erlaubt hielten und dies Nothwehr oder Politik nannten, bei den Germanen das Recht der Wiedervergeltung in Aufnahme brachte. Menschenopfer waren bei den Römern noch um 96 v. Chr. gebräuchlich (Plin. Hist. nat. 30,4) und bei den keltischen Galliern durch Verfassung und Religion sanctionirt (Caes. bell. Gall. VI. 16), und wenn Tacitus (Germ. 9,39, Annal. 1,61, 13,57) sie auch bei den Germanen erwähnt, so wird die Thatsache selbst nicht in Abrede zu stellen

sein, obwohl man sie bei der sonstigen germanischen Humanität in Behandlung von Kriegsgefangenen nur als Ausnahme anzusehen geneigt sein könnte.

Vorstehendes Charakterbild mit seinen Licht- und Schattenseiten, welchem des Cäsars und Tacitus Angaben über das allen germanischen Stämmen Gemeinsame zu Grunde liegen, trifft auch für die altgermanischen Anwohner der unteren Weichsel (bis Mitte des 2. und bezw. Ende des 3. Jahrh. n. Chr.) zu. Dieselben gehörten (II.) dem Völkercomplexe der Sueben an, wichen daher gleich diesen von den übrigen Germanen nur durch Aeußerlichkeiten in Brauch und Tracht (ritus habitusque) ab, theilten aber sonst mit ihnen den Grundtypus germanischen Wesens in Charakter, Sitte und Anschauungsweise (Tac. Germ. 38, 45, 46; Voigt a. a. O. I. S. 57). Außerdem hatten die Weichselgermanen, gleich jedem germanischen Stamme, noch solche Besonderheiten, wie sie aus der Lage und Natur des Landes entsprangen, und da sie als Gesammtvolk weder in die Völkerbewegungen, deren Cäsar (bell. Gall. II.,4) erwähnt, noch in die Züge der Kimbern und Teutonen, noch in die Wanderungen der Sueben zu Cäsars Zeiten (bell. Gall. I. 31, IV. 1), noch endlich in die darauffolgenden Kämpfe der Germanen mit den Römern verwickelt waren, so zeichneten sie sich noch zu Tacitus Zeiten durch die mit langjähriger Seßhaftigkeit und ruhigen Zeiten verbundene Gestaltung des wirthschaftlichen und productiven Lebens aus. Während daher schon Pytheas (um 320 v. Chr.) die Gothonen als friedfertiges, humanes und thätiges, von Ackerbau, Viehzucht und Handel (Bernstein, Rauchwaaren u. s. w.) lebendes Volk vorfand, betont Tacitus noch ihre Betriebsamkeit und wirthschaftliche Thätigkeit.[12]) Auch in ethischer und moralischer Hinsicht weiß weder er noch Plinius über die Bewohner der Weichselufer etwas Nachtheiliges und vom germanischen Volkscharakter Abweichendes zu berichten. Daher muß man auch die mit germanischem Wesen unvereinbare Erzählung der sog. bythinischen Reisenden (vgl. Voigt v. a. O. I. S. 31, 32) von der Polygamie und dem viehischen ehelichen Leben der Gothonen in das Gebiet der Fabel verweisen und bei ihnen die nämliche sittliche Kulturstufe in dieser Hinsicht annehmen, wie bei allen übrigen Stämmen.

---

[12]) Tacitus bezüchtigt zwar (Germ. 45) die Germanen im Allgemeinen mit Unrecht der Trägheit (vgl. Abschnitt VIII.), bestätigt aber das Urtheil des Pytheas, der als Handelsreisender sein Augenmerk vorzugsweise auf die productive Seite des Volkslebens richtete.

Einfachheit in der täglichen Lebensweise war von jeher Sitte, doch ging dieselbe ebensowenig an der Weichsel wie bei den übrigen Germanen bis zum Genusse ungekochter Speisen. Der Gebrauch des Feuers im häuslichen Bedarfe wird, wie wir später sehen werden, durch die Feuerstellen auf den uralten Wohnstätten bestätigt, und reicht wohl noch über die Zeit der ältesten Steindenkmale (vgl. die spätere Abhandlung), bei denen sich schon Leichenbrand findet, zurück.

Neben den Tugenden fehlten den Stämmen an der Weichsel jedenfalls auch nicht die Schattenseiten des germanischen Naturells. Doch boten wohl die friedlichen Zustände in diesen Gegenden noch wenig Anlaß, die in andern deutschen Gauen durch den barbarischen Kriegsgebrauch des Zeitalters und die steten Kriege genährten schlimmen Eigenschaften der menschlichen Natur durch Grausamkeit und Rohheit zu bethätigen.

Von eigentlicher geistiger Kultur und wissenschaftlicher Bildung war zu Tacitus Zeiten bei den damals noch unabhängigen germanischen Stämmen (vom rechtsrheinischen limes imperii Romani bis nach Rußland) keine Rede.[13])

Lesen und Schreiben nebst Kenntniß der lateinischen Sprache war schon 58 vor Chr. bei den rheinischen und belgischen Germanen allgemein

---

[13]) Unter den germanischen Völkerschaften standen bei Cäsar's Auftreten nur einige belgische und rheinische Stämme, wie die Ubier und Treverer (Anm. 6 und 7) in Folge ihrer engen und unmittelbaren Beziehungen zu den südlichen Kulturstaaten auf einer verhältnißmäßig hohen Kulturstufe. Bis zu Tacitus Zeiten hatten sich längst des Rheins die Verhältnisse vollständig geändert. Die Menapier waren über die Maas zurückgedrängt und in ihrem Lande zwischen Maas und Rhein 40,000 überwundene Sigambrer (unter dem Namen Gugerni) angesiedelt. Das Eburonenvolk war vernichtet und sein Land den Ubiern überwiesen. Letztere waren nebst den Treverern bis zum zweiten Jahrhundert nach Chr. völlig romanisirt und auf dem ganzen linken Rheinufer, das als Provinz zum römischen Reiche gehörte, hatte auch in den übrigen Gebieten die römische Kultur bereits Eingang gefunden. Der Strich längs des rechten Rheinufers, von der Donau bis nach Holland, wurde von den Römern als Vorland besetzt, durch den römischen Grenzwall (limes imperii) gegen die Germanen abgesperrt und den Veteranen zur Ansiedelung und Grenzvertheidigung überwiesen. Bei den nördlich und östlich an den limes grenzenden, sowie bei den süddeutschen Stämmen begann im zweiten Jahrhundert nach Chr. die römische Kultur ihren Einfluß geltend zu machen, wogegen von ihr die weiter nördlich und bezw. östlich (und damit auch die im Nordosten Deutschlands an der Ostsee und Weichsel) wohnenden Germanen unberührt blieben.

verbreitet, ob aber die Stämme an der Weichsel darin bewandert waren, ist noch nicht bekannt.[14])

Die von dem römischen Systeme sehr abweichende Erziehung der germanischen Jugend beschränkte sich auf Leibesübungen, Waffengebrauch und Erlangung derjenigen Kenntnisse und Fertigkeiten, deren man für Krieg und Jagd, für häusliche und wirthschaftliche Thätigkeit bedurfte. Daneben wurden die ethischen Seiten: Sittlichkeit, Religiösität, Einfachheit, Humanität u. s. w. ausgebildet. Die Jugend wurde frühzeitig an Zucht und Sitte, Abhärtung und Reinlichkeit gewöhnt (Caes. bell. Gall. IV. 1, VI. 21; Tac. Germ. 20, 22[15])

Der Gebrauch des Geldes als Werthmesser war auch an der Weichsel nicht gänzlich unbekannt, doch bediente man sich nur ausländischer (römischer oder griechischer) Münzen, da man das (in Deutschland lediglich bei den belgisch-rheinischen Stämmen, wie z. B. den Treverern, schon vor Cäsar eingeführte) Prägen eigener Münzen nicht verstand. Der von den alten Schriftstellern bezeugte und durch Funde bestätigte unmittelbare Handelsverkehr der Ostseeküsten mit dem Süden (vgl. Abh. IV.) brachte die in hiesiger Gegend gefundenen Münzen (z. B. aus der Zeit Vespasians, 69—79 n. Chr. und der Antonine im 2. Jahrh.) ins Land, und da dieselben in Gräbern vorkommen und nicht durchbohrt waren, so dienten sie nicht als Schmuckstücke, sondern als Geld. Das in dem alten Pommerellen (in einer sog. Gesichtsurne, in Pommern zwischen Cöslin und Stolp) sowie auf der schwedischen Insel Gothland in Gräbern beobachtete Vorkommen der bei Völkern des indischen Meeres das Geld ersetzenden Kauri-Schnecke (cypraea moneta), welche in der

---

[14]) In den Feldzügen am Rhein faßte Cäsar seine geheimen Befehle und Briefe in griechischer Sprache ab (z. B. bell. Gall. V. 48), damit die Germanen, welche lateinisch lesen konnten, sie nicht entzifferten.

Runeninschriften sind in hiesiger Gegend unseres Wissens nicht ermittelt. Die räthselhaften Charaktere auf Fundobjecten aus jener Zeit sind als solche noch nicht nachgewiesen.

[15]) Das Urtheil des Tacitus: in omni domu nudi ac sordidi (Germ. 20) ist daher nicht wörtlich zu verstehen, weil das hiermit unverträgliche tägliche Baden und Schwimmen (Caes. bell. Gall. IV. 2, VI. 21, Germ. 22) auf große Reinlichkeit hinweist. Auch der Ausdruck: inter eadem pecora enthält nichts Entwürdigendes. Wenn man erwägt, wie sich unsere heutige Jugend (selbst der besseren Stände) im Sande und Staube balgt und sich auf dem Lande mit den Hausthieren befaßt, wird man Tacitus Bemerkungen über dieses nach römischen Begriffen unpassende Gebahren durchaus harmlos und nur insofern bemerkenswerth finden, als sie zeigen, daß die Jugend es damals gerade so trieb, wie heutzutage.

Ostsee nicht vorkommt und an dieselbe wohl nur im Wege des Handelsverkehrs gekommen sein kann, scheint darauf hinzudeuten, daß dieselbe bei den hiesigen Stämmen ebenfalls als Geld verwendet ward. Doch dürfte wohl bei ihrem und der römischen bezw. griechischen Münzen immerhin seltenen Vorkommen der Handel hauptsächlich durch Waarenaustausch vermittelt sein, wie dies schon Tacitus (Germ. 5) von den deutschen Binnenvölkern angiebt.

Die Verarbeitung von Metallen seitens germanischer Stämme wird durch die sehr rohen, von griechischer, italischer und massilischer Arbeit wesentlich verschiedenen Fundstücke (Waffen, Geräthe u. s. w.) aus Bronce und Eisen bestätigt, wie solches schon Tacitus andeutet.[16]) In welchem Umfange aber die Weichselstämme selbst producirten, ist noch nicht mit Sicherheit festgestellt. Doch deutet ein sehr charakteristischer Fund von Eisenschlacken, welche sich als Ueberreste einer uralten, sehr rohen und primitiven Verhüttung erkennen lassen, nach Lokalität und Lagerungsverhältnissen auf die Herstellung und Verarbeitung von Roheisen. Auch am nämlichen Orte vorgefundene Bronceschlacke spricht für einheimische Producirung jener rohen Broncegeräthe.[17])

Die Waffen, sowie die zum häuslichen und wirthschaftlichen Bedarfe erforderlichen Gefäße, Geräthe und Werkzeuge aus Stein, Hirschhorn und Holz verfertigte man sich meist selbst, doch war die Technik noch roh und einfach. Indessen zeichnen sich die in altgermanischen Gräbern aufgefundenen (und von den römischen wesentlich verschiedenen) irdenen Geschirre (Aschenurnen und Haushaltungsgefäße) trotz ihrer groben Masse und plumpen Arbeit meist durch schöne Formen, sowie durch einfache geschmack-

---

16) Die Annahme, daß derartige rohe Metallarbeiten von nichtgermanischen Stämmen (Kelten, Slaven) herrührten und an die Germanen verhandelt wären, entbehrt des Beweises, da kein Grund vorliegt, den letzteren eine geringere Technik zuzuschreiben, als ihren ebenfalls unter dem Niveau südlicher Kultur stehenden Nachbarn.

17) Diese Funde sind gemacht auf einer von Mewe über Warmhof sich hinziehenden alten Niederlassung, in welcher grob gearbeitetes Bronce- und Eisengeräth zusammen mit Steinwerkzeugen (sog. Kelten, Mahlsteinen ꝛc.) und roh bezw. gar nicht gebranntem irdenen Geschirr gefunden wird. Nach dem Gesammtresultate unserer bisherigen Forschungen und im Vergleiche mit den am Rheine aus vorrömischer Zeit stammenden Ueberresten germanischen Lebens ist diese Niederlassung, welche auch noch in anderer Hinsicht sehr bedeutungsvolle Momente darbietet, den Weichselgermanen zuzuschreiben. Wir werden sie, so bald die in Aussicht genommenen weiteren Ausgrabungen stattgefunden haben, in der Zeitschrift eingehend erörtern und hierbei auch eine Analyse der Eisen- und Broncesschlacken, Geräthe u. s. w. nach Qualität und Quantität geben.

volle Verzierungen aus, und bekunden einen hohen Grad von angeborenem Schönheitssinn. Auch zeigen die Steinkelte viel Symmetrie, Sorgfalt und Geschicklichkeit bei der Bearbeitung und meist eine technische Vollendung der Politur.[18])

Im Allgemeinen war also, wie schon vorstehende Skizze ergiebt, die materielle und geistige Bildungsstufe gegenüber griechischer und italischer Kultur eine niedrige. Dennoch geht aus Allem, was wir darüber wissen, die unzweideutige Thatsache hervor: „daß die öffentlichen, geselligen, wirthschaftlichen und häuslichen Einrichtungen der alten Germanen zwar aus Mangel an technischen Kenntnissen und ausgedehnten Verkehrsbeziehungen noch unvollkommen waren, aber überall das Gepräge eines durchdachten Strebens, sowie eines dem Klima, den Bedürfnissen und dem eigenen politischen, materiellen und geistigen Gesichts- und Ideenkreise angepaßten praktischen Sinnes trugen, und daß das Volk selbst trotz seiner Fehler sämmtlichen Nationen des Alterthums in physischer und moralischer Hinsicht weit überlegen war."

Diese angestammten ethisch-sittlichen Vorzüge bewahrten alle germanischen Stämme selbst unter den demoralisirenden Einflüssen der Völkerwanderungszeit.

Die ausdrücklichen Zeugnisse des Salvian (um 450 n. Chr. Geb.) und später des heiligen Bonifacius (745 n. Chr.), welche die bezüglichen Schilderungen des Tacitus zum Theil fast wörtlich bestätigen und einen abermaligen Beweis für dessen genaue Bekanntschaft mit den thatsächlichen Zuständen der Stämme vom Rheine bis zur Weichsel liefern, stellen die Sittenreinheit der heidnischen bezw. arianischen Germanen den moralisch ausgearteten christlich-römischen und romanisirten Bevölkerungen gegenüber. Salvian wirft zwar (als Folge der andauernden verwildernden Kämpfe) den Sachsen Wildheit, den Gepiden Unmenschlichkeit, den Franken und (arianischen) Gothen Unzuverlässigkeit gegen den Feind vor, spricht ihnen allen aber hohe Sittlichkeit zu. Die Gothen (also die Nachkommen der hiesigen Gotonen) waren nach seiner Schilderung human und friedfertig

---

18) Unser Museum besitzt einen Steinkelt mit angefangenem Stielloch. Aus demselben steht noch ein Zapfen heraus. Dies zeigt, daß man das Loch nicht gleichmäßig hohl ausbohrte, sondern um einen stehenbleibenden Zapfen herum ausstach. In der Mewer Sammlung befindet sich ein ähnlicher Kelt, bei dem anfänglich zum Stielloch nicht in der Mitte, sondern seitwärts angesetzt war, wie der noch vorhandene Zapfen ergiebt. Dieser Fehler ward aber entdeckt und daneben das Loch in der Mitte gebohrt. Es ergiebt sich hieraus, wie sorgsam und geschickt man mit den damaligen Werkzeugen zu arbeiten verstand.

(vgl. die Quellen in den Annalen des Nassauischen Alterthumsvereins Band IX. S. 168—174), und die ebenfalls von Weichselanwohnern (den Burgundionen) abstammenden Burgunden legten im Anfange des fünften Jahrhunderts nach Chr. Geb., als sie sich in Rheinhessen niederließen und das Christenthum annahmen, nach dem Zeugnisse des Orosius (VII. 32) dergestalt ab, daß sie neben den Galliern nicht wie Sieger, sondern wie Brüder lebten, was Aetius dadurch vergalt, daß er ihnen 20000 Mann tödtete.

In Folge der demnächstigen Vermischung mit den Römern in Frankreich büßten zwar die germanischen Eroberer an Moralität ein, und seitdem bildete sich in dieser Hinsicht der Gegensatz zwischen Franzosen und Deutschen aus. Dagegen bewahrten die mit römisch-griechischen Elementen nicht in nähere Berührung gekommenen germanischen Völker des nördlichen Deutschlands und Skandinaviens nach dem Zeugnisse des Olaus Magnus (1555) auch ferner ihre althergebrachte Sittenreinheit und Einfachheit. Diese findet sich aber nicht bei den alten Preußen, und wenn auch der Chronist Helmold meint, „daß sich von ihren Sitten manches Gute sagen ließe, wofern sie nur die Lehre Christi hätten", so fehlten ihnen gerade jene ethischen und vom deutschen Wesen unzertrennlichen Grundlagen, welche dem Christenthume einen edleren und bildsameren Stoff boten, als er sich im römischen und griechischen Naturell fand, und daher den germanischen Volkscharakter zum Träger eines neuen Zeitalters befähigten.

Betrachten wir die einzelnen Seiten im Volksleben der alten Preußen (vgl. Voigt a. a. O. I. S. 517—576), so finden wir an Stelle der altgermanischen Einfachheit in der täglichen Lebensweise materielle Genuß-, Vergnügungs- und Prunksucht mit gröbster Sinnlichkeit. Die bei den Germanen stille, einfache und würdige Todtenfeier (Tac. Germ. 27) bestand bei ihnen (ähnlich wie bei den Kelten nach Caes. bell. Gall. VI. 19) in schwelgerischen und pomphaften, oft Monate lang dauernden Leichenfeierlichkeiten, bei denen der ganze Mobiliarnachlaß des Verstorbenen von den Leidtragenden verpraßt und unter sie vertheilt wurde. In ethischer Hinsicht zeigte das häusliche nnd Familienleben der alten Preußen ein von den Schilderungen des Tacitus sehr abweichendes Zerrbild. Bei ihnen waren drei Frauen erlaubt, und daher auch das innige und sittliche Band des germanischen Ehe- und Familienlebens nicht möglich. Die Gattin war nicht die im Hause schaltende und waltende Genossin des Mannes in Freude und Leid, in Glück und Unglück, sondern zur dienenden Magd herabgewürdigt. Die Kinder und Angehörigen galten nicht als Gegenstände zärtlicher Fürsorge und freundschaftlicher Achtung, sondern waren Eigenthum des Hausherrn,

welcher über seine Frauen, Kinder, Geschwister, Dienstboten willkürlich verfügen und sie in Krankheitsfällen bezw. aus religiösem Fanatismus verbrennen oder sonst tödten durfte: „weil das Elend der Menschen die Götter betrübe und die Geopferten gewürdigt würden, mit diesen zu lachen und wohl zu leben.“ Doch waren auch Söhne befugt, ihre kranken und altersschwachen Eltern durch den Tod den Mühen des Lebens zu entrücken.

Die Töchter des Hauses wurden bis auf eine, welche das Geschlecht fortpflanzen sollte, getödtet, oder auch wohl mitunter an Fremdlinge verkauft. Ein Wehrgeld, wie es die Germanen zur Sühnung des Todtschlages kannten, war erst zulässig, nachdem die Familie des Getödteten den Mörder oder einen seiner Verwandten erschlagen hatte. Mit dem verstorbenen Herrn wurden auch seine Knechte und Mägde verbrannt.

Sodann zeichneten sich die alten Preußen aus durch unersättliche Raubsucht und durch maßlose Grausamkeit gegen gefangene Feinde jeden Alters und Geschlechts, gegen Personen, welche sich den allgemeinen Haß zugezogen hatten, selbst wenn sie, wie die christlichen Priester, als Gäste ins Land gekommen waren. Mit den letzteren verfuhr man am grausamsten, weil sie dem grobsinnlichen Volke an Stelle der erheiternden und zum materiellen Genusse einladenden einheimischen Religion ein Leben des Ernstes und der Entsagung predigten, und Alles Das, was das Dasein angenehm mache, entziehen wollten. Mag auch der Haß gegen das Christenthum in der religiösen Anschauung des Volkes seine Erklärung und Entschuldigung finden, so bietet die dem germanischen Wesen undenkbare Verletzung der Gastfreundschaft (Caes. bell. Gall. VI. 23; Tac. Germ. 21) und die Religion selbst weitere bedeutungsvolle Unterscheidungsmerkmale.

Die Germanen glaubten nur an solche Gottheiten, deren segensreiche Wirksamkeit sie durch eigene Sinneswahrnehmung erkannten. Der Religionsbegriff hatte sich bei ihnen unter dem Einflusse unbedingter Geistes- und Gewissensfreiheit aus dem Bewußtsein des Volkes herausgebildet, ohne in dumpfen Naturdienst auszuarten. Man verehrte die in den Elementen wirkenden Naturkräfte, welche alle Ereignisse des öffentlichen, bürgerlichen und häuslichen Lebens beeinflußten, als freiwaltende geistige Mächte und als Ausflüsse einer allgewaltigen, über dem irdischen Leben stehenden, unsichtbaren Gottheit, denen aber die Einbildung Gestalt und Wesenheit verlieh. Diese Religion war daher auch nicht Monopol einzelner Persönlichkeiten oder einer besonderen Kaste, sondern Gemeingut der ganzen Nation. Jeder Wehre (freie waffenfähige Grundbesitzer) war Diener der Gottheit, als solcher zugleich Priester und berufen, in persönlichen und

Familienangelegenheiten mit der Gottheit in Verbindung zu treten und ihren Willen zu erforschen. Für den ganzen Stamm wurde ein Priester als Staatsbeamter bestellt, welcher ohne bestimmte persönliche Erfordernisse nur ein freier waffenfähiger Mann sein mußte und gewisse Functionen ausübte: namentlich Erforschung des göttlichen Willens und Leitung des Opferdienstes für den ganzen Stamm, Erhaltung der Ordnung in der Volksversammlung u. s. w. Eine Jurisdiction, welche nur der Volks- und Gaugemeinde für den Stamm oder Gau, und dem Wehren in seinem Hauswesen zustand, hatten die Priester nicht.

Auf wesentlich andern Anschauungen beruhte von Hause aus die Religion der Preußen. Dieselbe gipfelte in Sinnlichkeit und Mysticismus. Dogma und Kultus arteten daher in bigotten Fanatismus und Götzendienst aus. Die Persönlichkeit der Götter entsprach dem Wesen des Volkes: sie erschienen als grobsinnliche irdische Wesen, welche tyrannisch über die Menschheit herrschten und diese für die entzogene geistige Freiheit durch materielle Genüsse entschädigten. An der Spitze des Volkes stand ein oberster Richter und Priester, und war mit Machtbefugnissen ausgerüstet, welche sich nicht mit einer staatlichen und bürgerlichen Ordnung germanischen Ursprungs vereinigen ließen.

Aus diesen Gegensätzen erklärt es sich auch, daß die Germanen bei ihren, zum Theil in Christi Lehre sich wiederfindenden Anschauungen einer unsichtbar waltenden übersinnlichen Gottheit dem Christenthume keinen so hartnäckigen Widerstand entgegensetzten, wie die Wenden und alten Preußen, welche erst nach langen Kämpfen mit Feuer und Schwert bekehrt wurden.

Die Religion der letzteren zeigt viel Aehnliches mit dem Dogma und Kultus der unter dem Joche der Druidenhierarchie geknechteten Kelten, deren Religionsbegriff nicht auf eigener freier Beobachtung, sondern auf dem Machtworte der als höchste Richter inapellabeln Druiden fußte, und daher in stupides Formelwesen ausartete (Caes. Gall. VI. 13—17).

Bei diesen schroffen Gegensätzen des inneren Lebens der alten Preußen, welches sich überhaupt mehrfach dem keltischen Wesen nähert, mit dem germanischen Typus konnte sich jenes auch nicht aus diesem im Laufe der Zeit entwickeln. Vielmehr haben sich — wie wir gesehen haben — die geschichtlich nachgewiesenen Abkömmlinge der von den Ufern der Weichsel ausgewanderten Gotonen und Burgundionen trotz ihrer späteren vielfachen Berührungen mit einer sittlich verkommenen Welt und unter den Sittenverwilderungen der Völkerwanderungszeit, in deren Strudel sie mit hineingezogen wurden, vor der Ansteckung bewahrt. Daher scheint es uns auch unmöglich, daß die solchen demoralisirenden Einwirkungen nicht ausge-

setzten Nachkommen der am Weichselufer verbliebenen Germanen nach ihrer Consolidirung zu einem eigenen Staate in Folge der keinenfalls soweit gehenden Beziehungen zu den benachbarten Slaven ihren ursprünglichen Volkscharakter vollständig umgestaltet und dessen ethische Grundlagen aufgegeben hätten, und man wird also den alten Preußen eine germanische Abstammung absprechen müssen. Befanden sich unter ihnen überhaupt jemals germanische Elemente, so waren diese wohl nur so schwach vertreten, daß sie niemals zur Geltung gelangten.

IV. Agrarverfassung und Wirthschaftssystem.

Nach der von Cäsar nicht nur dem Suebencomplexe, sondern auch allen Germanen zugeschriebenen Agrarverfassung (Caes. bell. Gall. IV. 1, VI. 22) gab es innerhalb der Dorfschaften[19]) keinen bestimmt abgegrenzten Grundbesitz (Sondereigenthum) der Wehren (freien waffenfähigen Hofbesitzer). Vielmehr vertheilte man die jedesmaligen Kulturländereien und Nutzflächen auf eine bestimmte Periode unter die Hofesbesitzer in der Art, daß Jeder alljährlich die zugewiesenen Aecker mit denen eines anderen Wehren austauschte.

Tacitus (Germ. 26) bestätigt dieses Rechtsverhältniß ebenfalls für alle germanischen Stämme mit der Maßgabe, daß von dem nach der Zahl der Interessenten in Anbau genommenen und mit bestimmtem Besitzwechsel bewirthschafteten jedesmaligen Ackerlande den einzelnen Wehren ein ihren Ansprüchen (vgl. unten) entsprechender Antheil zur Nutzung überlassen wurde und daß die zu diesem Behufe erforderliche periodische Auftheilung der Ländereien bei der großen Ausdehnung der Fluren keine Schwierigkeiten bot.[20])

---

[19]) Die alten Germanen wohnten nur in offenen Dörfern (für die Gemeinfreien) oder Einzelgehöften (für die großen Grundbesitzer), wie im Abschnitt VI. ausgeführt wird. Befestigte Wohnplätze kannten sie nicht, hatten aber für Kriegsfälle befestigte Zufluchtsstätten, in welche sie sich beim Anzuge des Landesfeindes zur Vertheidigung zurückzogen (vgl. das Nähere in Abschnitt V., wo einige der namhaftesten dieser Festen auf altgermanischem Boden beschrieben werden).

[20]) Die bezüglichen Noten lauten: Caes. bell. Gall. IV. 1: „Sed privati ac separati agri apud eos (Suebos) nihil est, neque longius anno remanere uno in loco incolendi causa licet.“ Caes. bell. Gall. VI. 22: „Neque

Diese Angaben, denen man innere Unwahrscheinlichkeit entgegensetzte, hat man nur für vorübergehende Wanderzustände einzelner (noch unsteter) Stämme (wie z. B. der Sueben) gelten lassen, aber mit dem vorgeschrittenen wirthschaftlichen Leben und der geordneten Staats- und Gemeindeverfassung der übrigen seßhaften Stämme unvereinbar gefunden (Waitz, deutsche Verfassungsgeschichte; Sommer, Geschichte der bäuerlichen Rechtsverhältnisse von Rheinland und Westfalen; Langethal, Geschichte der teutschen Landwirthschaft). Allein einerseits wird hierbei übersehen, daß zu Tacitus Zeiten alle germanischen Stämme feste Wohnsitze erlangt hatten, und die nicht begründete Annahme, daß seine Schilderung nur dem Cäsar nachgeschrieben sei, will offenbar nur die anscheinenden Widersprüche vereinigen. Andererseits aber kommen die erwähnten Einrichtungen mit ihren — wenngleich durch die communalen Veränderungen und wirthschaftlichen Fortschritte der Jahrhunderte modificirten — Eigenthümlichkeiten noch in der Neuzeit vor.

Innerhalb der Rheinprovinz bestanden sie mit Gesammteigenthum an der ganzen Gemarkung (Aeckern und Wiesen, Waldungen und Weiden) noch auf dem Hundsrücken (Regierungsbezirk Coblenz), und auf beiden Moselufern des Regierungsbezirks Trier (in den Kreisen Daun, Bernkastel, Saarlouis, St. Wendel, Ottweiler, Merzig, Saarburg und Landkreis Trier, im letzteren noch 1868), unter dem Namen Gehöferschaften, Gehöverschaften, Gehöberschaften, Erbgenossenschaften und Erbenschaften. Ihre Erhaltung in diesen Landestheilen hängt wohl mit deren politischer Gestaltung zusammen. Die bekannten Agrarverfassungen der übrigen germanischen Dorfschaften, soweit man sie auch bis in das frühe Mittelalter hinauf verfolgt, zeigen ein Gesammteigenthum nur noch betreffs der Waldungen und Weiden, dagegen ein Sondereigenthum der Markgenossen an den Aeckern und Wiesen, und letzteres war nach allen Volksrechten (der Franken, Burgunden, Alamannen, Baiern u. s. w.) seit dem fünften Jahrhunderte gesetzlich die Regel, gegen welche ein neues Gesammteigenthum an Aeckern und Wiesen nicht mehr entstehen, sich aber da erhalten konnte, wo sich die alten Stämme in ihren ursprünglichen Sitzen behauptet hatten, wie

---

quisquam agri modum certum aut fines habet proprios; sed magistratus ac principes in annos singulos gentibus cognationibusque hominum, qui una coierunt, quantum et quo loco visum est agri attribuunt atque anno post alio transire cogunt.“ Tac. Germ. 26: „Agri pro numero cultorum, ab universis in vices occupantur, quos mox inter se, secundum dignationem, partiuntur; facilitatem partiendi camporum spatia praestant; arva per annos mutant et superest ager.“

dies bei den Treverern, in deren Lande sich die Gehöferschaften vorfanden (Anm. 6) der Fall war. Jene blieben nicht nur durch die ganze Römerzeit hindurch im ungestörten Besitze ihres zu Cäsars Zeiten bewohnten Stammgebiets und wurden von den Römern bei den Einrichtungen ihres Gemeindelebens belassen, sondern erhielten sich auch unter fränkischer Herrschaft in jenen Berg- und Walddistrikten, wogegen in den übrigen Theilen der Rheinprovinz die alten Bewohner bereits mit der römischen Periode verschwunden waren (Anm. 14). Während daher jene agrarischen Genossenschaften sich anderswo längst nicht mehr erhielten und theils in Folge des Gesetzes, theils als Schranken wirthschaftlicher Entwickelung schon seit dem frühen Mittelalter dem festen Grundeigenthume weichen mußten, kennzeichnen sich die rheinischen Gehöferschaften um so mehr, als Ueberreste der in ältester Zeit allgemein bestehenden Rechtszustände, als ihr Wesen sich noch jetzt in ursprünglicher Vollständigkeit den Schilderungen des Cäsar und Tacitus anpassen läßt, und also dieselben bestätigt, erläutert und ergänzt.

Das Charakteristische dieser Agrarverfassung bestand darin, daß sämmtliche Wehren zwar die Dorfmark im Gesammteigenthum zu ideellen Antheilen besaßen, daß aber dem einzelnen Hofesbesitzer an den jedesmaligen Kulturländereien und Nutzflächen nur ein jährlich wechselndes, durch besonderen Act der Uebertragung begründetes reelles Nutzungsrecht zustand.

Die leitende Idee dieser Einrichtung ist durchaus germanisch: „es sollten alle inneren Partheiungen, die Unterdrückung der Aermeren durch die Reicheren, die Ansammlung von Reichthümern, die jede Kriegstüchtigkeit beeinträchtigende Verweichlichung möglichst vermieden, auf agrarischem Gebiete die der ganzen Verfassung zu Grunde liegende Gleichheit vor dem Gesetze durchgeführt, die politische Selbstständigkeit gewahrt, sowie Freiheit, Leben und Eigenthum gesichert werden" (Caes. bell. Gall. VI. 22). Wie verständig die ganze Anordnung den damaligen Verhältnissen angepaßt war, zeigt der Gegensatz zwischen den Schicksalen der keltischen Gallier und dem ganz anders gestalteten äußeren und inneren Entwickelungsgange der Germanen. In den römischen Provinzen sanken die ersteren zu Sklaven der Sieger herab, während die letzteren freie Männer blieben und den Römern in politischer und socialer Hinsicht vollständig gleichgestellt wurden.

Das den Germanen schon ex jure retorsionis aufgedrungene Fehderecht machte ein Gedeihen ihrer Wirthschaft und die Wahrung gesicherter Zustände von steter Kampfbereitschaft abhängig. Die Erhaltung der letzteren ward daher zur politischen Nothwendigkeit (si vis pacem, para bellum). Man konnte sich erst in zweiter Reihe den Künsten des Friedens zuwenden, mußte jener obersten Rücksicht die materiellen Interessen

unterordnen, und Alles, was die Kriegstüchtigkeit beeinträchtigte, sorgfältig vermeiden. Bei den wenig gesicherten internationalen Beziehungen handelte es sich noch nicht darum: rationell zu wirthschaften, sondern darum: überhaupt wirthschaften zu können.

Hieraus erklärt es sich, daß Völker, welche für ihre productive Thätigkeit den Frieden nöthig hatten, stets zum Kriege bereit und geneigt waren. Mochte also auch der Mangel eines Sondereigenthums und die Bearbeitung durch verschiedene Hände mit dem Principe einer gesunden Volkswirthschaft unvereinbar sein, weil ein periodisch wechselndes Ackerland immer schlechter bebaut wird, als privatives,[21]) so mußten die damaligen Germanen lediglich mit gegebenen Factoren rechnen, zumal ihre wirthschaftliche Production dadurch nicht in Frage gestellt ward.

Auch dem gesammten bürgerlichen und wirthschaftlichen Leben der durch unruhige Nachbarn von Rußland und Ungarn (Tac. Germ. 1) an bis über den Rhein bedrohten Stämme schloß sich das Institut der Wechseläcker an.

Wenn man sich den Ursprung der altgermanischen Gemeindeverfassung vergegenwärtigt, so muß man sich die Entstehung dieses Rechtsverhältnisses in folgender Weise denken. Nachdem die zu bildende Dorfgemeinde ihr Ansiedlungsterrain in Besitz genommen hatte, schritt man zur Anlegung der Gehöfte (Abschnitt VI.), zur Abgrenzung, Arrondirung und Umwallung der Dorfmark. Die Dorfgehöfte mit ihren Grundflächen (Solstätten u. s. w.) gingen von Hause aus in das Privateigenthum der einzelnen Wehren über. Die Ländereien blieben dagegen im Gesammteigenthume mit der Maßgabe, daß jedem Hofesbesitzer nur ein ideeller Antheil als Eigenthum, im Uebrigen aber nur ein Nutzungsrecht zustand, welches er theils in Gemeinschaft mit den andern Markgenossen (betr. der Weiden), theils ausschließlich auf den ihm zur periodischen Bewirthschaftung oder Nutzung mit regelmäßigem Besitzwechsel überwiesenen Acker- oder Waldparzellen auszuüben befugt war. Die ideelle Quote an der Mark bildete nebst dem zu Privateigenthum besessenen Dorfgehöfte die Hufe des Wehren. Zwischen beiden bestand ein streng organischer Zusammenhang. Die Anzahl der Besitzeinheiten in der Mark entsprach der Zahl der Gehöfte, so daß ein Miteigenthum an der Mark ohne ein Gehöft (also ein Besitz von sogen. Forensen) ausgeschlossen war. Bei dem damals noch großen Ueberflusse an Areal wurden nur die für den jedesmaligen Anbau bestimmten Feldländereien (agri) und die dem Abtriebe zu unterwerfenden Waldstriche zur

[21]) In diesem Sinne ist Cäsars Angabe (bell. Gall. IV. 22): agriculturae non student aufzufassen. Sie ist sein eigenes subjectives Urtheil und der Reflex der aus den germanischen Zuständen gewonnenen Ansicht, welche aber mit seinen sonstigen thatsächlichen Anführungen über den ausgedehnten Getreidebau (vgl. Abschn. VIII.) unvereinbar ist.

Nutzung aufgetheilt. Das übrige Territorium blieb zur allgemeinen Weide dauernd oder periodisch (Brache) liegen. Die nur als Weide nutzbaren und zum regelrechten Anbau ungeeigneten Ländereien, namentlich die Bergabhänge sowie die der Inundation ausgesetzten Flußniederungen, auf denen der Graswuchs durch das feuchte Klima begünstigt wurde, und die Eichenhochwälder gelangten überhaupt nicht zur Auftheilung. Die Eichenwaldungen dienten für die Eichelmast der Schweine, welche am Rhein in großem Umfange gezüchtet wurden und zur Entnahme des erforderlichen Nutz- bezw. Schiffsbauholzes. Auf die Wiesen und die nicht unter den Pflug genommenen Felder (Brachländereien) trieb man im Sommer das sonstige Vieh (Pferde, Rindvieh, Schafe, Ziegen).

Alle diese Weidenstrecken wurden gemeinschaftlich beweidet, doch war bei ihrer großen Ausdehnung das Weiderecht noch unbeschränkt, so daß jeder Hofbesitzer ohne Rücksicht auf seinen ideellen Antheil eine beliebige Anzahl Vieh auf die Weide schickte.

Ein ausschließliches Ackerland, welches man als solches mit regelmäßiger Rotation benutzte und nur in der Stoppel oder Brache beweidete, war noch nicht ausgeschieden. Vielmehr wanderten die zur Kultur bestimmten Ländereien im Laufe der Zeit durch die ganze Feldmark. Die Ruhejahre waren hierbei überwiegend, da immer nur der geringste Theil des Landes unter den Pflug kam, während das bei Weitem größeste Areal brach (im Dreesch) zur Weide liegen blieb (et superest ager, Germ. 26). Auch ein bestimmtes Quantum an Ackerland war nicht festgesetzt. Die jedesmal aufzutheilende Fläche richtete sich nach der Zahl der Interessenten (pro numero cultorum, l. c.), und mit Rücksicht auf den danach bemessenen Bedarf der ganzen Gemeinde baute man nur soviel Früchte, als zum Unterhalte der letzteren, zur Viehzucht und etwaigen Ueberproduction (für den Export) erforderlich war.

Die Auftheilung des nöthigen Ackerlandes erfolgte daher nach Maßgabe einer vorausgegangenen Veranschlagung, Bonitirung, Vermessung und Klassificirung. Bei Veranschlagung des Landbedarfs wurden die Ansprüche der einzelnen Hofesbesitzer auf eine größere oder geringere Landquote (secundum dignationem d. h. in Gemäßheit der gewürdigten Anrechte des Einzelnen) berücksichtigt, wobei also die Größe der Familie, der Umfang der Haushaltung, die Ausdehnung der Wirthschaft, die Zulänglichkeit der zur Bestellung erforderlichen Arbeitskräfte und ähnliche Rücksichten der Production und Consumtion in Betracht kamen.[22])

[22]) Dignatio als persönliche Würdigkeit oder Standesanspruch des Einzelnen zu übersetzen, verbietet der Sinn der Agrar- und Gemeindeverfassung. Der Würdigste besaß nicht immer die zahlreichste Familie und den größten Haushalt,

Hierauf wurde der danach zum Anbau nöthige Complex (Schlag) ausgewählt und vermessen, nach der verschiedenen agronomischen und klimatischen Beschaffenheit, nach der ebenen oder bergigen, näheren oder entfernteren Lage (vom Dorfe) sowie nach den sonstigen Rücksichten der Bewirthschaftungsfähigkeit in eine Anzahl Gewanne (gradlinigte Figuren, wohl meist Vierecke) zerlegt und derartig classificirt, daß jedes Gewann einen Auftheilungsdistrict bildete.

Die Zahl der Gewanne war also nach den verschiedenen Bonitäts- und Wirthschaftsklassen, welche der jedesmalige Schlag enthielt, verschieden, und jedes einzelne bot den betreffenden Theilnehmern gleiche wirthschaftliche Vortheile oder Nachtheile. Jeden Auftheilungsdistrikt theilte man dann wieder in eine Anzahl gleich großer sog. Loosstücke, überwies jedes derselben so vielen Berechtigten, als zu seiner Ausfüllung nöthig waren, und überließ den auf diese Weise zu Gruppen vereinigten Interessenten die weitere Untervertheilung unter sich nach dem Verhältnisse ihrer ideellen, ihnen zustehenden Antheile. Bestand also z. B. die Dorfschaft aus dreißig Hofesbesitzern, unter denen fünf zu je 3, fünf zu je 2 Antheilen und also zwanzig mit je 1 Antheile berechtigt waren, so mußte jeder Auftheilungsdistrict 45 Antheilen entsprechen. Man machte dann etwa 3 Loosstücke zu 15 Antheilen, überwies das eine den fünf Interessenten mit je 3 Antheilen, das zweite den fünf Berechtigten mit je 2 Quoten nebst fünfen mit je einer Quote, sowie das dritte Loos den übrigen fünfzehn mit je einem Antheile. Selbstverständlich konnte sich das Verhältniß bis zur nächsten Auftheilung wieder ändern, bei welcher der dann nöthige Maßstab zu Grunde gelegt wurde. Der Schlag wurde nur immer auf die Dauer je einer Ackerperiode aufgetheilt.

In jedem Gewanne (Auftheilungsdistrikte) behielt jede Gruppe der auf je ein Loosstück Angewiesenen dasselbe nur ein Jahr und tauschte es im zweiten Jahr gegen ein anderes aus.

---

hatte also nicht den meisten Bedarf an Lebensmitteln, und wenn er nicht das nöthige Arbeitspersonal (Familienmitglieder und Hörige) besaß, so half ihm der Ueberfluß an Land nichts, da er es nicht bestellen konnte. Zu gegenseitigen Diensten der Ackerbestellung waren aber die Verhältnisse wohl noch zu einfach, auch entsprach solches der Stellung eines Wehren nicht. Persönliche Würdigkeit verstand sich von selbst und bedurfte keiner Belohnung, nur Unwürdigkeit (Feigheit, Fahnenflüchtigkeit, Ueberlaufen zum Feinde, Landesverrath und Sittenverbrechen) wurde mit dem Tode bestraft (Tac. Germ. 12 und 13). Standesunterschiede innerhalb der Dorfgemeinde gab es nicht, und selbst der wenig zahlreiche Adel, welcher übrigens den größeren Grundbesitz außerhalb der Dorfgemeinde repräsentirte, war zwar bevorzugt, hatte aber keine besonderen Vorrechte (vgl. Langethal a. a. O. I. S, 13, 15).

Die Regulirung des ganzen Geschäfts erfolgte unter Leitung des Gauvorstehers und unter Mitwirkung der Gemeinde ohne Streit und Unordnung. Die Vertheilung und der jährliche Austausch der Loosstücke geschah durch Ausloosung, welche überhaupt sehr beliebt war, etwa in der von Tacitus (Germ. 10) angedeuteten Weise.

Das Wirthschaftssystem war eine Art Feldgraswirthschaft mit überwiegenden Weidejahren, so daß man also die Aecker nach Ablauf der Ackerperiode auf eine längere Reihe von Jahren als Weide liegen ließ und bei jeder neuen Auftheilung die ältesten (ausgeruhten) Flächen umbrach. Die Weide auf solchen liegen bleibenden Feldern gilt noch jetzt für ergiebiger, als die auf ständigen Triften, ist aber nur bei größerem Landreichthum lohnend. Daher entspricht diese Benutzungsart auch der in erster Reihe auf Viehzucht gerichteten altgermanischen Landwirthschaft (Caes. bell. Gall. IV. 1, VI. 22). Der jährliche Besitzwechsel der Loosstücke innerhalb eines jeden Gewannes, sowie die gesammte landwirthschaftliche Production (vgl. Abschnitt VIII.) weisen sehr bestimmt auf einen geregelten Flurzwang in der Fruchtfolge mit einer mehr als einjährigen Ackerperiode hin, nach deren Ablauf also das benutzte Land in die gemeinschaftliche Weide fiel, bis es wieder als Acker an die Reihe kam. Die Dauer der Ackerperiode war anscheinend bei den Germanen, welche an Feldfrüchten Gerste, Hafer nebst Einkorn, Lein und zum Theil auch schon Weizen bauten, von der Düngergewinnung und dem Grade der sorgfältigen Bodenbearbeitung abhängig.

Der thierische Dünger wurde gesammelt, zur Bedeckung der unterirdischen Räume (vgl. Abschnitt VII.) verwandt und demnächst auf die Felder gefahren (Langethal a. a. O. I. S. 37). Daneben fand eine Düngung durch Verbrennung des auf dem Neubruchlande befindlichen Reisigs und Gestrüpps statt.

Die Ubier trugen die bis zu 1 Meter Tiefe umgegrabene Erde etwa 30 Centimeter hoch auf, (was auf zehn Jahre vorhielt) und die Treverer bearbeiteten alljährlich das Ackerland mit großer Sorgfalt (Abschnitt VIII.). Beide trieben aber gleich allen linksrheinischen Stämmen (Anm. 6 und 7) umfangreiche Viehzucht. Daraus folgt eine schon ziemlich geregelte feldgraswirthschaftliche Nutzung des zum Anbau bestimmten Areals, sowie eine längere (bei den Ubiern zehnjährige) Ackerperiode mit Flurzwang in den einzelnen Gewannen, und eine, wenngleich noch mit sehr überwiegenden Ruhejahren verbundene Rotation, innerhalb welcher der nämliche Schlag wieder unter den Pflug kam (d. h. eine gewisse Schlageintheilung der ganzen Ackerfeldmarck). Bei den landwirthschaftlich schon im vierten

Jahrhundert vor Chr. Geb. vorgeschrittenen und durch die Flußniederungen auf Viehzucht angewiesenen Weichselbewohnern können wir ähnlich geregelte Zustände wohl gleichfalls annehmen.

Die Aschendüngung gab zwar zuerst reichlichen Ertrag an reinem Korn, war aber nicht nachhaltig, und also wohl, soweit sie nicht für den Anfang zur Aushülfe diente, bei den durch die Natur des Landes in der Viehzucht beschränkten Stämmen oder Markgenossenschaften vorzugsweise üblich. Dann bedingte sie aber eine kurze oder unregelmäßige Ackerperiode.

Nach ähnlichen Grundsätzen scheint man die zur Einzelnutzung bestimmten Waldungen bewirthschaftet zu haben. Vorzugsweise kommen hier die Eichenschälwaldungen (Lohhecken im Trierschen, Hauberge im Siegenschen) in Betracht. Die Rinde wurde als Lohe zur Gerberei und das Holz als Brenn- und Nutzholz verwendet. Alljährlich kam ein bestimmter, nach dem Bedarfe berechneter Schlag, zum Abtriebe. Derselbe wurde nach dem besseren oder schlechteren Bestande, nach der Lage (am Fuße, auf halber oder ganzer Höhe der Berge) u. s. w. in eine entsprechende Zahl von Auftheilungsdistricten zerlegt und jeder derselben in der nämlichen Weise wie der Ackerschlag den Berechtigten überwiesen.

Für den aus Eichenschälwaldungen nicht gedeckten Bedarf an Brenn- und Nutzholz wurden anderweite Holzungen in gleicher Weise alljährlich zum Abtriebe vertheilt. Nach den nämlichen Grundsätzen theilte man da, wo Loheproduction nicht stattfand, alljährlich einen entsprechenden Waldschlag auf.

An die Lohe- und bezw. Holznutzung schloß sich dann eine Aschendüngung mit darauf folgender Ackernutzung an. Nach dem Abtriebe (im Herbste) wurde der Rasen mit dem darauf wachsenden Gestrüpp, Farrenkraut u. s. w. zwischen den Stücken abgeschält, in Haufen gesetzt und verbrannt, und die Asche zur Düngung ausgebreitet.

Die zum Abtriebe des Schlages vorgenommene Auftheilung, welche ebenfalls durch Ausloosung erfolgte, erstreckte sich wohl schon damals gleich mit auf den darauf folgenden Ackerbau, so daß also hier ein Austausch der Parzellen nach erfolgtem Abtriebe nicht stattfand. Der eingeschobene Getreidebau wurde in der Regel auf ein Jahr festgesetzt, bei gutem Boden und bezw. je nach den sonstigen agronomischen und Productionsverhältnissen aber auf zwei Jahre ausgedehnt.

In dieser ältesten Agrarverfassung, wie wir sie vorstehend aus dem nach rückwärts verfolgbaren Entwickelungsgange der Gehöferschaften in Verbindung mit den Angaben des Cäsar und Tacitus hergestellt zu haben glauben, fielen die politische Gemeinde, die Markgenossenschaft und Gehöfer-

schaft sachlich noch zusammen. Die erste Verrückung dieses Zustandes erfolgte durch die Entstehung und Ausbildung des Sondereigenthums am Ackerlande. Da die neuen Stämme der Franken, Burgunden, Alamannen u. s. w., welche sich auf römischem Boden niederließen, die bisherigen Bevölkerungen nicht verdrängten (Eichhorn, deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte III. Ausg. § 23 S. 78), so mag der in Folge dessen gesteigerte Bedarf an Kulturländereien den ersten Anlaß dazu gegeben haben. Daher unterwarf man dem Sondereigenthume auch nur die Aecker und bezw. Wiesen, und unter Beibehaltung des Gesammteigenthums betreffs der Waldungen und der ausschließlich zur Weide benutzten Flächen bildete sich die Markgenossenschaft aus. Die ideellen Antheile wurden fixirt und mit realen Nutzungsrechten der Einzelnen nach dem Verhältnisse ihres Privatbesitzes an Aeckern und Wiesen normirt. In späteren Zeiten faßte dann innerhalb und neben der Markgenossenschaft die politische Gemeinde festen Fuß und man räumte ihr als solcher einen Theil der Mark zum Gemeindegut (Communalvermögen) ein.

Während auf diese Weise in den übrigen germanischen Landen das Gesammteigenthum an den Kulturländereien schon vor dem eigentlichen Mittelalter verschwand, erhielt sich dasselbe in den Gehöferschaften nicht nur durch alle Jahrhunderte, sondern bildete sich hier noch weiter aus. Aus dem gesammten Complexe der ursprünglich als Acker- und Weideland rotirenden und in den einzelnen Auftheilungsperioden bald größeren bald kleineren Schläge wurde ein ausschließliches (nur nebensächlich in der Brache und Stoppel beweidetes) Ackerland ausgeschieden und als solches unter bestimmter Begrenzung der betreffenden Gewanne unveränderlich fixirt. Aus den dem Dorfe nächstgelegenen oder fruchtbarsten Ackergewannen nahm man dann wieder die besten Striche als Gartenländereien im Felde (sogenannte Feldgärten) zum Anbau von Gartengewächsen, Kohl u. s. w. und aus dem Reste die sogenannten Wildländereien (meist an Bergabhängen gelegen und daher auch Bergländereien genannt) als schlechteste Theile heraus.

Indem man das somit übriggebliebene eigentliche Ackerland dem Systeme der Feldwirthschaft unterwarf, benutzte man die Wildländereien (mit Ausnahme der nur zur Weide brauchbaren Strecken) in großen Complexen feldgraswirthschaftlich, und zwar meist nach fester Schlageintheilung und in regelmäßigen Rotationen. Hierbei aber waren entweder die Acker- oder Weidejahre überwiegend (d. h. gleichzeitig entweder mehr Schläge unter dem Pfluge oder in der Brache), und man

vertheilte alljährlich denjenigen Schlag, welcher am längsten brach gelegen hatte, auf die Dauer der Ackerperiode. Die Waldungen — meist Eichenschälwälder — wurden noch in der neuesten Zeit mit regelmäßigem Umtriebe bewirthschaftet (vgl. das Nähere über diese Zustände und die Verschiedenheiten der einzelnen Gehöferschaften in den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1863: G. Hanssen, die Gehöferschaften u. s. w. im Regierungsbezirk Trier).

III. Der Fund antiker Bronzen zu Floth im Czarnikauer Kreise, Regierungs-Bezirk Bromberg,

vom

Baurath Crüger

in Schneidemühl.

Zwischen dem ehemaligen Städtchen, jetzt Dorf, Radolin und dem Dorfe Czarnikauer Hammer mit den aus dereinst dort betriebenen Eisenhämmern noch vorhandenen großen Schlackenlagern liegt unter 34° 14′ östlicher Länge und 52° 47′ nördlicher Breite die große Colonie Floth am Fuße des 22 bis 32 Meter hohen Ufers des Netzethales.

Jenes hohe Ufer bildet mehrere vorspringende Bergkanten, und am Fuße einer solchen, welche früher mit Bäumen bestanden war, und von deren Höhe das Netzethal, sowohl aufwärts, als auch nach der Stadt Czarnikau und den dort befindlichen Höhen auf mehrere Meilen abwärts übersehen werden kann, ward im vorigen Jahre im April der merkwürdige Fund antiker Bronzen gemacht, welcher weiter unten beschrieben ist.

Nicht der Fund an sich, vielmehr die Verbindung desselben mit den früher in hiesiger Gegend schon gefundenen Bronzen, gewährt einen für die Alterthumskunde der Periode vor 1800 bis 2000 Jahren höchst merkwürdigen Einblick in die damaligen Culturzustände, eine Bestätigung historischer Annahmen über die nach Einwanderung der Polen in das alte Reich der Gothen und Burgundionen verschwundene, hier einstens bestandene Kunstfertigkeit und religiösen Cultus, daß es wohl als lohnend betrachtet werden kann, für künftige Forscher auf diesem Gebiete einige Andeutungen hier niederzulegen.

Die in Danzig noch lebende Sage, daß einstens griechische Völker dort gelandet seien, ist bekannt, ebenfalls die Anwesenheit der Phönizier

daselbst unbezweifelt und es wird angenommen, daß die zeitweise an der unteren Weichsel ansäßig gewesenen griechischen Colonisten um das Jahr 270 vor Chr. von dort westwärts gezogen seien. Wir haben von dort auf der ganzen Linie nach dem Rhein mancherlei Artefacta aus griechischen Städten gefunden, bekannt sind folgende Ortschaften im Bromberger Regierungsbezirk:

1. Bromberg, römische Münzen;
2. Nakel, griechische Münzen;
3. Exin, römischer Dolch von Bronze;
4. Laziska bei Wongrowitz, Krummstab (Lituus) von Bronze, Fig. 494 bei Guhl;
5. Tlukum bei Lobsens, griechischer Gürtel von Eisen mit Silber und Gold plattirt, römische Münzen;
6. Brostowo, Urne mit griechischer Ornamentik, darin ein römischer Sporn, goldener Griffel, Bronzeschnalle u. s. w., Fibeln und Volsellen;
7. Schneidemühl, griechische Waffen (Kelt mit etruskischer Schrift), korinthisches Säulenkapital;
8. Uscz, römische Münzen, Fibeln und Kampfring;
9. Wapno, Goldmünzen (Bracteaten) mit etruskischer Schrift (φοβος) im Berliner Museum;
10. Lobsens, silberne Münze (nachgeahmt) der Insel Thasos;
11. Czarnikau, Bildsäule von Bronze mit einem Hundekopf (Anubis), nahebei goldener Stab;
12. Malzmühle, Opfermesser von Bronze, Tibia von Horn, großer roher Steinhammer;
13. Radosiw bei Czarnikauer Hammer, Hals- oder Kopfring von Gold;
14. Behle, drei metallene Kugeln von ppr. 6 cm. Durchmesser;
15. Floth, der große Fund von Bronzen, welcher weiter unten beschrieben ist;
16. Schönlanke, Lanzenspitze von Bronze.

Es sind nur diese Ortschaften, welche auf einer von der Weichsel sich westwärts ziehenden Straße liegen, in Beziehung auf den Flother Fund bemerkenswerth, da auch die hier gefundenen Anticaglien oströmischen oder griechischen Ursprunges sind oder nach Vorbildern von dort hier angefertigt wurden. Es bestehen solche aus einem vollständigen Bekleidungs-Ornament, welches vermuthlich zwei Druiden oder Opferpriestern angehört

hat, wie die nachstehende Hindeutung auf unbeanstandete, wissenschaftlich-klassische Untersuchungen wahrscheinlich macht.

Neben den wendischen Ureinwohnern waren im Großherzogthum Posen Völkerschaften aus ferneren Gegenden ansäßig geworden; sie hatten ihren Götterdienst mitgebracht, und wie in ihren Stammländern, so ward auch hier auf dazu geeigneten Punkten dieser Cultus gefeiert. Es war die fast von allen Völkern Osteuropas angenommene Verehrung der Naturkräfte, deren eine jede in menschlicher Gestalt personifizirt uns die Mythologie in noch vorhandenen Bildern darstellt. Es befanden sich diese älteren Göttergebilde aber bekanntlich nur in den Tempelgebäuden der Stammländer; die von dorther ausgewanderten Colonien vereinigten sich in Wäldern, auf Höhen, in Thälern und an Quellen, und dort nahmen ihre Götterdienste einen mehr symbolischen Charakter an. Einzelne durch ihren Wuchs und erhabene Form der Aeste besonders ausgezeichneten Bäume mußten als natürliche Tempel dienen und dort verrichteten die Priester ihre geheiligten Gebräuche.

Es ist bekannt, daß der ägyptische Cultus der Isis mit dem der griechischen Cybele und dem nordischen der Hertha fast gleichartig waren, daß der persische Mithrasdienst einer gleichen Idee sein Entstehen verdankt, und nehmen wir an, daß etwa im dritten Jahrhundert Griechen, Gothen, Aegypter und Perser, diese als Begleiter, mit ihren Priestern fast gleichzeitig auf der Wanderung von Osten nach Westen zusammengetroffen waren, so gestatten die gefundenen Reliquen oder Anticaglien folgende Annahmen: Gegenüber von Floth auf dem linken hohen Netzeufer hat dasselbe einen schmalen Thaleinschnitt, in welchem eine Quelle entspringt, die heutigen Tages die am Fuße jenes Thales belegene sogenannte Malzmühle nährt. Dort fand sich das zum Mithras-Cultus dienende persische Opfermesser, eine Tibia von Horn mit mehreren Bronzeringen und ein stumpfer Hammer von Stein. Ist man aus diesen Fundstücken nicht zu der Annahme berechtigt, daß hier Perser oder Asiaten eine Zeit lang verweilten und ein Mithrasopfer stattfand?

Weiter abwärts und ebenfalls auf dem linken Ufer bei der Stadt Czarnikau wurde eine Statuette des Anubis gefunden — ägyptischer Gott mit dem Hundekopf —; wie kam solcher dorthin? Gegenüber diesen Orten, bei Floth, wurden die unten beschriebenen Bronzen entdeckt, und zwar am Fuße einer einstens mit Bäumen bestandenen vorspringenden Anhöhe. Sollte — muß man sich fragen —, diese Höhe nicht zu einem Feldgottesdienste der Cybele oder Hertha bestimmt gewesen sein, da man ja auf der ganzen Linie von der Weichsel her Spuren von der einstigen Anwesenheit griechischer oder oströmischer Wanderer entdeckte?

Sind diese Annahmen richtig, so gewinnt der Flother Fund eine hohe archäologische und historische Bedeutung und bestätigt zur Evidenz, daß die in der kleinen Schrift des Unterzeichneten „Ueber die im Regierungsbezirk Bromberg (Alt-Burgund) aufgefundenen Alterthümer" niedergelegten Ansichten richtig und begründet sind, was aus der Beschreibung der einzelnen Fundstücke in Beziehung auf deren Gebrauch und Ornamentik noch klarer hervorgeht.

Wollte man Dem entgegen die hier gefundenen Bronzen als Artefacta der Polen oder Sarmaten annehmen, so müssen folgende Erwägungen vorausgehen:

Die Wenden, nach den kritischen Untersuchungen von Obermüller, als Urbevölkerung, obwohl mit den Slaven sprachverwandt, bildeten mit den Gothen verbunden, gewissermaßen ein Reich. Noch jetzt nennt sich der König von Schweden in seinem uralten Titel König der Gothen und Wenden. Ob das Dorf Venetia im Wongrowitzer Kreise, wie Herr Dr. Riecke in Weimar meint, einstens Hauptstadt der Wenden gewesen, kann auf sich beruhen. Wichtiger erscheint der Name Upsala, insbesondere Alt-Upsala, wo die Grabhügel als Denkmäler von Odin, Thor und Freya noch sichtbar sind. Der Name ist unbezweifelt wendischen Ursprunges, denn Up ist soviel wie hoch, Sala aber das slavisch-wendische „Zale", nämlich Trauerstätte, daher Upsala „die hohen Trauerstätten". Es geht hieraus hervor, daß die Asen (Götter) zugleich mit den Nordländern von Wenden verehrt wurden, jedoch andere Benennungen erhielten.

Von den Wenden, noch weniger von den Slaven, ist eine hohe Kunstfertigkeit nicht nachweisbar aus der Vergangenheit, wohl aber von den Gothen und den mit ihnen in hiesige Gegend eingewanderten Griechen. Die Wenden waren ein sanftes, Ackerbau und Viehzucht treibendes Volk; sie wurden nach der Einwanderung der Polen leicht unterjocht und zur Dienstbarkeit gezwungen, welcher die freigeborenen Gothen sich nicht unterwarfen. Von den Slaven wissen wir nur, daß ein geschickter Wagenbauer, Piast, zum König gewählt wurde, von Kunstgewerben spricht ihre alte Geschichte nicht.

Ueber den Einfluß der griechischen Cultur im Norden geben die in Dänemark und an der Ostseeküste gefundenen Artefacte und die noch vorhandenen Gießstätten für Metalle und die Schlackenhaufen einen sicheren Aufschluß; die Mitra in unserem Funde (Tafel II. Figur 3) ist hierher zu rechnen, denn deren Ornamentik ist jener auf den in Dänemark gefundenen sogen. Rasirmessern ganz gleich. Diese sind in Argos verfertigt, wie das auf jenen Artefacten befindliche Städte-

Monogramm (Tafel I. Fig. 10) und die Abbildung eines antiken Schiffes (die Argo?) beweist (Rasche, Lexicon, Monogramme 75).

Mit der Anwesenheit fremder Wandervölker in jener Gegend läßt sich die Errichtung eines großen Grabhügels bei dem Dorfe Stöwen, etwa $1^1/_2$ Meilen ostwärts von dem Orte, wo die Bronzen gefunden sind, in Verbindung bringen. Jenes 8 Meter hohe, 16 Meter im Durchmesser große Hünenbette ist von Feldsteinen — sogenannten Irrblöcken — (erratischen Steine Skandinaviens) aufgeschüttet; es heißt noch jetzt der Schmökberg (Brandberg). Es knüpft sich daran die Sage, daß dort einstens eine Hexe verbrannt worden sei. Jedenfalls gehört jener Hügel zur Klasse derjenigen Denkmäler, welche in dem Werke von Sir John Lubbock „Die vorgeschichtliche Zeit, erläutert durch Ueberreste des Alterthums ꝛc." im fünften Kapitel unter der Benennung Megalithische Monumente und Grabhügel beschrieben sind. In der Nähe sind Kugeln aus grünem Glase von ca. 1 Zoll Durchmesser gefunden. Man vergleiche hiermit, was S. C. Wagner in seinem „Handbuch der vorzüglichsten in Deutschland entdeckten Alterthümer, Weimar, bei Voigt 1842" in dem Artikel „Druiden" (von δρυς = die Eiche) und deren Bedeutung gesagt hat, und verbinde damit die unten folgenden Bemerkungen über die Zeichnungen auf der Mitra.

Mit dem ganzen Bronzefund bei Floth und der Beschreibung der Gegend, wo solcher gemacht wurde, eröffnete sich in Beziehung zu jenem Grabhügel für weitere Combinationen ein weites Feld, welches zur Anstellung weiterer Forschungen, insbesondere zu einer Aufdeckung des hochinteressanten Hügels und dessen Inhalt wohl geeignet sein dürfte. Finden sich darin, was wahrscheinlich ist, Reliquien, welche mit dem Druidendienst in Beziehung stehen, so wird der Flother Fund in seiner eigenthümlichen Bedeutung als eine einzig dastehende Reminiscenz ein um so höheres Interesse gewinnen und einen um so wichtigeren Beitrag zur Culturgeschichte des hier einstens zeitweise ansässig gewesenen Volkes liefern, als ein ähnlicher Fund im Osten Deutschlands bisher nicht gemacht worden ist.

Es kann die Frage aufgeworfen werden, auf welche Weise die Gegenstände dorthin gelangt seien, ob solche von dem Wandervolk mitgebracht wurden, oder ob sie auf der Fundstelle erst angefertigt wurden. Man möchte sich durch den Namen des Orts veranlaßt sehen, dieser Annahme den Vorzug einzuräumen, denn ebenso wie man auf verschiedenen Stellen Gießstätten zur Anfertigung von Metallsachen gefunden hat, so könnte man die Verfertigung der kunstvollen Erzgebilde unseres Fundes einem aus dem Südosten Europas hierher gewanderten Metallarbeiter zu-

schreiben. Der Name des Ortes, aus dem Lateinischen von flo, flare abgeleitet, was sowohl blasen als Metall gießen bedeutet, und der sichtbar noch ganz neue oder wenig benutzte Zustand der Gegenstände läßt diese Voraussetzung nicht als unglaublich erscheinen, und es würde sich, und besonders in Berücksichtigung des Umstandes, daß man in der Nähe der Fundstätte weder Knochen noch Urnen oder sonst auf die Anwesenheit großer Volksmassen deutende Reliquien gefunden hat, diese Annahme zunächst rechtfertigen lassen.

Ein Widerspruch in der Voraussetzung, daß die Gegenstände als priesterlicher Schmuck oder zum Gottesdienste gedient haben, wird keineswegs erhoben werden können, denn, wie auf anderen Gießstätten nur allein Waffen, nämlich Kelte oder Lanzen gefertigt wurden und gefunden sind, kann ja hier wohl eine Gießstätte für Ornamente aller Art existirt haben.

Unterstützt wird dieser Gedanke durch die sichtbar noch vorhandenen sogenannten Eingüsse an mehreren Stellen oder diejenigen Röhren, durch welche das geschmolzene Metall in die Form gegossen ward. Sir John Lubbock beschreibt in seinem Werke „Die vorgeschichtliche Zeit 2c." S. 37 genau das hier sichtbare Verfahren, um zwei Bronzestücke durch einen Ueberguß von Metall, da man das Zusammenlöthen nicht kannte, zu vereinigen; jene Eingüsse sind zwar abgebrochen, aber nicht abgefeilt oder abgeschliffen, lassen also darauf schließen, daß die Gegenstände noch unvollendet geblieben oder wenigstens einer Nachbesserung bedurften.

Es wird sich bei der Beschreibung der einzelnen Fundstücke erst mit einer mehr oder minderen Wahrscheinlichkeit deren Bestimmung und zwar, ob solche zu profanem oder heiligem Gebrauche dienten, feststellen lassen und wollen wir daher mit der Beschreibung derselben in Verbindung mit den archäologischen Andeutungen, welche in dem Werke von Guhl und Koner „Das Leben der Griechen und Römer" befindlich sind, beginnen.

1) Die Fibula. (Tafel I. Fig. 1.)

Ganz abweichend von der Form der gewöhnlichen griechischen und römischen Fibeln, ist die hier gefundene Vorsteckнadel, welche es ihrer eigenthümlichen Gestalt nach gestattete, das wollene Untergewand auf fünf Stellen zusammenzustecken, bemerkenswerth. Die untere nadelförmige Spitze und die äußersten Enden der halbmondförmigen oberen Theile gestatten eine solche sichere Befestigung, welche wegen der Anhängung der schneckenförmigen Brustschilder (Tafel I. Fig. 2a. 2b.) an die auf der Fibel befindlichen Vogel-

gestalten (Fig. 1a.) nöthig war. Man erkennt deutlich, daß die spitzen Enden durch den Gebrauch abgenutzt sind, ebenfalls zeigt der obere Vogelknopf Spuren der Aufhängung, er ist ebenfalls am oberen Theile abgenutzt, und ist dieser Theil etwas nach unten, der Spitze zu, verbogen.

Im Berliner Museum befinden sich einige Brochen (Brustschilder), deren Fibeln der hier gefundenen ähnlich, aber nicht gleich sind. Auf einer Broche sind sogar ebensolche Vogelgestalten als Verzierung angebracht.

Man möchte hieraus schließen, daß dieser Art von Ornamentik eine symbolische Bedeutung mit der nordischen Freya, der slavischen Siva oder der römischen Venus zu Grunde liegt, deren Statuetten und Abbildungen stets mit einem oder mehreren Vögeln verziert sind.

2) Die Brustschilder oder Panzer. (Tafel I. Fig. 2a. und 2b.)

In dem Werke von Wagner „Handbuch der wichtigsten in Deutschland gefundenen Alterthümer" ist unter Nr. 1122a. und 1122b. ein zu Schweidnitz gefundenes ähnliches Artefact zwischen römischen Münzen und anderen römischen Anticaglien gefunden und dort als Brustpanzer einer Frau bezeichnet. Das Berliner Museum enthält ebenfalls solche, dort mit der Benennung „Fibeln" bezeichneten Geschmeide, die übrigens in der Art gearbeitet sind, daß das Gewand durch die größeren Schleifen gezogen und dort mit großen Durchstecknadeln mit den Schildern verbunden und befestigt werden kann. Diese Einrichtung haben die hiesigen Brustschilder nicht, sie wurden vielmehr an der Fibel aufgehangen und konnten, ohne diese zu lösen, also auch abgenommen werden.

In den mythologischen Bildern und jenen des römischen und griechischen Alterthums in Guhl und Koner finden sich nur wenige Andeutungen, welche mit den hiesigen und den Berliner Brustschildern eine Aehnlichkeit haben. Nur die Figur der Minerva erscheint mit einem Brustharnisch als Schuppenpanzer bekleidet, auch hat die Figur 264 bei Guhl Andeutungen eines solchen schneckenförmigen Brustschildes. Man ist zu der Annahme berechtigt, daß die elastische Fläche des Drahtgewindes sich der weiblichen Brust entsprechend ebensogut als Panzer als wie als Schmuckstück kennzeichnet, daß also die Annahme, als habe man es hier mit einem Panzerstück zu thun, nicht sofort zu verwerfen ist.

Die Schneckendrähte mit 19 Windungen und die von 1 mm. bis 4 mm. starken, vom Mittelpunkte nach der Peripherie in diesen Abmessungen sich verstärkenden, ca. 5 mm. langen Drähte deuten auf eine hohe Kunstfertigkeit in der Schmiedearbeit und auf eine hohe Kultur in der Erzbildnerei.

Dieses ist nicht minder der Fall bei den von Guhl und Koner im „Leben der Griechen ꝛc." sub Nr. 266 Dargestellten.

3) Das „Mitra" genannte Panzerstück. (Tafel II. Fig. 3.)

Unbestreitbar ist solches das interessanteste Stück des gesammten Fundes, weder in der griechischen noch nordischen Abtheilung des Berliner Museums vorhanden, weil dasselbe der Ornamentik nach ganz unzweifelhaft griechischen Ursprunges ist.

Was in dem Werke von Guhl und Koner hierüber Seite 283 gesagt ist, lautet wörtlich:

„Unter dem Panzer aber, also über dem Chiton (Untergewand) pflegte man noch eine breite, aus dünnem Metall gearbeitete und innen gefutterte Binde (μίτρα) anzulegen, welche, weil bedeckt von der Rüstung, auf Bildwerken natürlich nicht sichtbar ist. Wir besitzen aber noch eine solche Mitra (Fig. 266 bei Koner abgebildet, in ähnlicher Form wie die des Flother Fundes) welche Brönsted auf Euboea erworben und in seiner Schrift „Die Broncen von Siris" beschrieben hat. Diese eherne, 12 Zoll lange Platte (wie die hiesige) ist auf der inneren Seite mit fünfzehn größeren und dreizehn kleineren Vertiefungen versehen, welche sich auf der Außenseite als Halbkügelchen darstellen; mittelst der an ihrem Ende angebrachten Haken wurde sie auf dem Futter des eigentlichen Gurtes befestigt. Es dürften mithin nach der von uns gegebenen Erklärung von Zostar (Gurt) und Mitra die Worte der Ilias (IV. 135 ff.) leichter zu verstehen sein:

„Stürmend traf das Geschoß den festanliegenden Leibgurt.
Sieh' und hinein in den Gurt, den künstlichen, bohrte die Spitze.
Auch in das Kunstgeschmeide des Harnischs traf sie geheftet,

Und in das Blech, das er trug, zur Schutzwehr gegen Geschosse,
Welches zumeist ihn schirmte; doch ganz durchbohrte sie dies auch;
Und nun ritzte der Pfeil die obere Haut des Atriden."

Diese Stelle aus Guhl und Koner läßt keinen Zweifel über die Gleichheit unseres Fundstückes mit jenem oben beschriebenen aus Euboea aufkommen, umsoweniger, als die Ornamentik den unbestreitbar griechischen Ursprung beweist.

Auf unserer Mitra sind nur zwölf anstatt fünfzehn halbkugelförmige Erhöhungen sichtbar, sonst ist solche der vorstehenden Beschreibung fast ganz identisch. Die Randverzierungen und die auf der Platte befindlichen Endausläufer der Ornamente sind denen auf den sogenannten Rasirmessern aus Dänemark, deren Verfertigung nach dem auf denselben befindlichen Monogramm (Taf. I. Fig. 10; Rasche, Lexicon veterum rei numariae Nr. 75) in Argos oder Corinth stattfand, ganz gleich, und es muß hieraus auf die Verfertigung unserer Mitra durch einen Künstler von dort her geschlossen werden (Vgl. Sir John Lubbock „Die vorgeschichtliche Zeit" Seite 33).

Eine Verzierung oder Ornament befindet sich aber noch auf unserer Mitra, nämlich die baumähnlichen Zeichnungen, welche, aus den aus der Mitte befindlichen Bögen entspringend, nach den äußersten Kugeln sich erstrecken. Man kann solche als Bäume betrachten, deren Wurzeln, aus den Bögen entspringend, seitwärts je zwei Mistelzweige und neben der Kugel eine Frucht (vielleicht Apfel) darstellen. Kann dies nicht vielleicht eine auf den Hertha- oder Cybeledienst bezügliche Symbolik bezeichnen? Jedenfalls ist diese ganz ungewöhnliche Ornamentik beachtenswerth, um so mehr, als sich, wie nachher gezeigt werden wird, weitere Folgerungen daran knüpfen.

Die anderen aus den Kugeln entspringenden Ornamente haben Aehnlichkeit mit dem altpersischen · S (gha) Buchstaben.

4) Die Cymbeln. (Tafel I. Fig. 4a. und 4b.)

Der größere der beiden Ringe wurde bereits vor 4 Jahren gefunden und ward Veranlassung zur sorgsameren Nachsuchung, welche zur Entdeckung auch der anderen Gegenstände führte.

Daß die Ringe, welche bei dem Anschlagen mit einem anderen Metall den Tönen d-fis (große Terz) entsprechen, als Cymbeln (κύμβαλα) gedient haben, deren Gebrauch bei den Festen der Cybele und des Dionysos bekannt ist, erscheint unzweifelhaft. Diese tönenden Ringe wurden nach beendetem Gottesdienste an dem heiligen Baume aufgehängt, wie Fig. I. bei Guhl und Koner zeigt.

5) Die Gefäße oder Schalen. (Tafel I. Fig. 5a. und 5b.)

Wir sind geneigt, auch diese als zum Opferdienst bestimmt zu bezeichnen.

Das größere Gefäß (Fig. 5a.) hatte einen Henkel (abgebrochen) und einen verzierten Rand, das kleinere (Fig 5b.) in eleganter griechischer Vasenform, in der Mitte einen durch den Boden gehenden Knopf (Omphale). Das größere Gefäß mag zum Auffangen des Blutes gedient haben, das kleinere zur Aufnahme des heiligen salzigen Wassers, woraus der stärkere Ansatz von Grünspan entsprungen sein kann.

So läßt sich ohne Zwang der Gebrauch dieser Gefäße in Verbindung mit den anderen Stücken erklären, und der Gebrauch derselben zu gottesdienstlichen Handlungen, Opfern, wird wahrscheinlich.

6) Die Schlangenringe. (Tafel I. Fig. 6a. und 6b.)

Diese schraubenförmig, als ein Cylinder von 6 mm. Durchmesser und 15—16 cm. langen künstlichen Geschmeide haben verschiedenartige Anwendung gefunden.

Die äußeren Windungen der hiesigen Ringe sind rund, an dem einen Ende zugespitzt, am andern in Ringform gebogen. Von den zehn Windungen sind die mittleren sechs 1 cm. breit und einfach ornamentirt, woraus geschlossen werden darf, daß die äußersten Windungen zur Befestigung, die breiteren verzierten dagegen als Schmuck dienen sollten. Die spitzen Enden sind sichtbar etwas abgenutzt, ebenso wie die zur Befestigung des Haarzopfes dienenden bekannten Haarspangen, so daß man hieraus folgern kann, zu einem ähnlichen Zwecke gebraucht zu sein.

Man nimmt im Allgemeinen an, daß diese sogenannten Schlangenringe (ὄφεις) zu einem Armschmuck gedient haben, was aber nur bei ganz ungewöhnlich kleinen Händen hätte möglich

werden können. Allerdings waren die Griechen von kleiner, zierlicher Gestalt; sollten es vielleicht die in den nordischen Sagen erwähnten Zwerge gewesen sein, welche in Höhlen (Erdhütten) wohnend, aus Erz zierlichen Schmuck zu fertigen verstanden, und wird durch unseren Fund alsdann nicht auch diese Frage illustrirt?

Eine andere Anwendung des Schlangenringes finden wir auf einer Bildsäule der Siva (Fig. 1009 bei Wagner) angedeutet, wo sich dieses Ornament, die Haare des Kopfes aufgenommen, als Diadem über die Stirn gelegt, angedeutet findet. Vgl. C. O. Müller, Handbuch der Archäologie der Künste, Seite 495, Anm. 4.

Als eine dritte Anwendung wird der Ring als Handgriff für den Weihwedel bei gottesdienstlichen Opfern bezeichnet, wo er den Pferdeschweif zu halten hatte; auch konnte er bei den Festen der Hertha als Handhabe für das Aehrenbündel oder die Blumen dienen.

Diese Andeutungen mögen genügen, um den Gebrauch des Ophis zu kennzeichnen.

7) **Die Hefter.** (Tafel II. Fig. 7a. und 7b.)

Auf jedem derselben befinden sich drei halbkugelförmige Erhöhungen, von welchen an dem einen (Fig. 7b) eben solche, dem persischen Buchstaben gha ähnliche Verzierungen auslaufen, auf der anderen (Fig. 7a.) umgeben 4 concentrische Kreisornamente die mittlere Halbkugel. An den beiden Enden befinden sich ebensolche baumartige Ornamente, wie auf der unter 3 beschriebenen Mitra, auch ist die Ornamentik der Randeinfassung dieser gleich.

8) Die runde mit spiralförmigen Furchen verzierte **Platte,** (Tafel I. Fig. 8) an welcher noch ein Theil des Griffs vorhanden ist, welcher zur Verbindung mit einer zweiten Platte gedient haben dürfte, ist wahrscheinlich die Hälfte einer Broche (Fibula), wie deren sich einige ähnliche im Berliner Museum befinden. Auf der verbindenden Stange sind drei abgebrochene Füße, vielleicht von Vogelgestalten, wie solche auf einer der Berliner Brochen noch sichtbar sind, vorhanden.

Die Platte ist 2 mm. stark und im Ganzen massiv und nicht elastisch.

9) **Der gewundene 62 cm. lange Stab** (Tafel I. Figur 9) (zerbrochen), dessen Enden in 15 mm. breite hakenförmige Platten auslaufen, und welcher an einer früheren Bruchstelle durch Ueberguß von Metall reparirt ist, hat möglicherweise als ein Henkel gedient. Sein Gebrauch kann mit einiger Wahrscheinlichkeit nicht erklärt werden.

Dieses sind die auf der bezeichneten Stelle bis jetzt entdeckten Fundstücke; es wird aber angenommen, daß bei ausgedehnteren sorgsamen Nachgrabungen noch ein Mehreres gefunden werden dürfte.

Welche archäologischen Combinationen sich hieran knüpfen lassen, und ob die von mir versuchten sich des Urtheils der Fachmänner erfreuen werden, muß ich dahingestellt sein lassen. Man wird es aber nicht verkennen, daß ich versucht habe, durch vorstehende Mittheilungen der Wissenschaft einen wenn auch nur geringen Dienst zu leisten.

Noch bemerke ich, daß sämmtliche Fundstücke mit einem hellgrünen edlen Rost bedeckt sind, welches auf das bekannte korintische Erz in denselben hindeutet.

Schneidemühl, im Februar 1876.

Crüger.

Nachtrag.

Der Ort oder die Berghöhe, wo die Broncen gefunden sind, und diese selbst deuten darauf hin, daß sie zum Schmuck und Tempeldienst einer Priesterin der Cybele (κυβηλη, ματηρ ὄρεια, Bergmutter, Isis, Rhea, Nertha oder Siwa) gehörten. Bemerkenswerth sind die auf der Mitra vorhandenen, wenn auch rohen Darstellungen der heiligen Fichte (Sinnbild des Attis, die Mistelzweige, welche abgeschnitten auf das Aufhören der Lebenskraft (Entmannung) in dem mysteriösen Kultus der Göttin figuriren, ferner die Fibula mit den Vögelgestalten und die Cymbeln, welche mit Fellen überspannt ebenso als Handpauken gedient haben können, und sonach Attribute der Göttin bezeichnen würden.

Auch die Schlangenringe (ὄφεις, ψελλια, περιχελίαδις) als Diadem betrachtet, können die auf den Bildsäulen der Göttin befindlichen und diese charakterisirenden Mauerkronen andeuten, wie auf einer Bildsäule der Siwa ersichtlich ist. (Vgl. Preller, griechische Mythologie I. Theil, Seite 401 bis 411; desgl. römische Mythologie Seite 769.)

Crüger.

Anm. d. Red. Die Zeichnungen der Tafeln I. und II. sind nach metallographirten Abbildungen gefertigt, welche der eleganten Ornamentik auf den Originalen nur entfernt ähnlich sind (vgl. Anm. auf Tafel II.).

IV. Archivalische Kleinodien in Kulm.

Von Dr. Franz Schultz.

Dasselbe tragische Mitleid, welches einzelne Individuen, wenn sie durch geringes Verschulden in ein tiefes Ungemach verfallen sind, in uns wachrufen, können auch ganze Städte für sich beanspruchen, die plötzlich von ihrer Höhe herabsinken, ohne daß man ihnen selbst eigentlich eine Schuld an ihrem Unglücke beimessen darf. Nur einem Zufalle war es zuzuschreiben, daß es Bernhard von Zinnenberg am 26. October 1457 gelang, sich der Stadt Kulm auf dem Wege des Verraths zu bemächtigen, diesem Manne von eiserner Willenskraft, der inmitten einer ihm feindlich gesinnten Bevölkerung die Sache des Ordens bis zu seinem letzten Lebenshauche aufrecht zu erhalten wußte, und unter dessen schwer lastenden Scepter die Stadt Kulm tief erseufzte; der den Bürgern eine ordensfreundliche Gesinnung aufnöthigte und es im Hinblicke auf sein wohlgemeintes Ziel für nichts achtete, daß diese Stadt von allen übrigen Städten des Landes verstoßen ward. In der That galt seit jener unheilvollen Katastrophe Kulm beinahe für verfehmt, aller ihrer Prärogativen ging sie verlustig, sie verfiel der Vergessenheit und schien selbst den polnischen Königen nur noch für geeignet, den begehrlichen Sinn der Kulmer Bischöfe durch ihren Besitz einigermaßen zufriedenzustellen (1505). Nur selten drang die Kunde von ihrem einstmaligen Ruhm gleich einem fabelhaften Märchen zu den Ohren der ungläubigen Nachwelt; in den meisten Fällen ward ihrer von den Geschichtsforschern nur noch gedacht, um hämische Bemerkungen über ihre tiefe Erniedrigung daran zu knüpfen.

Gleichwohl hat sich gerade unter dem Schutze der Vergessenheit manch' edle Perle hier erhalten, um deren willen eine vorurtheilsfreiere Forschung unseres Jahrhunderts anfängt, sie wieder lieb zu gewinnen und werth zu halten. Diese Kleinodien wären vielleicht verloren gegangen,

wenn die Stadt mit den Uebrigen gleichen Schritt haltend in das Getriebe des öffentlichen Lebens eingegriffen hätte. Zu denselben dürfen wir gewiß in erster Reihe die alterthümlichen Baudenkmäler rechnen, welche der vereinigten historischen und archäologischen Wissenschaft noch manches Problem zur Lösung vorbehalten haben. Ihre Zinnen und Thürme, deren Entstehung zum Theil im grauen Nebel der Vorzeit verschwindet, würden uns nicht bis zu dieser Stunde in einer so ansprechenden Weise anheimeln, und so unmittelbar in die Romantik des Mittelalters zurückversetzen. Das bürgerliche Leben mit seinen Rathmannen und Schöppen, seinem städtischen und vorstädtischen Gerichte, seinem Scholzen, Bürgermeister, Waldmeister und Burggrafen hat hier drei Jahrhunderte lang zwar nur ein mumienartiges Dasein geführt, aber sich doch erhalten, bis es von Friedrich dem Großen bei Einführung der preußischen Städteordnung zertrümmert wurde. — Zu den Kleinodien endlich, die zwar nur in einer verhältnißmäßig spärlichen Anzahl sich aus ältester Zeit zu uns herüber gerettet haben, die aber für uns um so werthvoller sein müssen, als sie bisher noch fast gar keine Berücksichtigung gefunden haben, gehören selbstverständlich auch die archivalischen Schätze, denen die nachfolgenden Zeilen gewidmet sind.

Das ehrwürdigste Denkmal vergangener Zeiten, welches auf dem Kulmer Rathhause in einer Blechbüchse aufbewahrt wird, ist das Original der revidierten Kulmer Handfeste vom Jahre 1251. Es macht auf den Beschauer, namentlich auf einen Freund historischer Forschungen, einen ungemein imponirenden Eindruck — diese zu Kulm ausgestellte charta libertatum, dieses erste Product deutschen Geistes auf dem neugewonnenen oder eigentlich erst zu gewinnenden preußisch-slavischen Boden. Wenn es überhaupt schon ein nicht nachzuempfindender Genuß ist, in den archivalischen Schätzen vergangener Jahrhunderte zu schwelgen, so übt dasjenige Dokument, welches den Ausgangspunkt und das Fundament der ganzen weiteren historischen Entwickelung des Landes bildet, eine wunderbare Wirkung aus. Welche Gedanken werden in uns wach, wenn wir uns in diese alterthümlichen Züge vertiefen, bei denen jeder Satz von einer gewaltigen Tragweite für die ganze nationale und sociale Entwickelung eines Volkes geworden ist! — Nachdem das erste Privilegium vom Jahre 1233 nur in einem Exemplare ausgestellt und der Stadt Kulm zur Verwahrung übergeben war, wurde die zweite Handfeste, deren Herstellung nothwendig geworden, da jene verbrannt war, für jede der beiden am meisten betheiligten Städte Kulm und Thorn, in je einem Exemplare ausgefertigt. Sämmtliche Abschriften aber, die überhaupt seit Jahrhunderten von der Handfeste genommen sind, stammen von dem Exemplare des Thorner Archives her; während das auf dem Kulmer

Rathhause befindliche von den Schriftstellern Hartknoch, Voigt, Prätorius, Wernicke, Leman, Perlbach mit einer Hartnäckigkeit bisher ignorirt worden ist, daß schließlich die Kulmer selbst ihren Schatz nur für eine Kopie halten mußten und ihn als solche noch heute bescheiden in ihrem Archiv-Verzeichnisse aufführen. Ja noch mehr! Schon in einer Privilegien-Sammlung, welche die Jahreszahl 1556 führt, haben sie nicht von ihrer Originalschrift, sondern von einer incorrecten Kopie des Thorner Exemplares Abschrift genommen. Und doch sieht Jeder auf den ersten Blick, daß er es mit einer Original-Urkunde zu thun hat: die eigenthümlichen Schriftzeichen mit ihren zahllosen Abkürzungen, die Pergamentrolle, die Einschnitte, in welchen einst die Bänder befestigt gewesen sind, an denen die Siegel des Hochmeisters, resp. dessen Stellvertreters und des Landmeisters hingen — Alles deutet darauf hin. Nun ist bekanntlich der von Hartknoch in seiner Ausgabe Dusburgs gegebene Abdruck recht ungenau und enthält mehrere zum Theil sinnentstellende Fehler; hingegen lieferte Prätorius im Jahre 1827 eine äußerst sorgfältige Abschrift, welche denn auch fast auf das Wort mit dem Kulmer Exemplare übereinstimmt, wenn man nämlich von einigen unerheblichen Abweichungen wie donato (Thorn) statt des besser klingenden und richtigeren concesso (Kulm) in der Einleitung, und einigen leichten orthographischen Unterschieden namentlich in der Schreibart mehrerer Eigennamen absieht. Nach dieser fast skrupulös-sorgfältigen Abschrift von Prätorius ist das Kulmer Exemplar für die Wissenschaft allerdings beinahe unentbehrlich geworden; immerhin ist die Stadt Kulm berechtigt stolz zu sein auf dieses seltene Kleinod, an welches sich die Entwickelung eines ganzen Volkes anlehnt, und welches allein schon um seines hohen Alters willen — es zählt 625 Jahre! — unsere Beachtung in erhöhtem Grade verdient.

Das demnächst älteste Document ist eine Urkunde im hiesigen Pfarr-Archive aus dem Jahre 1319, welche auf die Gründung einer Kapelle zur h. Barbara Bezug nimmt, jener Schutzheiligin des Landes, deren Cultus vornehmlich in dem benachbarten Althausen im Schwunge war. Es folgt eine auf dem Rathhause aufbewahrte Urkunde des Bischofs, zu Fredeck (Briesen) ausgestellt, über die Errichtung eines Altares in der Pfarrkirche aus dem Jahre 1412. Aus dem Jahre 1416 stammt ein Privilegium, welches den hiesigen Fischern ausgestellt worden; desgleichen ein Privilegium Ludwigs von Erlichhausen, ebenfalls den Fischern ausgestellt. Die Verleihungsurkunde der Güter Gogolin und Steinwage an die Kulmer Schule ist aus dem Jahre 1472. Wir übergehen ein Convolut von anderweitigen Urkunden, zum größten Theile Kopieen, die Akademie betreffend, sowie mancherlei vereinzelte Fetzen und Blätter aus eben dieser

Zeit und wenden uns drei Sammelwerken aus dem ersten Drittheile und der Mitte des 15. Jahrhunderts zu, welche bisher für die Landesgeschichte noch nicht herangezogen sind.

In einem Aufsatze über Conrad Latschin in der Altpreuß. Monatsschrift ist bereits von dem Verfasser dieser Zeilen gezeigt worden, daß bis zum Jahre 140 das Kulmer Stadtarchiv nur aus wenigen Büchern bebestanden hat, daß hingegen seit diesem Jahre für die städtische Verwaltung um die Aufzeichnung eine neue Aera beginnt. Während die andern Sammelwerke von der Hand des Kulmer Stadtschreibers Bitschin sowie manche andere der Stadt Knlm zugehörige Bücher und Urkunden auf eine bis jetzt noch nicht aufgeklärte Weise in das Geheime Staatsarchiv zu Königsberg gewandert sind, haben sich drei Bücher in den selten betretenen Räumen des hiesigen Archivs den Blicken der Alterthumsforscher zu entziehen gewußt: Es sind dies Manuale des Kulmer Stadtschreibers, die Kulmer Willkühr und eine Sammlung von Verschreibungen, Privilegien, historischen Notizen, Rezessen u. s. w., — die beiden ersteren eingebunden und von der Hand Bitschin's angelegt, das letztere in losen, vereinzelten Blättern, von der Hand eines seiner Nachfolger, etwa 40 Jahre jünger. Der Inhalt dieser drei Bücher ist ein bunter und mannigfaltiger; wir lassen ihn mit allen Einschiebseln, Nachträgen und Zusätzen in derselben Weise folgen, als er hintereinander sich vorfindet.

I. Manuale Bitschin's. Nach einer üblichen salbungsvollen Einleitung (in dem Jahre 1430 geschrieben) folgen sämmtliche Ausgaben der Stadt an den verschiedenen Terminen zu leisten. Anordnung über die Wahl eines Scholzen. Notiz aus dem Kriegsjahre 1454. Notiz über die Einnahme der Stadt im Jahre 1457. Die Thorwächter und ihre Löhne. Verordnung über Fleischverkauf auf dem Geiselmarkte. Neuhinzugezogene Bürger während der Jahre 1485—99 meist mit Angabe der Nationalität. Schwur, welcher dem Kulmer Bischof zu leisten war. Verzeichniß der Rathmannen, des Scholzen, der Scheppen vom städtischen und vorstädtischen Gericht und des Waldmeisters vom Jahre 1430—31 (Kürenbuch). Eid der Rathmannen, des Richters, der Scheppen, des Stadtschreibers, des Wegers, des obersten Dieners. Fortsetzung des Kürenbuches von 1432 bis 1457; dann nach einer zwölfjährigen Unterbrechung (es war die Zeit Zinnenberg's) Fortsetzung desselben von 1470—74. Eide der Gewerke: Wollenweber, Fleischhauer, Bäcker, Schumacher, Schmiede, Schneider, Mältzer, Krämer, Brauer, Malzmüllerknechte, Leinenweber, Fischer, Hufenmesser, endlich der Bürgereid. Liste der neu aufgenommenen Bürger vom Jahre 1430—57 mit Angabe der Nationalität. Liste der während Zinnenbergs Regiment und dessen Bruders neu aufgenommenen Bürger

bis zum Jahre 1477. Fortsetzung der Bürgerliste bis 1483; demnächst bis 1505. Kopie einer Urkunde, das Jungfrauenkloster betreffend, aus dem Jahre 1884. Fortsetzung der Bürgerliste mit zum Theil unleserlichen Schriftzügen bis zum Jahre 1553. Fortsetzung des Kürenbuches von 1478—89. Erkenntniß gegen einen Kulmer Bürger, welcher bei dem Wachdienste im Jahre 1457 verletzende Reden gegen den Rath der Stadt und dessen Abfall sich hatte zu Schulden kommen lassen. Kopie einer Urkunde, die Georgskirche betreffend, und eine über das der Georgskirche gehörige Gut Neudorf (1479). Fortsetzung des Kürenbuches von 1490 bis 1503. Ehrenrettung eines Gewerksmitgliedes. Verpachtung verschiedener Trödlerbuden auf dem Markte aus den Jahren 1476, 1478 und 1487. Jagdgerechtigkeit für die Bewohner von Podgast (Podwitz), Köln und Schöneich vom Jahre 1484. Es handelt sich hier um Reh, Wildschwein, Bär, Marder, Otter und Fuchs. Rezept um Sanitter zu sieden. Rezept zur Anfertigung von Pulver und Zwitter. Preis für gescholtene Urtheile. Festsetzung der Maaße. Abstimmungsmodus bei allgemeinen Versammlungen (Gemeinde, Gewerke, Scheppen, Rath). Güter durch Stadtbriefe gefordert. Fortsetzung des Kürenbuches von 1503 bis 1510 unter Leitung und Aufsicht der Kulmer Bischöfe. Verpachtung von Trödlerbuden auf dem Marktplatze. Fortsetzung des Kürenbuches bis zum Jahre 1512. Ein Vermächtniß an die Stadt. Vermerk über ein zurückbehaltenes Unterpfand. Fortsetzung des Kürenbuches bis zum Jahre 1552. Vermerk über geaichte Maaße im Jahre 1429. Fortsetzung des Kürenbuches in wenig leserlicher Schrift. Vermerk über vorgenommene Ohmung im Jahre 1482, desgleichen im Jahre 1505. Ein freilich nur eben angefangener Abschnitt über Strafen und Exzesse. Preisbestimmung des Bromberger Bieres. Notiz aus dem Jahre 1436 über Solche, bei welchen ungenaue Gewichte vorgefunden sind. Vermerk über eine Geldbuße wegen eines Todtschlages verwirkt 1431. Nachricht aus dem Jahre 1429 über Diejenigen, welche Geldbeiträge für das neu einzurichtende Collegium gegeben haben, sowie einige Nachrichten über die Bemühungen für das Zustandekommen desselben. Beiträge der Kramer zur Ausrichtung der Reise nach Dabrin 1431. Ein Bürger kauft sich von der Verpflichtung los, eine Büchse halten zu müssen 1432. Verzeichniß der der Stadt gehörigen Utensilen, die auf dem Rathhause, der Kolkammer und dem Pulverthurme aufbewahrt wurden (1494). Verzeichniß der auf dem Rathhause aufbewahrten Bücher (1488). Gewichte in der Stadtwage. Geräthschaften, welche dem Stadtweger im Jahre 1424 überantwortet waren. Aelteres Verzeichniß von Geräthschaften auf dem Rathhause. Verzeichniß der Bücher von der Hand Konrad Bitschin's. Verzeichniß der auf dem Rathhause befindlichen

Bücher. Geräthschaften, dem neuen Weger im Jahre 1443 überantwortet. Geräthschaften, welche man auf dem heiligen Geist-Thore, dem Barfüßerthore, dem Wollenweberthore und dem Grobenischen Thore vorgefunden hat. Verzeichniß der auf dem Rathhause aufbewahrten Privilegien ländlicher Besitzer. Verzeichniß ländlicher Besitzer, welche sich das Kulmer Bürgerrecht erworben haben. Verzeichniß der im Jahre 1457 dem neuen Weger überwiesenen Geräthschaften. Eidesformel, nach welcher man Konrad Zöllner, Konrad Wallroder und Konrad von Erlichshausen geschworen. Eine Sache Kulms mit dem pommerellischen Woywoden 1524. Verkauf eines Stadtwerders an Leute aus Montau behufs Einrichtung einer Schweinezucht 1430. Zins für Viehweide von den Bewohnern von Ribentz und Grubno an die Stadt Kulm entrichtet. Vermächtniß eines unter Bitschin's Ausfertigung an die katholische Pfarrkirche gemachten Vermächtnisses. Erster Schwur an den König von Polen im Jahre 1479. Verhandlung mit einem Bürger. Geräthschaften zur Stadtmühle gehörig. Kopie des Briefes des Tresslers vom D. O. an die Stadt Kulm im Jahre 1447. Altes Weichselrecht für Schiffer. Verschiedene Bürgersachen. Protokoll einer Verhandlung des Landgerichts zur Leissau.

II. Die Kulmer Willkühr, ebenfalls von der Hand Konrad Bitschin's niedergeschrieben. Zwar hat Voigt in seiner Preußischen Geschichte vielfach die Kulmer Willkühr citirt, doch hat er nicht das in Kulm befindliche sauber angelegte und sorgfältig zusammengetragene Exemplar, sondern vermuthlich eine unvollständige Abschrift derselben benutzt. Der Inhalt derselben ist ein doppelter: 1. die Landeswillkühr, von der leider einige Seiten herausgefallen sind; 2. die städtische Willkühr. Wir lassen auch von diesem Buche den Inhalt folgen, wie er uns eben vorliegt.

1. Unsirs Herren Homeisters willekör (Anordnung, wann und unter welchem Ceremoniell man sie der Gemeinde vorlesen sollte). Von Handwerksknechten und Dienstboten, und sunderlich von Schmiedeknechten. Verordnung über Versammlungen und das Reiten zum Landdinge. Wie man die Dienstboten behandeln solle. Wie man die Leute in der Erntezeit bezahlen soll. Verordnungen über Markttage, über Verkaufsläden auf dem Kirchhofe, über Geschäftsabschluß am Abende, über Fischerei, Scheppenurtheil, Entführung von Jungfrauen, Herlfershelfer u. s. w. Es folgt die obenerwähnte Lücke.

Der Stat Willkühr „von bynnen". Inhalt: Von Frauwen adir Jungfrauwen „furdern und entfuren". Von der Stadt Zins und Schuld. Von Feuers Schaden und Brand. Von Wasserfuhren zum Feuer. Vom Holze in der Stadt. Vom Heu. Von Fischern und Fischen. Von Speisekauf und Verkauf. Von Honig, Butter, „Unflut und Theer". Von

Kolen. Von Kornkaufen. Von „Kirchfeyern" zu halten. Vom Mehlverkauf. „Von Weghunge allerley pfruth und Kramerei." Vom Müllerlohne. Von den Kornmessern. Von Gästen und neuen Bürgern und deren Geschosse. Von Erbe- und Erbes „Vorreichung". Von Erbe und Gebäude. Von Schelung und Zwietracht von Erb wegen. Von Bürgerrecht-Auffagen. Von Bürgerrecht und Gästen. Daß man keine Kleider von neuem Gewande auf dem Markte soll verkaufen. Von Wollenwebern und Wolle. Von Gewandscheerern und ihrem Lohne. Von Schmieden und Eisenwerken. Von Hering und Salz „uffzufuhren." Daß Niemand Salz in Heringstonnen soll verkaufen. Von Brauern und Kretschmern. Von Kretschmern. Vom Ohmen der Gefäße. Von den Böttchern. Von Tonnenträgern. Vom fremden Biere, wie man es damit halten soll. Vom fremden Wein. Vom Landwein. Vom Zusammentrinken und „Quosterye". Von Wagenknechten und Dienstboten. Von „Zusingen, Schmackostern und Molen". Von „Kaulenschlagen". Von Spielleuten. Von Doppelspiel. Vom Bettelngehn. Vom Leichenbegraben. Vom Gute Verstorbener. Von Schiffmolen. Von Kühen. Von Mastschweinen. Vom Maltzwasser. Vom Mistauffahren und schaufeln. Von Tagelöhnern in den Weingärten. Von Thürmen und Bergfrieden. Von der Bewahrung der Stadtthürme bei Nacht. Von den Vorstädtern. Vom Anfertigen von Nachschlüsseln. Von Waffen und ungewöhnlicher Wehre. Daß Niemand bei Nacht ohne Licht gehe. Vom Schreien und Pauken. Von „Sichern". Von Mißhandlung der Stadtdiener, von „Unfür" und ungewöhnlichen Dingen. Von der Acht. Von Vorsprechen. Von der Stadt Willkühr zu richten und die Uebertreter zu melden (mit zahlreichen Nachträgen). Von Hopfenstangen und Weinpfählen. Von Ruthen. Von Pfändung um Holzes oder anderes Dinges Schaden. Von den Dörfern Holz zu fahren. Von den Vorstädtern Holz zu fahren. Daß Niemand bei Nacht Holz fahren soll aus der Freiheit. Vom Holz-Stehlen bei Tage. Vom Holz-Stehlen. Vom Holz-Stehlen an der Weichsel. Daß man nicht Holz an die Brücke legen soll. Von Holz in die Trenke zu legen. Von Holz außerhalb der Stadtgrenze nicht zu kaufen. Von fremdem Holze hier verkaufen. Von Ronen und Streichbäumen. Von Holz und Zimmer zu kaufen. Von Aecker und Schweinetreiben. Von der Waldförster Mißhandlung. Von „Unfuer" und ungewöhnlichen Dingen. Von Vieh, das in der Stadt Schaden wird gefunden. Von dem „Szorn" zu treiben. Von Schaden zu melden auf den Wiesen. Von Brücken über die Wiesen. Vom Einrücken der Zäune. Von Vogelfangen und Verkaufen. Von Schiffmaß zu halten. Von Flößen und Molen. Von Hofemann und Gärtner zu setzen. Von Erbe-Verkauf in der Stadtfreiheit. Wenn Einer dem Anderen geantwortet wird mit

der Hand für Schulden. Wie man Einen aus dem einen Gerichte in das andere bringen soll (d. h. vom vorstädtischen in das städtische als Appellation). Von Ohmes zu messen. Mancherlei Nachträge.

III. Sammlung mannigfacher Privilegien, historischer Notizen u. s. f. von einem Stadtschreiber Kulms etwa um das Jahr 1470—80, der sich auf einer Stelle Johannes Schönau nennt. Dieselbe besteht leider nur in einzelnen losen Bogen, aus einem größeren Buche herausgerissen. Der Inhalt derselben ist folgender: Diener Eid. Einsetzung eines Kulmer Bürgers mit den obligaten 4 Hufen in Schöneich. Verordnung über Viehtreiben für die Bewohner von Podwitz, Köln und Schöneich. Rathmannen und Scheppen im Jahre 1470. Desgleichen im Jahre 1474 und 1476. Mehre Verleihungen von à 4 Hufen zu Schöneich aus den Jahren 1482—84. Fleischerbrief. Schiffleutebrief (ausgestellt unter Ludwig von Erlichshausen). Urkunde des polnischen Königs über die Besitznahme von Kulm im Jahre 1479. Fischerbrief 1487. Schmiedebrief vom Jahre 1448. Von den Schiffleuten 1485 mit zurückgreifenden Bestimmungen aus dem Jahre 1397. Entäußerung zweier „Schabernake" vor den Thoren der Stadt 1485. Rechtsstreit der Stadt Kulm mit dem Hauptmann von Graudenz wegen der Grenze am Rondsener See, ausgefochten vor dem Landdinge im Jahre 1528. Verpachtungen städtischer Ländereien aus den Jahren 1474—80. Verantwortlichkeit städtischer Hirten, wenn das Vieh nicht etwa durch Räuber oder Wölfe angefallen ist. Ueber Giltigkeit des Scheppenurtheils. Neue „Aufnahmen" von Ländereien. Von Vorsprechern und ihrem Lohne. Aufnahme von à 4 Hufen in Schöneich. Längenmaße im Kulmer Lande. Rathmannen-Eid. Scheppen-Eid. Richters Eid. Bürger-Eid. Handwerker-Eid. Schumacher- und Fleischereid. Fischer-Eid. Malzmüller-Eid. Brauer-Eid. Eid der Schulzen zu Köln und Podigast. Neue Bürger im Jahre 1465 mit Angabe der Nationalität. Ein Kontrakt aus dem Jahre 1468. Verpachtung einer Wiese im großen Stadtwerder 1474. Verpachtung der Windmühle vor dem Grubnoer Thore 1466. Verträge aus den Jahren 1467—68 und 1474. Ueber Bienenzucht in Podgast 1469. Brief Ulrichs von Kinsberg über die Veräußerung von Gütern eines Kulmer Bürgers, welcher der Ordenspartei nicht angehörte 1460. Kontrakt aus dem Jahre 1471. Wiederaufbau einer Bude 1470. Vermächtniß an die Kretzmer-Brüderschaft 1474. Eine Stadtschuld von 10 ungarischen Gulden, wovon 6 einem Laienbruder eines Karthäuserklosters gegeben werden sollen, 4 von dem Hauptmann Hans Meißner zu Kulm zu erwarten sind 1470. Anleihe von 20 Mark „in des Krieges Noth" von enen Mönchen des Prediger-Ordens der damals in Thorn war, „die zwei Städte Thorn und

Colmen Feinde gegeneinander waren." Grenzen der Stadt werden beritten 1471. Appellation einer Kulmer Bürgerin an „Land und Städte" 1473. Brief der Stadt Münsterberg 1465. Geräthschaften in der Pulverkammer 1473. Nachricht über die Tapferkeit der Kulmer Frauen. Neue Bürger im Jahre 1471. Handfeste der Mühle Wopitz (Wobcz) 1472. Baufällige Buden auf dem Markte vom Jahre 1471. Historische Nachricht aus dem Jahre 1470: Bernhard von Zinnenberg war gestorben, die Stadt Kulm wendet sich an den damaligen Statthalter zu Königsberg wie sie sich zu verhalten habe; kühler Bescheid. Sie wollen vom Eide befreit sein. — Historische Nachricht aus dem Jahre 1470. Der Bruder des verstorbenen Zinnenberg, Beneß vom Waldstein und vom Schonenberge zu Olmütz schickt seinen Diener Hans Label an den Kulmer Rath mit der Aufforderung, bis zu seiner Ankunft mit den Hofleuten sich zu vertragen. Die Bürger sagen es zu. — Historische Nachricht aus dem Jahre 1471: Ein Streit zwischen dem Rathe der Stadt und Herrn Beneß wegen eines der Stadtkirche zugehörigen Buches. Beneß ergeht sich in Schmähworte, welche die Stadt hat zu Protukoll nehmen lassen. — Geschenk an die Kulmer Pfarrkirche 1471. Rechtsentscheidung über ein Grundstück „Klosterchen" genannt, im Jahre 1474, worin des „Ueberfalles seitens der Hofleute von des Herrn Hochmeisters wegen" gedacht ist. — Historische Notiz aus dem Jahre 1471: Abgesandte an den Hauptmann Nikolas Hertel zu Kulm und Bernhard Zedlitz zu Straßburg wegen Auszahlung von Geldern an die Hofleute. Es findet auch eine Einigung wegen der von Bernhard Zinnenberg hinterlassenen Schulden statt. Vorwürfe wegen eines geheimen Einvernehmens mit dem Könige von Ungarn. Der Bischof von Kulm redet den Hauptleuten ins Gewissen. — Fleischer-Artikel. — Zwei Zeugnisse für Bürger, daß sie ehelicher Abkunft und deutscher Zunge sind 1471—72. — Geräthschaften der Martinskirche gehörig 1477. — Kontrakt mit dem Rathe zu Danzig 1472. — Historische Notiz aus dem Jahre 1473. Beschwerde des Rathes bei Hynko vom Waldsteine über die Hofleute, welche „Bürgernahrung" trieben. Nachrichten über das weitere Verhältniß zu diesem Henko der sich ebenfalls wie Beneß ein Bruder Zinnenberg's nennt. Häuser von Hofleuten befestigt. — Bäcker-Willkühr (exclusive gegen polnische Lehrlinge). — Krämer-Willkühr zurückgreifend auf Anordnungen aus den Jahren 1422 und 1447. — Leineweber-Willkühr. Schneider-Willkühr. Schumacher-Willkühr. — Mitten in der Schuhmacher Willkühr bricht leider dieses höchst interessante Buch ab.

Da es hier nur in der Absicht des Verfassers liegt, aus dem nicht unbedeutenden Bestande unseres Archivs Einzelnes interessantes hervorzuheben, so wird es der Leser vielleicht vielleicht nicht übel aufnehmen, wenn

wir für dieses Mal mit Uebergehung zahlreicher Documente aus der Ordenszeit, mehr noch aus der darauf folgenden polnischen Zeit, auf ein Buch aufmerksam machen, welches manchem Geschichtsschreiber des nordischen Krieges wichtige Ergänzungen zu bieten vermochte. Es ist das im Archive der Kulmer Pfarrkirche befindliche Diarium congregationis Missionis, welches die jährlichen Vorkommnisse vom Jahre 1676—1743 erzählt. Der jedesmalige Verfasser war der Prior dieser anfangs nur aus französischen Priestern (Pikardie) bestehenden Genossenschaft, welcher man die Leitung des Priesterseminars und der Pfarrkirche zu Kulm anvertraut hatte. Die Genossenschaft zeichnete sich ebenso durch ihre gründliche Gelehrsamkeit wie durch die Unsträflichkeit ihres Wandels und wahre Frömmigkeit aus. Zu den interessantesten Partien gehört die Schilderung der Pest (1708—11), welche wie überall, so auch in Kulm, entsetzliche Verheerungen verursachte und zur Auflösung aller Verhältnisse führte. — Eine wichtige Episode bildet die Schilderung des Thorner Blutbades, welches allerdings hier von einem ganz anderen Standpunkte aus dargestellt wird, als wir gewohnt sind, es geschrieben zu finden. Wenn nun Wernicke in seiner Geschichte Thorns S. 352—64 mittheilt, daß vierzig Druckschriften über diese Gewaltthat, welche ganz Europa in Aufregung versetzte, erschienen seien, so befindet sich unter denselben wahrscheinlich keine, welche den Stand der Kulmer Missionspriester theilte. Um aber die Thatsache kritisch zu beleuchten, ist es gewiß erforderlich, nicht blos die Laute der Entrüstung auf deutscher, und des beleidigten Stolzes und der Rachgier auf polnischer Seite, sondern auch die Auffassung der ferner stehenden Priesterschaft zu hören, welche in der strengen Maßregel ein Gott wohlgefälliges Werk erblickte. — Zum Schluß sei hier noch bemerkt, daß eine Verwandtschaft zwischen diesen lateinischen Aufzeichnungen der französischen Missionäre und der mehrere Dezennien später niedergeschriebenen Geschichte Voltaire Charles X. trotz mancher Abweichungen kaum zu verkennen ist. Sollten sie ihre Berichte vielleicht nach Paris eingeschickt und Voltaire dieselben benutzt haben? Man stelle beispielsweise folgende Sätze einander gegenüber:

Diarium: Dum vero ista ibi fierent, ecce in mense Majo in festis, Pentecostes, quae tunc 27 Maji celebrabantur, accesserunt Sueci per terram Dobrinensem cum suo Rege Carolo XII. homine juvene quidem sed magno animo praestante de cujus bonis moribus (quia fuit sobrius, commodorum contemplor, prudens, vix aliquid dicens, infaligabilis, devotus et maxime luxuriae inimicus) multa dicebantur, a suo et exercitu maxime adamatus, nullam pompam in omnibus gestes et vestitu, quem sicut simqlex gregarius gestabat, admittens.

Voltaire: On le vit renoncer tout d'un coup aux amusemens les plus innocens de la jeunesse. — Je ne connut plus ni magnificense ni jeux ni délassemens; il riduisit sa table à la frugalité la plus grande. Il avait aimé le faste dans les habits; il ne fut vê tu depuis que comme un simple soldat etc.

Ebenso lassen sich freilich auch mancherlei Abweichungen constatiren. Voltaire setzt z. B. die Belagerung Thorns auf den 22. September 1703 (die Beschießung nach Wkrnicke am 24. September), während das Diarium die Thorner schon am 17. September die Thore öffnen läßt. Die Zahl der Belagerer, auch die Züge weichen mehrfach von einander ab. Einem Geschichtsforscher aber, welcher eingehendere Studien in die Ereignisse dieser Zeit zu machen gedenkt, kann die Einsicht dieses schätzbaren Buches nur auf das Angelegentlichste empfohlen werden.

Kulm, im Mai 1876.

V. Das sog. „Nippsche Gebiet"

vom Lehrer Laur. Schmidt.

Unter dem Ausdruck: „nippsches Gebiet" versteht man das Land zwischen den Flüssen Küdow, Drage und Netze, im Wesentlichen den jetzigen Dt. Croner Kreis, einen Theil des Kreises Czarnikau diesseits der Netze und einen Theil des Kreises Neustettin. Dieses Gebiet, früher von Slaven bewohnt, gehörte einem sog. pommerschen Großen, der seinen Stammsitz auf einer nur mittelst eines schmalen Knitteldamms zugänglichen Halbinsel des großen Böthiner Sees bis zu Anfang des zwölften Jahrhunderts hatte und die ganze Umgegend mit Ausnahme des Dorfes Tenzig (der jetzigen Stadt Tuez) beherrschte (cfr. Voigt). Der Böthin-See gehört jetzt dem Gute Marzdorff. Nach etwa hundertjährigem Kampfe mit den Polen wurden die Bewohner des nippschen Gebiets von jenen im Jahre 1108 unterworfen, nachdem vorgenanntes Schloß vom polnischen Feldherrn Skarbomir zerstört worden war.

Nach Einführung des Christenthums in Pommern (1124 und 1129) ließen sich in einem Walde zwischen Dramburg und Falkenburg Mitglieder der Cisterzienser-Ordens, welcher sich die Kultur des Landes bekanntlich zur Aufgabe stellte, nieder, begannen den Wald zu lichten und entwickelten die erste rationell-landwirthschaftliche Thätigkeit in dortiger Gegend. Ihre erste Niederlassung nannten sie Belbuck. Die neuen Ansiedler stammten meist aus Baiern und Sachsen, zogen bald andere ihrer Landsleute in das Land und wiesen diesen zur Nutzbarmachung Waldstrecken an, auf denen später feste Plätze unter Leitung der Cisterzienser entstanden. Neben diesen ließen sich in demselben Jahrhundert Mitglieder des Templerordens in der Gegend von Tempelburg nieder, gründeten hier die Burg Draheim und die Stadt

Tempelburg, dehnten ihre Besitzungen von dort im Laufe der Zeit südwestlich in den Dt. Croner Kreis aus und kauften im Jahre 1249 von einem gewissen Peter von Lang das Schloß Döberitz (nördlich von der Stadt Dt. Crone). In der Folgezeit erhielt die Familie v. d. Golz (in Pommern) von den Templern deren Gebiet: im Wesentlichen den nördlichen Antheil des Kreises Dt. Crone (von Dt. Crone bis Tempelburg) in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts zum Geschenk und begründete ihren Hauptsitz in dem Dorfe Clausdorff bei Dt. Crone.

Die Oberherrschaft Polens währte bis 1296. In diesem Jahre feierte der polnische Fürst Przymislaw II. zu Rogasen das Fest des wiedererworKönigstitels, welcher dem polnischen Fürstenhause seit 1096 wegen Ermordung des Bischofs Stanislaus zu Krakow entzogen war. Die Feier, zu welcher viele Reichsstände eingeladen waren, fand in den Fastnachtstagen statt. Während des Festes zogen die Markgrafen von Brandenburg-Landsberg (an deren Spitze Otto stand) mit bewaffneter Macht nach Rogasen, überfielen, nachdem sich ihnen Polen aus dem Hause Zaremba (welches seinen Sitz in Filehne hatte) angeschlossen hatten, am 6. Februar 1296 (Aschermittwoch) vor Tagesanbruch die Versammlung im Schlafe, erschlugen Przymislav II. mit seinem Gefolge und den noch anwesenden Gästen und nahmen das Gebiet zwischen der Küdow, Drage und Netze und somit auch den Dt. Croner Kreis in Besitz. In das Land zogen sie neumärkische Edelleute, wie z. B. Ulrich v. Schöning und Rudolph von Liebenthal, welche 1303 die Stadt Dt. Crone anlegten, sowie die Herren v. Wedel aus Santow bei Landsberg 1306 (Urkunde de 1306 im Kirchenarchive zu Tuetz) nach Tenzig, das im Jahre 1333 d. d. 8. Februar Stadtrecht und den Namen Teutz erhielt.

Somit war durch Einführung des Christenthums in Pommern der nördliche Theil des Dt. Croner Kreises und durch die Besitzveränderung im Jahre 1296 auch dessen westlicher und östlicher Strich mit Deutschen, welche zu magdeburgischem und neumärkischem Recht angesetzt wurden, bevölkert und wenn auch die Polen nach dem Tode Otto's (1319) den Dt. Croner Kreis zuerst stückweise, aber um das Jahr 1375 wieder ganz unter ihre Herrschaft brachten, so blieben doch die Deutschen in ihren verbrieften Rechten, welche sie meist auch mit Gewalt zu behaupten wußten. Da aber damals im Königreiche Polen nur die polnische Sprache üblich war, die Bewohner des Dt. Croner Kreises aber nur der deutschen Sprache mächtig waren, so nannte man in Polen diesen Theil des Landes „niemiecki ziemia" oder „deutsches Land, deutsches Gebiet", welche Bezeichnung durch die plattdeutsche Mundart in „nippsches Gebiet" umgewandelt wurde und in dieser Form noch heute gebräuchlich ist.

Knakendorf, im April 1876.

VI. Die im Gebiete der Ostsee, untern Weichsel und Netze nachgewiesenen alterthümlichen (vorrömischen) Geräthe und Gefäsze aus Erz (Bronce), deren Stellung zum alten Handel, Ursprung und Herkunft.

Ein Beitrag

zur Geschichte der Handels- und Verkehrsbeziehungen unserer Gegenden mit den südlichen Kulturstaaten des Alterthums

von

G. v. Hirschfeld,

Regierungs-Rath.

Die im Gebiete der Ostsee, untern Weichsel und Netze immer häufiger auftretenden Geräthe und Gefäße aus Erz (Kupfer mit Zinn: der Bronce des Alterthums) machen die Frage nach Ursprung und Herkunft dieser zweifellos alten Metallarbeiten zu einem Gegenstande hohen archäologischen Interesses und dürften auch als Beitrag zur früheren Kulturgeschichte der hiesigen Gegend unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Von diesen alterthümlichen Broncen, soweit wir durch eigene Anschauung, Beschreibung und Zeichnung ihre Eigenthümlichkeiten erkennen konnten, wollen wir diejenigen einer näheren Erörterung unterziehen, welche auf Grund der bisherigen Forschungen und bei Vergleichung mit den archäologischen Sammelwerken (Dorow: Opferstätten der Germanen und Römer am Rhein, Wiesbaden 1819, Denkmale germanischer und römischer Zeit in den rheinisch-westphälischen Provinzen, Berlin 1826; Fiedler: das römische Antiquarium Houben's in Xanten; Lindenschmit: Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, Mainz, u. s. w.), den Schriften und Veröffentlichungen der bezüglichen Alterthums- und Geschichtsvereine,

sowie den hierher einschlagenden Monographieen und Specialquellen nach Styl, Form, Technik und Ornamentik weder der specifisch römischen Kunstepoche, noch den Zeiten der Völkerwanderung, noch der fränkisch-alemannischen oder karolingischen und bezw. slavischen Periode, noch endlich dem eigentlichen Mittelalter angehören, sich vielmehr jener über das nördliche und westliche Europa verbreiteten Gruppe von Metallarbeiten der alten Kulturländer des Südens anschließen, und, da sie — wie wir sehen werden — auf einheimischen Ursprung keinen Anspruch machen können, auf auswärtige Herkunft und Einfuhr vermittelst der schon von den griechischen und römischen Schriftstellern bekundeten uralten Handels- und Verkehrsbeziehungen der Mittelmeerstaaten mit dem Norden hindeuten.

Daher wollen wir nachstehend die commerciellen und bezw. industriellen Verhältnisse des Alterthums ins Auge fassen, demnächst die über die römische Kunstperiode hinaus zurückreichenden Metallarbeiten gräko-italischen Charakters berücksichtigen, diese den Broncen des Ostsee-, Weichsel- und Netzegebiets gegenüberstellen, daran die muthmaßliche Bestimmung der letzteren nach Ursprung und Herkunft (als Einfuhrartikel) knüpfen und die örtliche Richtung jenes Verkehrs bezeichnen.

I. Kurze Uebersicht der commerciellen und industriellen Beziehungen des Alterthums.

Die dürftigen, zerstreuten und nach Zeit getrennten griechischen und römischen Ueberlieferungen, deren Zusammenhang durch den Verlust wichtiger Schriften zerrissen wird, gestatten nur bei Berücksichtigung gleichartiger späterer Kulturzustände und Beziehungen des practischen Lebens einen Ueberblick über die alten Handels- und Gewerbsverhältnisse. Die Reihe der in dieser Hinsicht wichtigen Quellen beginnt mit Herodot und schließt mit den Schriftstellern der römischen Kaiserzeit.

Ueber den ältesten Handelsverkehr des Südens mit dem Norden kommen zunächst als historische Grundlagen folgende Nachrichten in Betracht:

Herodot, welcher 456 und bezw. 444 vor Chr. Geb. seine Geschichte veröffentlichte, erzählt aus eigner zuverlässiger Anschauung (vgl. Niebuhr, Vorträge über alte Geschichte, Band I., Berlin 1847 S. 54, 55) von den Donauvölkern, daß thrakische und päonische Jungfrauen Weizen und Geschenke der Artemis darbrächten, und knüpft die älteste Kunde, welche zu den Griechen über die Völker des nördlichen Europas (die sogen. Hyper-

boräer) gelangt war, die Nachricht an die Wallfahrt hyperboräischer Jungfrauen nach Delos zur Artemis. Hiernach waren die für die Göttin bestimmten Weihgeschenke in Weizenbündeln aus dem fernen Norden von Volk zu Volk an das adriatische Meer und von da durch Griechenland nach Delos gelangt. Jene Jungfrauen kehrten aber nicht mehr in ihre Heimath zurück, sondern blieben beim Tempel der Göttin, genossen im Leben hohes Ansehen und nach ihrem Tode fast göttliche Verehrung. Die Völker des nördlichen Mitteleuropas, deren Land man als Sitz eines steten Friedens ansah, galten den Griechen als humane Menschen, welche in Gottesfurcht, Treue, Gerechtigkeit, Fleiß und Genügsamkeit ohne Trug und Falsch im friedlichen Völkerverkehre lebten und, weil ohne Geld, auch ohne Habsucht waren (vgl. S. 28). Während aber Herodot mit großer Gewissenhaftigkeit betont, daß er trotz aller Mühe von keinem Augenzeugen über Natur und Beschaffenheit Nordeuropas Zuverlässiges erfahren konnte, versichert er, daß mit dem Zinn schon der Bernstein vom äußersten Ende Europas nach dem Süden gelangt sei, wobei er — jedoch als zweifelhaft — die ihm zugegangene Nachricht: „der Bernstein werde an der nördlichen Mündung des Flusses Eridanos gefunden", erwähnt.

Aristoteles — in der Mitte des vierten Jahrhunderts v. Chr. — erwähnt eines Verkehrs der Hellenen und Etrusker mit den Völkern des Nordens und Westens und bezeichnet als Weg desselben eine uralte Straße über die taurinisch-liguriſchen Alpen, welche Angabe Polybius — Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chr. — bestätigt und für den Handel der Etrusker und Griechen nach dem Norden und Westen vier Alpenstraßen angiebt.

Plinius berichtet, daß um 320 vor Chr. die Massalioten den in der Schifffahrt, Länder- und Sternkunde bewanderten Pytheas in die nördlichen Gewässer gesandt hätten und daß dieser das Bernsteinland (die samländische Ostseeküste) besucht und beschrieben habe. Ueber den etruskischen Handel bringt er die beachtungswerthe Notiz: „daß etruskische Erzgebilde über alle Länder verbreitet wären, deren Anfertigung in Etrurien zweifellos feststände (signa tuscanica per terras dispersa, quae in Etruria factitata non est dubium; hist. nat. XXXIV, 7). Auch kam nach ihm der Weizen die Donau herauf in die Alpen, und dieses Ereigniß muß in eine sehr frühe Zeit (noch vor Herodot) fallen, da die Pfahlbaustationen des Bodensees und der Schweiz, welche noch der Zeit eines ausschließlichen Gebrauchs von Steinwerkzeugen angehören, Ueberreste vorzüglichen Weizens aufweisen.

Aus diesen Andeutungen und den daran anschließenden Zeugnissen der römischen und griechischen Schriftsteller ergiebt sich schon für die vor Herodot (also Mitte des fünften Jahrhunderts vor Chr. Geb.) liegenden

Zeiten ein friedlicher Verkehr der europäischen Binnenvölker und die Anbahnung freundschaftlicher Beziehungen des Nordens zum Süden, in Folge deren die Erzeugnisse des einen ihren Weg nach dem andern fanden. Producte des Nordens gelangten von Volk zu Volk bis an das adriatische Meer und von hier aus nach Griechenland u. s. w. Auch der Bernstein wurde auf dem Landwege durch Deutschland bis an das adriatische Meer verführt, und aus dem Süden kam der Weizen die Donau aufwärts in die verschiedenen Gegenden Deutschlands.

Diesen ältesten und wohl zum Theil noch vorgeschichtlichen Verkehr mit dem Innern der nördlichen Länder darf man sich aber nicht als einen Karawanenhandel des Südens nach dem Norden, sondern lediglich als einen Waarenaustausch von Volk zu Volk denken. Jedes Volk besorgte den Transport, Ein- und Austausch der bezüglichen Handelsartikel innerhalb seiner Grenzen, und so mögen sich im Laufe der Zeit jene alten Land- und Heerstraßen gebildet haben, welche noch bis in die spätesten Zeiten gangbar blieben und den Völkerzügen die Richtung ihrer Wanderungen wiesen.

Der frühste selbstständige und unmittelbare Handel des Südens nach dem Norden scheint durch die dem ersteren an der Mündung zugänglichen Wasserstraßen (und zwar durch die in das schwarze Meer sich ergießenden Ströme: Donau und Dnjepr mit ihren Nebenflüssen) angebahnt zu sein, weil diese bei der Unwegsamkeit der Länder größere Waarentransporte gestatteten, und wird man als Beginn eines solchen Verkehrs die Einfuhr des Weizens (schon vor dem sechsten Jahrhundert v. Chr.) nach Deutschland annehmen können. Von den bezüglichen Landungsplätzen an diesen Strömen wurden dann die betreffenden Waaren zu Lande und wohl bis zu den nächsten schiffbaren Wasserstraßen des Landes geführt, auf denen sie weiter gingen. Die Beziehungen eines solchen directen Verkehrs des Orients nach dem Westen und Norden bis zu dem Lande der Lygier (S. 22) und Kelten (S. 22, Anm. 8) wurden dadurch möglich, daß der Reisende im Lande der nordischen Völker bereitwillige Aufnahme, Gastfreundschaft und Schutz fand.

Die Benutzung der Wasserstraßen, wenngleich der nächste und natürlichste Weg, gehört aber wohl einer späteren Zeit an, als jener Landtransport von Volk zu Volk, weil sie von der Herstellung eines hinreichend tiefen und freien Fahrwassers auf den bezüglichen Stromstrecken abhängt, wie solches nicht bei allen Flüssen von Natur aus vorhanden war. So z. B. war der Rhein noch zu Cäsars Zeiten nur bis in die Gegend von Köln schiffbar, unterhalb desselben aber wegen seiner flachen und weit auseinander liegenden Ufer seicht und nicht mit größeren Schiffen zu befahren. Dies ward erst durch die Stromregulirungen und Anlagen

des Druses ermöglicht. Aehnliche oder überhaupt die Schifffahrt streckenweise erschwerende Verhältnisse können wir auch bei andern deutschen Strömen annehmen. Jedenfalls bot u. A. die Weichsel — wie sich noch jetzt leicht erkennen läßt — und auch die Donau anfänglich noch manche Hindernisse für die Schifffahrt und daher war in jenen fernen Zeiten von einer über die beschränkte Uferbefahrung und primitivste Verbindung beider Ufer hinaus gehenden Schifffahrt seitens der Flußanwohner anfangs noch keine Rede. Diese mußten erst das Bedürfniß der Schifffahrt, welches nur durch eine Erweiterung der Verkehrsbeziehungen hervorgerufen werden konnte, empfinden und zugleich mit nautischen Kenntnissen den Bau ordentlicher Fahrzeuge lernen, sowie die Hindernisse der Fahrt beseitigen können, ehe fremde Schiffer den Wasserverkehr zum Handel benutzen konnten. Als derselbe aber einmal angebahnt war, nahm er an Umfang und Ausdehnung zu und führte im Laufe der Zeiten auch zu unmittelbaren Landtransporten der Südländer. Der Handel bezog sich in den ältesten Zeiten nur auf gegenseitigen Austausch: Einfuhr der südlichen und Ausfuhr der nördlichen Erzeugnisse, blieb aber später auch nur ein sogenannter Aktivhandel der Südländer, welche ausschließlich ein- und ausführten, während die nördlichen Völker, welche die Waaren bringen und holen ließen, nur sog. Passivhandel trieben.

Ausgedehnte und zahlreiche Verkehrsbeziehungen waren — wie wir somit annehmen müssen — schon im vierten Jahrhundert vor Chr. geregelt, als Massilia, um an denselben unmittelbar Theil zu nehmen, eintrat und den Pytheas nach dem Norden sandte.

Daß dieser umfangreiche Handelsverkehr mit dem Süden in den ersten Jahrh. v. Chr. Geb. unterbrochen wurde und zum Theil gänzlich aufhörte, erklärt sich aus den mit Ausdehnung des Handels wohl mehrfach in Verbindung stehenden feindseligen Gegensätzen, welche sich unter den nordischen Völkern selbst ausbildeten, einzelne auf die Wanderung schickten und nach dem Süden zu den Sitzen der Kultur drängten (vgl. Seite 28). Daher bestand zu Cäsars Zeiten kein Handelsverkehr Italiens mit Deutschland und hier herrschten die Massalioten (vgl. unten) ausschließlich, welche in keinerlei feindliche Berührungen mit dem Norden gekommen waren.

Die Nachrichten über den alten Handel nach dem letzteren und die daraus gezogenen Consequenzen finden eine weitere Bestätigung, wenn man sich die inneren Gründe dieses Verkehrs vergegenwärtigt. Schon seit den ältesten Zeiten, zu denen eine geschichtliche Kunde aufsteigt, ging die Handelspolitik der alten Welt darauf aus, ein Absatzgebiet für die einheimischen Fabrikate (mit Einschluß der Metallarbeiten) zu erlangen, wie sich dies bei näherer Betrachtung der damaligen Zustände ergiebt.

Im Alterthum waren nicht nur Handel und Industrie, sondern Handel, Schifffahrt und äußere Macht derartig von einander abhängig, daß mit dem Steigen der politischen Stellung auch die Schifffahrt, sowie mit der Schifffahrt auch der Handel und damit die einheimische Industrie aufblühte, während mit dem Sinken der politischen Macht zugleich Schifffahrt, Handel und Industrie zurückgingen. Daraus erklären sich die Kämpfe der alten Völker um die Seeherrschaft, die Streitigkeiten der griechischen Staaten und das Bestreben jedes zu Lande siegreichen Staates, dem unterliegenden Theile die Flotte zu nehmen oder zu verderben.

Der Zusammenhang des alten Handels mit der Schifffahrt war ein so inniger, daß der Schiffer nicht, wie heutzutage, ein vom Handelsherrn besonders Angestellter war. Vielmehr ging der Kaufmann selbst als Schiffer und nur ausnahmsweise als Supercargo (ναύκληρος) mit nach dem Orte der Bestimmung des Schiffes, veräußerte dort seine Waaren und nahm die nach der Heimath bestimmten aufgekauften oder eingetauschten Artikel ein.

Nach dem nämlichen Principe wurde der Landhandel betrieben. Der Handelsherr ging selbst mit, soweit die Handelsverbindungen reichten, verkaufte oder tauschte selbst am Orte der Bestimmung, und diese Einrichtung bestand noch zu Cäsars Zeiten. Dagegen war selbstverständlich der Handelsherr von dem Producenten und Fabrikherrn vollständig getrennt. Letzterer kaufte nicht nur sein Rohmaterial vom Handelsherrn, sondern verkaufte auch an diesen seine Fabrikate für den Vertrieb und Export.

Diese wechselseitigen Beziehungen des industriellen und commerciellen Lebens lassen sich durch sämmtliche Kulturstaaten des Alterthums von den Phönikiern an verfolgen.

Als ältester und mächtigster Industrie- und Handelsstaat erscheinen die Phönikier bereits um 1800 vor Chr. Geb. Ihre Geschichte dreht sich um die Städte Sidon und Tyrus, welche auch die Mittelpunkte der industriellen und commerciellen Thätigkeit bildeten.

Durch den Besitz des an Silber und Kupfer reichen Cypern waren die Phönikier Herren der bedeutendsten Kupferbergwerke der alten Welt. Das leicht schmelz- und formbare Kupfer, welches überdies unter allen Metallen am reinsten gefunden wird, scheint überhaupt zuerst bearbeitet worden zu sein. Dennoch blieb wohl sein Gebrauch beschränkt, so lange man es nicht durch den Zusatz von Zinn für die mannigfaltigen Zwecke seiner Anwendung im Alterthume brauchbar zu machen verstand. Als man daher das Zinn in Cornwallis, wo es sich fast ausschließlich im Alterthum fand, entdeckt hatte, und der Verkehr nach diesem Lande für die im alleinigen Besitze des damaligen Kupfers befindlichen Phönikier von

höchster Wichtigkeit war, so bemächtigten sie sich, als damals mächtiges seefahrendes Volk des britannischen Handels und behaupteten diesen als Monopol gegen die ihnen bald erstehenden Concurrenzen mit großer Grausamkeit, da er zugleich die Grundlage ihrer metallurgischen Industrie und dadurch die Quelle ihres großen Reichthums war. Bei der naturgemäßen Wechselwirkung zwischen Handel und Production bildete sich demzufolge bei ihnen die Kunst, die Metalle zu verarbeiten, und damit die Erzindustrie früh aus. In den Büchern der Könige ist schon von ihren künstlichen Metallarbeiten die Rede und bei Salomos Tempelbau (1000 v. Chr.) waren phönikische Erzarbeiter thätig. Wo sie sich niederließen und Metall fanden, wie z. B. auf Thasos, an der thrakischen Küste und in Spanien, setzten sie sich, wie auf Cypern, in den Besitz der Bergwerke und beuteten diese für die heimische Industrie aus. Um ihre Erz- und Goldarbeiten, zu welchen letzteren Kleinasien das Metall lieferte, zu verwerthen, dehnten sie ihre Handelsverbindungen bald auf alle Theile der alten Welt aus, versahen zugleich das Abendland mit den Erzeugnissen Asiens und Aegyptens, und bezogen aus jenem wieder die ihnen und dem Orient nöthigen ausländischen Erzeugnisse. Daß sie hierbei auf dem Seewege bis an die Küsten der Ostsee zur Bernsteingewinnung gelangt seien, wird bereits von Voigt (Gesch. Preußens I. S. 16, 17) mit Recht bestritten, welcher eine so ungeheure Küstenfahrt durch Untiefen, stürmische Buchten u. s. w. für unglaublich hält. Ueberhaupt erscheint auch ihre Seefahrt bis nach Brittannien wenig wahrscheinlich (vgl. unten). Vielmehr muß man an einen Transport des Zinns über Frankreich und Spanien denken, und die Gründung von Cadix (Gades) um 880 v. Chr. hängt offenbar damit zusammen. Cadix wurde für sie ein Stapelplatz des westeuropäischen Handels, aus welchem sie auch das Zinn zu Schiffe herholten, wie sie denn überhaupt ihre Kolonien nicht anlegten, um zu herrschen, sondern um Punkte zu gewinnen, von wo aus sie den Handel in ihre Hände bekamen.

Auch scheint es, daß bereits während der Blüthe Phönikiens der Bernstein der Ostsee nach dem Orient gelangte. Homer erwähnt schon den Bernstein (electron: Odyss. XV. 460, XVIII. 296) und die durch Eckenbrecher, welcher lange Jahre im Orient lebte und mittelst eigener Anschauung forschte, (vgl. Lage des homerischen Troja, Düsseldorf 1875 und Christ im anthropol. Corresp.-Bl. 1875 S. 28) nachgewiesene topographische Zuverlässigkeit homerischer Gesänge, welche immerhin ein Bild der damaligen Sitten- und Lebensverhältnisse geben, läßt auch die Thatsache, daß der Bernstein damals im Orient bekannt war, wohl kaum zu bezweifeln. Im

Alterthume waren die Ostseegestade die einzige Bezugsquelle des Bernsteins[1]) (vgl. das Nähere am Schlusse dieses Abschnitts), und daher können wir sehr wohl schon in jenen ältesten Zeiten einen Transport des Bernsteins durch Deutschland oder Rußland nach Griechenland bezw. dem Orient und damit auch Handels- und Verkehrsbeziehungen der Phönikier nach den Ostseegestaden annehmen, zumal sich Zeugnisse des phönikischen oder eines nächstverwandten Styls in Gräbern innerhalb der Alpen und des oberen Donaugebiets, sowie überhaupt in Deutschland, Dänemark und England finden.

Außer der metallurgischen Produktion (mit Einschluß der Goldschlägerei) erstreckte sich die Industrie der Phönikier noch auf Textilien (Weberei, Purpurfärberei und Stickerei), Bildnerei, Ornamentik und Glasfabrikation. Sidon blühte um 1650 v. Chr. und seit 1400 v. Chr. erhob sich auch Tyrus zu hoher Bedeutung.

Die höchste Blüthezeit der Phönikier fällt aber um das Jahr 1000 v. Chr., als sie ihre Handelsbeziehungen nicht nur über Europa, sondern auch durch Salomos Vermittelung nach Asien und Afrika erstreckten. So lange sie im Mittelmeere herrschten, konnten weder die Aegypter, welche keine eigene Schifffahrt hatten, noch die Griechen aufkommen. Eine Abnahme ihrer Macht begann seit 730 v. Chr. unter Salmanassar. Seitdem fingen die Griechen an, sie auf einzelnen Punkten zurückzudrängen und mit ihnen in Concurrenz zu treten. Zugleich schwangen sich die großen phönikischen Factoreien in der Ferne zu unabhängigen und selbstständigen Orten auf. Trotzdem standen die Phönikier bis 600 vor Chr. noch auf einer bedeutenden Höhe von Macht und Blüthe, kamen aber um 590 v. Chr. unter die Herrschaft Nebukadnezar's. Als Amasis (563 bis 525 v. Chr.) eine ägyptische Seemacht bildete, den griechischen Handel wesentlich begünstigte und den Phönikiern Cypern, wo die Griechen bereits Colonien gegründet hatten, entriß, verschwanden jene als See- und Handelsmacht aus den Gewässern des Mittelmeeres.

---

[1]) Erst im Anfange dieses Jahres hat der schwedische Naturforscher Dr. C. Landsberg in Syrien bei dem drei Stunden von Saida (dem alten Sidon) entfernten Dorfe Dschebah Bernsteinlager entdeckt. Wären solche im alten Phönikien belegenen Lager den Alten schon bekannt gewesen, so würde man den Bernstein, der noch in späteren Zeiten nach den übereinstimmenden Zeugnissen der Schriftsteller von der Ostseeküste kam, weder soweit hergeholt, noch als eine solche Seltenheit geschätzt haben, daß Nero eigens deshalb eine Expedition nach Samland schickte (vgl. Voigt a. a. O. I. S. 36, 37 u. unten).

Aegypten, dessen Feindschaft Phönikiens Handel lähmte, war indessen von der Natur nicht auf Schifffahrt und damit auch nicht auf Handel angewiesen. Seine eigene Schifffahrt war während seines kurzen Bestandes überhaupt nur ein künstliches Produkt. Obwohl seine Technik weit vorgeschritten war und die griechische Industrie wesentlich beförderte, so war und blieb sein Handel zu allen Zeiten nur Zwischenhandel.

Erst die Griechen, deren naturgemäßes Element die See war und welche bei den vorübergehenden nautischen Versuchen Aegyptens dessen Schiffe bemannt hatten, nahmen im Osten die Stelle der Phönikier ein. Noch während der Blüthe Phönikiens traten die kleinasiatischen Griechen in den Seeverkehr ein. Zu Hesiod's Zeiten (um 900 v. Chr.) waren sie mit den italischen Küsten bekannt und begannen, da die Phönikier in den östlichen Gewässern und längs der südlichen Küsten des Mittelmeeres bis Cadix herrschten, ihrer Schifffahrt und ihrem Handel feste Stützpunkte in Süditalien zu geben und hier als Stapelplätze ihres Verkehrs Kolonien anzulegen. So siedelten sich um diese Zeit kleinasiatische Kaufleute auf der Insel Ischia (bei Neapel) an und gründeten das alte Kumae, welches sich später auf dem Festlande anbaute. In spätern Zeiten (etwa nach zweihundert Jahren) begannen alle griechischen Staaten mit eigentlicher Kolonisirung des Westens, welche, mit massenhaften Einwanderungen verbunden, zur Gründung der auf Ackerbau und Handel gerichteten Niederlassungen führte, doch blieben sie vom nördlichen und mittleren Italien ausgeschlossen.

Die Mannigfaltigkeit der griechischen Staaten und deren wechselnde politische Machtstellung zu Lande und auf der See ließ aber eine einheitliche griechische Handelspolitik nicht aufkommen. Jeder Staat suchte sich für seinen Handel und die Verwerthung seiner einheimischen Erzeugnisse bestimmte Gegenden und Punkte aus, und entsandte dorthin seine Kolonien, von denen die des Westen stets im engsten Zusammenhange mit der Heimath blieben und an den Rechten und Nationalfesten der Griechen Theil hatten. Der griechische Handel ging daher nach den verschiedenartigsten Richtungen, und die Handelsverbindungen der Einzelstaaten schließen sich unmittelbar der Geschichte ihrer Kolonieen an. Diese waren daher den Mutterstaaten von so großer Wichtigkeit, daß die commercielle Blüthe der letzteren von ihrem Besitze abhängig blieb. Daraus erklärt sich auch die zahlreiche Aussendung griechischer Kolonien, die Rivalität in der Schifffahrt und der schnelle Uebergang von der Macht zum Verfall. Sobald sich der Handel von einem Orte nach einem andern zog, sank — wie auch später im Mittelalter — eine große und volkreiche Stadt in einem Menschenalter von ihrer Höhe herab, und mit Vernichtung ihrer Flotte verschwand sie aus der Reihe der politisch einflußreichen Staaten. Dieser stete Wechsel

der einzelnen Handelsbeziehungen hatte indessen im Großen und Ganzen das Gute, daß dem Verkehre immer neue Wege erschlossen wurden und der griechische Handel in seiner Gesammtheit nicht leicht lahm gelegt werden konnte.

Hand in Hand mit der örtlichen Verschiedenheit der griechischen Handelsbeziehungen ging nun die industrielle Entwickelung. Ausgangspunkt beider war die Erzgießerei und Verarbeitung der Metalle. Die Technik der Arbeit in Erz, Thon u. s. w. hatte sich durch phönikischen und ägyptischen Unterricht schon früh bei den Griechen ausgebildet, doch erscheint bei dem Stillstande der Kunst in Aegypten (wie überhaupt im Orient), die kunstgerechte Bildnerei und Alles, was von der Zeichnung abhängig war, erst als Product späterer materieller und geistiger Entwickelung seit den Perserkriegen.

Im Anschlusse an seine Bezugs- und Absatzverbindungen hatte nach dem Prinzipe einer gewissen Arbeitstheilung fast jeder griechische Staat sich einer ganz bestimmten Specialität der Metallfabrikation gewidmet.

Die ältesten Productionsstätten griechischer Industrie in Europa waren Korinth und Aegina. Korinth war hier überhaupt der erste griechische Staat, in welchem Gewerbe, Industrie und Handwerke gehegt wurden, wenngleich man den Gewerbetreibenden keinen politischen Einfluß gestattete. Bei der oligarchischen Verfassung Korinths gehörten die Künstler, Kaufleute, Industriellen und Handwerker zum Demos, und die Niederhaltung desselben führte, da Stadt und Bürgerschaft reich war, um 650 v. Chr. zur Revolution des Kypselos. Begünstigt durch seine Lage inmitten zweier Meere, wodurch die gefährliche Fahrt um die Südspitze des Peloponnes überflüssig ward, konnte Korinth seine Schifffahrt gleichzeitig nach Osten und Westen ausdehnen. Daher war es schon um die Mitte des siebenten Jahrhunderts vor Chr. die blühendste, reichste und gebildetste Stadt in Peloponnes und zeichnete sich durch die sogenannte korinthische Legirung und die daraus hergestellten Metallwaaren aus.

Aegina, schon im siebenten Jahrhunderte v. Chr. ein Sitz griechischen Gewerbfleißes, wurde um die Mitte des sechsten Jahrhunderts ein blühender Handelsstaat, und war berühmt durch seine Bronce-Lampen und Leuchter und seine Statuen, welche, abgesehen von den Köpfen (wohl beibehaltenen alten Typen) vollendet sind.

In Argos wurden Kessel und Schilde, in Böotien Helme und in Aetolien Wurfspieße vorzugsweise verfertigt, während Delos durch Gestelle und Füße für Tische, Bildnisse von Göttern, Menschen, Thieren u. s. w. sich auszeichnete.

Athen, dessen Handel am Anfange des sechsten Jahrhunderts v. Chr. fast gänzlich darniederlag, wurde erst durch das Steigen seiner Seemacht

im fünften Jahrhundert ein See- und Handelsstaat, dessen Verkehrsbeziehungen in und außerhalb Griechenlands sich rasch zu großer Lebhaftigkeit aufschwangen. Seine Industrie war schon im Anfange des fünften Jahrhunderts eine Macht im Staate geworden und zeichnete sich durch Schwerter, Harnische und die sogenannten attischen Thongefäße aus. Der im peloponnesischen Kriege auftretende und durch die Stücke des Aristophanes bekannte Kleophon hatte eine Fabrik von Broncelampen, deren eigentliche Heimath das benachbarte Aegina war.

In Sparta blühten zwar Handwerkerarbeiten (der Schlosser, Tischler u. s. w.), aber von einem eigentlichen Kunstgewerbe war hier keine Rede.

Aehnliche Handels- und Industrieverhältnisse, wie die der griechischen Mutterstädte, treffen wir zum Theil bei den von diesen nach Großgriechenland seit dem achten Jahrhundert vor Chr. ausgethanen, auf Handel und Ackerbau gegründeten Kolonien. Diese hatten mit weit größern Schwierigkeiten zu kämpfen, als ihre Brüder im Osten. Der Südküste Italiens fehlten sichere und tiefe Häfen, welche erst zu schaffen waren. Die wegen ihrer Sümpfe ungesunden Gestade des Meeres mußten erst ausgetrocknet werden, um eine volkswirthschaftliche Entwickelung zu ermöglichen. Ueberdies wurden die Ansiedler mehr, als irgend wo anders von der einheimischen Bevölkerung angefeindet. Die Tyrrhener (Etrusker) machten lange das Meer durch Seeraub unsicher, und die Concurrenz mit ihnen und dem mächtigen Karthago erschwerte das Aufkommen des Handels. Trotz dieser Schwierigkeiten, welche griechische Betriebsamkeit und Ausdauer zu überwinden wußte, gelangten die Kolonien rasch zu Macht und Wohlstand. Handel und Industrie blühten sehr bald auf und die Massenproduction von Gebrauchs-, Luxus- und Kunstartikeln legte den Grund zu großen Reichthümern. Durch ihre Verbindungen mit Griechenland und ihren Verkehr mit dessen übrigen Koloniestädten wurde den italischen Niederlassungen der Bezug aller Metalle ein Leichtes und dieser setzte sie in den Stand, sowohl in der Metallwaarenfabrikation mit den übrigen Werkstätten zu concurriren, als auch an der Ausfuhr nach dem Norden Europas Theil zu nehmen und die entferntesten Gegenden ebenfalls mit den daselbst gangbaren Artikeln zu versorgen.

Zu den wichtigsten Ansiedlungen Unteritaliens gehörten Tarent, (um 720 vor Chr. gegründet), welches — anfangs unbedeutend — sich etwa seit dem fünften Jahrhundert vor Chr. über alle übrigen emporschwang, und sich durch umfangreiche Fischerei, Industrie und viele Fabriken (namentlich durch bedeutende Wollenstoffproduction und Färberei mit der tarentinischen Purpurschnecke) sowie durch ausgedehnten Handel und großen

Reichthum auszeichnete; Sybaris (am Busen von Tarent um 730 v. Chr. entstanden), das sich sehr bald zur blühendsten und reichsten Handels- und Industriestadt Großgriechenlands erhob, aber in Folge seiner Ueppigkeit und Verweichlichung um 510 vor Chr. durch Kroton zerstört wurde; Thurium, welches um 444 v. Chr. in der Nähe von Sybaris von den Flüchtlingen aus letzterem Orte mit Hülfe Athens angelegt ward und sich zu großer Macht als Concurrenzstadt Tarents erhob; Kroton (um 700 v. Chr. gegründet), das nach dem Fall von Sybaris zu großer Bedeutung und Blüthe gelangte und außer den bildenden Künsten auch die Wissenschaften pflegte, aber auf die Dauer nicht mit Tarent zu concurriren vermochte; das durch Seehandel und Reichthum ausgezeichnete Rhegium (um 750 v. Chr. entstanden), sowie die bedeutende alte Handelsstadt Kumä (um 900 v. Chr. auf der Insel Ischia angelegt), welche aber schon im vierten Jahrhundert v. Chr. ihre Selbständigkeit verlor.

Alle diese griechischen Handels- und Industriestädte trugen in namhaften Umfange dazu bei, den Norden und Westen Europas mit griechischen Fabrikaten zu versorgen und daselbst griechische Waaren zu verbreiten.

Die hohe Blüthe, zu welcher namentlich die achäischen Kolonien (z. B. Sybaris, Kroton u. s. w.) in kurzer Zeit gediehen, spricht sich ganz besonders in ihren künstlerisch vollendeten Münzen aus, deren älteste etwa aus dem Jahre 650 v. Chr. stammen. Diese Münzen ergeben, daß die achäischen Pflanzstädte nicht nur an der in Griechenland aufblühenden Industrie Theil nahmen, sondern diese in der Technik überholten. Anstatt der einseitig geprägten und meist schriftlosen, dicken Silberstücke, welche nm jene Zeit in Griechenland und den dorischen Kolonien (z. B. Tarent) geschlagen wurden, prägten die achäischen Pflanzstädte aus eigner Erfindung in zwei gleichartigen, theils erhaben, theils vertief geschnittenen Stempeln große dünne und stets mit Schrift versehene Silbermünzen, deren sorgfältige und dünne Prägung gegen die damalige Falschmünzerei (Plattirung gewöhnlichen Metalls mit dünnen Silberblättern) schützte.

Diese hohe Stufe politischer, industrieller und commercieller Bedeutung vermochten aber die Städte Großgriechenlands nicht dauernd zu behaupten. Theils bereiteten innere Partheiungen — wie überall in Griechenland, so auch hier — ihren Verfall vor, theils hatten sie an den rivalisirenden Karthagern und Etruskern, an der Betriebsamkeit der staatlich und bürgerlich wohlgeordneten Massilia, sowie an den mächtiger werdenden Syrakusanern u. s. w. eine gewaltige Concurrenz, welcher gegenüber ihnen die körperliche und geistige Spannkraft bald versagte.

Karthago war von Phönikien zur Zeit seiner höchsten Blüthe (nebst dem älteren Utika und anderen Kolonien an der afrikanischen Küste) gegen Ende des neunten Jahrhunderts v. Chr. als Factorei und Stapelplatz für den Mittelmeerhandel gegründet und als solcher schon anfangs von Bedeutung. Mit dem Sinken der phönikischen Macht (seit 600 vor Chr.) erhob sich Karthago zum selbstständigen Staate und, durch seine Lage begünstigt, rasch zur ersten See- und Handelsmacht in den westlichen Theilen des Mittelmeeres. Von seiner Industrie sind vorzugsweise zu erwähnen: Erzgießerei, Erzbildnerei, Metallarbeiten und Ornamentik, welche Zweige aus Tyrus herübergekommen waren, und die auf den höchsten Grad der Vollkommenheit gediehene Glasmalerei, wie dies aus Grabfunden in Afrika (Guinea) bestätigt wird. Außer durch zahlreiche Fabriken zeichnete es sich noch durch seine Wegebaukunst aus, welche die Römer ihnen abgelernt zu haben scheinen. Auch Künste und Wissenschaften, in deren Ausbildung sie keinem der alten Kulturstaaten nachstanden, wurden von den Puniern gehegt und gepflegt. Ihr Handelsvertrag mit Rom (am Ende des sechsten Jahrhunderts v. Chr.), Inhalts dessen sie über Sardinien und einen Theil Siciliens ziemlich unumschränkt verfügten und die Küsten Afrikas ausschließlich beherrschten, kennzeichnet die Höhe ihrer Macht. Gegen Ende des sechsten Jahrhunderts v. Chr. war der gesammte reiche Handel zwischen dem Westen und Asien auf Karthago concentrirt. Er ging von Cadix nach Karthago und von hier nach Phönikien. Der Verkehr zwischen Karthago und Griechenland war und blieb stets unbedeutend, und für den Handel zwischen Karthago und Asien sowie von da wieder nach den europäischen Plätzen war Phönikien (bezw. Tyrus) der einzige Kanal.

Die von Griechenland an den Ostküsten Siciliens seit dem achten Jahrhundert v. Chr. ausgesandten Kolonien trieben Ackerbau und Handel, gelangten schnell zu großer Blüthe und gräcisirten die benachbarten Landstriche. Die bedeutendste unter ihnen war Syrakus (um 735 vor Chr. gegründet), welche sich im Laufe der Zeiten zur Hauptstadt aufschwang, durch Macht, Reichthum, Handel und Industrie auszeichnete und auch an den Ostküsten des adriatischen Meeres festsetzte, jedoch an inneren Partheiungen und der Rivalität mit Karthago zu Grunde ging.

Karthager und Griechen stießen nämlich in Sicilien auf einander und kämpften um dessen Besitz seit Jahrhunderten, ohne daß es der einen Nation gelungen wäre, die andere vollständig zu verdrängen. Die Karthager setzten sich im Westen Siciliens und auf Sardinien, die Griechen im östlichen Sicilien und im südlichen Italien fest. Seit Mitte des sechsten Jahrhunderts beschränkten sich aber die Kolonisirungen beider nicht mehr auf die Anlage von Stapelplätzen für den Handel und Ackerbau-

städten, sondern hatten die Gründung von festen Plätzen zur Behauptung und bezw. Erweiterung politischer Macht im Auge.

Von weiteren Kolonien Griechenlands im mittelländischen Meere kommt noch in Betracht die etwa um 600 v. Chr. gegründete phokäische Kolonie Massilia (Marseille), welche ihre Unabhängigkeit stets bewahrte und selbst Rom überdauerte, sowie für Deutschland, insbesondere aber für unsere Gegenden von hervorragender Bedeutung war.

Seit den ersten Zeiten ihrer Gründung zeichnete sich Massilia durch Fleiß und Sparsamkeit, durch Einfachheit, Sittlichkeit, bürgerliche Ordnung, Häuslichkeit, Bildung und Kunstsinn aus. Umgeben von uncivilisirten Völkerschaften, denen man jede Spanne Landes mit den Waffen streitig machen mußte, und auf einen trockenen und felsigten Boden angewiesen, gelang es den Massalioten dennoch, Oelbäume und Wein anzubauen, deren Erträge anfangs einen wesentlichen Bestandtheil ihres Handels bildeten. Bald breiteten sie sich an der ganzen Südküste Frankreichs aus und gründeten hier, sowie in Spanien, Kolonieen. In den ersten Zeiten ihres Bestehens war Massilia nur eine Factorei von Phokäa (einer alten jonischen Pflanzstadt an der Küste Kleinasiens gegenüber Chios), deren Handel mit ihren übrigen Kolonien längs der liguriſchen, französischen und spanischen Küste bis Valencia ging, wurde aber nach Zerstörung von Phokäa durch Cyrus (um Mitte des sechsten Jahrhunderts v. Chr.) selbstständig. Seitdem trat Massilia, deren Handelsverbindungen sich gleich anfangs dem bereits von früher bestehenden Verkehre Phokäas mit den benachbarten Landschaften angeschlossen hatte, unmittelbar in diesen Verkehr ein und zog auch den Handel mit Spanien an sich. Von hier bezog Massilia das Silber und von den Küsten den Thunfisch, welcher (gesalzen) eine Hauptnahrung der Alten war, und führte daselbst Oel, Wein und Producte der Industrie ein. Auch die Korallenfischerei an der afrikanischen Küste (im Golf von Bona, bei la Calle u. s. w.), welche wegen der schon im Alterthume sehr gesuchten Korallen äußerst gewinnreich war, und während des Alterthums und Mittelalters in den Händen der südfranzösischen Küstenbewohner blieb, scheint Massilia schon damals überkommen zu haben.

Da sie im Mittelmeere selbst, wo der Haupthandel in den Händen der Griechen und Karthager war, kein ausgedehntes Gebiet für ihre Thätigkeit fanden, beschlossen die Massalioten im vierten Jahrhundert vor Chr. den Norden Europas, wo sie mit den Südstaaten eher in Concurrenz treten konnten, in ihr Verkehrsnetz zu ziehen und entsandten daher, wie wir gesehen haben, den Pytheas um 320 v. Chr. in die nördlichen Gewässer.

Durch ihre anderweitigen Beziehungen mit den vorzüglichsten und wichtigsten Producten des Nordens, namentlich dem Zinn und Bernstein

bekannt, mußte ihnen, um überhaupt emporzukommen, daran liegen, directe Handelsverbindungen mit England, dessen Zinn über Frankreich und Spanien nach Kadix in die Hände der Karthager gelangte, und mit den Ostseeküsten, deren Bernstein in gerader Richtung nach dem adriatischen Meere oder durch Ungarn und bezw. Südrußland an das schwarze Meer gelangte, anzuknüpfen und dies war offenbar der Reisezweck des Pytheas. Seitdem scheinen zwei weitere Transportrichtungen: eine von England durch Frankreich und die zweite von der untern Weichsel durch Deutschland nach Massilia sich gebildet zu haben, und die Massalioten in den nordischen Handel eingetreten zu sein. Einen weiteren Aufschwung gewann Massilia durch die punischen Kriege. Obwohl Anfangs durch die Karthager aus Spanien verdrängt, breiteten sie unter der Begünstigung Roms, welches zur Schädigung Karthagos diesem Concurrenz erwecken wollte, ihren Handel über das nördliche und mittlere Italien aus und erbten nach dem Falle Karthagos dessen Seehandel, ohne zur Aufstellung einer großen Heeresmacht gezwungen zu sein. In Folge dessen gelangte Massilia zu immer größerer Blüthe und wurde als eine der ältesten, treuesten und mächtigsten bundesgenössischen Gemeinden Roms zugleich der Träger der Kunst und Wissenschaft für das südliche Frankreich. Jene materielle und geistige Kultur der römischen Provinz Gallia Narbonnensis, deren Cäsar (bell. Gall. I. 1: cultus atque humanitas provinciae) erwähnt, verdankt diese den Massalioten und sie waren auch vor Cäsars Auftreten, welcher Deutschland erst dem römischen Handel in ausgedehnterem Maße wieder öffnete, fast ausschließlich im Besitze des Handels nach Germanien und Brittannien (mercatores bei Caes. bell. Gall. I. 39, II. 15, IV. 2, 3).

Ueber den Umfang der massilischen Industrie liegen uns keine unmittelbaren Zeugnisse vor, doch gewährt die Erwähnung ihrer Metall- und Waffenfabriken, ihrer bedeutenden Schiffswerften und Kriegsmaschinen, sowie das directe Zeugniß ihrer Münzen u. s. w. doch einen bestimmten Anhalt, um die Mittel zu bemessen, welche den Massalioten zu Gebote standen für die Eröffnung und Ausdehnung ihres Handelsverkehrs über Frankreich, England, Deutschland und die nördlichen Reiche. Das Eisen kam aus der Insel Elba (Aethalia) und wurde in Massilia — wie auch in andern Industriestätten — fabrikmäßig in großen Massen zu Werkzeugen und Gebrauchsgegenständen verarbeitet, welche weithin vertrieben wurden.

Für die Broncefabrikation bezog man das Kupfer aus Italien (namentlich Etrurien und Kampanien) und das Zinn aus England. Hierbei kommt noch in Betracht, daß sich dieser Verkehr zuerst nur auf die Lieferung von Werkzeugen und Waffen erstreckte, bevor er in den Metall-

geräthen auf die Erzeugnisse eines hoch entwickelten Kunstgewerbes überging.

Der Verkehr Massilias mit den westlichen Germanen reicht aber kaum über das fünfte Jahrhundert v. Chr. zurück. Das archäologisch so wichtige Todtenfeld von Monsheim in Rheinhessen (vgl. Lindenschmit: Zeitschrift des Mainzer Alterthumsvereins Band III. Heft 1, S. 1 u. folg.), welches dem sechsten Jahrhundert v. Chr. angehört, enthält weder Metall-Waffen und Geräthe noch Bernstein, und während der Mangel der ersteren ergiebt, daß die Einführung von Metallarbeiten noch nicht in jene Gegenden (also auch nicht aus Massilia) stattfand, deutet das gänzliche Fehlen des Bernsteins in einem so umfangreichen Todtenfelde von 200 bis 300 Gräbern mit ziemlicher Bestimmtheit darauf hin, daß damals noch kein Bernstein auf dem Landwege von der unteren Weichsel quer durch Deutschland an den Rhein gelangte. Da derselbe aber im Rheingebiete und mittlern Deutschland in spätern, jedoch vorrömischen Gräbern (mit Metallbeigaben) vorkommt und wegen der Unwegsamkeit des Niederrheins (welcher etwa von Köln abwärts noch nicht schiffbar war), an den Rhein auch nicht zu Wasser (wegen des undenkbaren Umweges) gelangt sein kann, so ergiebt sich, wenn man hiermit die Reise des Pytheas in Verbindung bringt, als Anfang des massilischen Verkehrs für Deutschland das Ende des vierten oder der Anfang des dritten Jahrhunderts vor Chr. Geb.

Der letzte, aber für Deutschland wichtigste Kunst- und Industriebezirk in der Reihe der vorrömischen Kulturstaaten ist Etrurien (bis 390 v. Chr. von den Alpen bis zur Tiber, seitdem zwischen Apennin, Arno und Tiber).

Von den Phönikiern, welche die Westküsten Italiens auf ihren Handelsreisen besuchten, lernten die Etrusker zuerst anstatt ihrer einheimischen Flöße und Ruderbarken den Bau von Segelschiffen (wozu ihnen die Waldungen der pomptinischen Ebene das Bauholz lieferten) und gewerbliche Thätigkeit, welcher selbstverständlich ein lebhafter Waarenaustausch voranging.

Als die ersten griechischen Kolonien in Unteritalien gegründet wurden, (im achten Jahrhundert vor Chr.) trieben sie Seeraub und erschwerten jenen die Ansiedelung sowie die commercielle Ausbreitung. Ihre Politik ging von vorne herein darauf aus, an den italischen Küsten keine ausländischen Kolonien zu dulden und die Griechen, mit denen sie im Uebrigen friedlich verkehrten, von den italischen Gewässern auszuschließen. Daher konnten, nachdem die Etrusker auch in Kampanien festen Fuß gefaßt hatten, nördlich von Kumae keine griechischen Ansiedlungen aufkommen.

Aus den Kapern der Etrusker wurde bald eine mächtige Kriegsflotte, unter deren Schutze ihre Kauffahrer die Meere Italiens beherrschten, und so entwickelte sich mit der wilden etruskischen Korsarenwirthschaft ihr ausgedehnter Handel, bei welchem selbst in Großgriechenland die etrurischen Kaufleute mit den Griechen concurrirten.

In dem nämlichen Sinne und um dem großen merkantilen Aufschwunge der Griechen entgegenzutreten, schlossen die Etrusker mit den Karthagern ein Bündniß zur gegenseitigen Kriegshülfe, Waareneinfuhr und Rechtsfolge.

Die Seeherrschaft der Etrusker wurde im fünften Jahrhundert vor Chr. durch Syrakus gestürzt, welches an den Küsten des adriatischen Meeres Adria, Ankona, Numana, Lissos und Issa besetzte und den Etruskern die Insel Aethalia sowie die Herrschaft im adriatischen und tyrrhenischen Meere entriß. Das karthagisch-etruskische Bündniß löste sich auf und seitdem spielten die erste Rolle im ligurischen und dem nördlichen Theile des tyrrhenischen Meeres die Massalioten, sowie im südlichen Theile des letzteren die Syrakusaner. Zu Lande wurden die Etrusker gegen Ende des fünften Jahrhundert vor Chr. aus Kampanien verdrängt, verloren im vierten Jahrhundert vor Chr. ihr nördliches Gebiet bis zum Arno an die Kelten und kamen in dem ihnen noch bleibenden Reiche zwischen Apennin, Arno und Tiber unter die Botmäßigkeit Roms.

Unter den Gewerben und Künsten, welche in Etrurien betrieben wurden, nimmt die metallurgische Industrie die hervorragendste Stellung ein. Diese reicht noch bis in die Blüthezeit Phönikiens hinauf. Die Funde der ältesten etruskischen Gräber weisen einen asiatischen Einfluß nach, welcher zu einer Zeit, als das griechische Kunstgewerbe noch unentwickelt war, die erste Anregung zur Produktion Etruriens gab. So z. B. finden sich Goldplatten mit Stempeln geflügelter Löwen und ähnlichen Ornamenten babylonischen Styls. Die neuerdings aufgefundenen runden Erzschilde (vgl. Zeitschrift des Mainzer Alterthumsvereins Band III. Heft 1, S. 45 u. flg.) zeigen eine (von den römischen und griechischen Schildern gänzlich abweichende) altorientalische und nach einem Relief im Palaste Sardanapals V zu Nimrud noch im siebenten Jahrhundert v. Chr. vorkommende Form, daneben aber die auf specifisch etruskischen Fabrikaten vorkommenden Ornamente concentrischer Kreise, Räder und langgestreckter Vogelköpfe. Die Verwendung der letzteren, bezw. der Vogelgestalten erscheint aber nicht nur bei den Griechen zur sog. homerischen Zeit, sondern geht bis auf die Erzarbeiten der Phönikier, von denen die Griechen sie überkamen, zurück. Auch deuten Gefäße aus Schmelzglas und Thon, welche in altetrurischen Gräbern vorkommen, nach Material, Styl und eingeprägten Hieroglyphen auf ägyptischen Ursprung. Erwägt man nun, daß

die ganze Politik Etruriens, wenn es überhaupt seine politische und nationale Selbstständigkeit erringen und behaupten wollte, darauf hingedrängt wurde, dem griechischen Einflusse entgegenzutreten, und daß diese Richtung in der engen Verbindung Etruriens mit dem, das phönikische Element im Westen vertretenden Karthago behufs gemeinsamer Bekämpfung des griechischen Uebergewichts in Seemacht, Handel und Industrie seinen thatsächlichen Ausdruck fand, so wird man bis zu der Zeit, als Etrurien und Karthago noch mächtig waren, an einen griechischen Einfluß auf die älteste etruskische Industrie, wie ihn Mommsen (Römische Geschichte I. 1854, S. 152) annimmt, kaum denken können. Auch fällt — wie Mommsen selbst anführt — die Anregung zu den etruskischen Kunstrichtungen und Gewerken in eine Zeit, wo die griechische Kunst noch sehr starr und unentwickelt war, und da zu dieser Zeit die phönikische Kunsttechnik überhaupt sehr hoch stand, so ist wohl nicht abzusehen, wie die Etrusker dazu gekommen sein sollten, sich von ihren natürlichen Freunden (den Phönikiern und den auf gleicher Höhe der Kunstindustrie stehenden Karthagern) im Gebiete des Geschmacks abzuwenden und sich nach dieser Richtung hin von den feindlichen und mit ihnen concurrirenden Griechen beeinflussen zu lassen.

In Verbindung mit diesen Momenten ist auch der Umstand charakteristisch, daß es den Griechen selbst am Ende des achten Jahrhunderts v. Chr., als sie in die Westmeere Kolonien bis zur spanischen Küste entsandten, nicht in den Sinn kam, sich an den etruriſchen Küsten, welche doch — abgesehen von den reichhaltigen Metalllagern — für sie als Verbindungsstationen des westeuropäischen Handels und als Stapelplätze für den italischen Verkehr von höchster Wichtigkeit sein mußten, festzusetzen, sondern gleich die entfernteren Küsten aufsuchten. Dies deutet sehr bestimmt darauf hin, daß ihnen in Italien ein Einfluß entgegenstand, dem sie nicht gewachsen waren, und da sie sich in Unteritalien, Sicilien und an der französischen Küste durch die Feindseligkeiten der Eingeborenen und sonstige Hindernisse von der Ansiedlung und bezw. Eroberung nicht abschrecken ließen, so kann jener Einfluß nur durch die Aussichtslosigkeit, sich des etruriſchen Handels zu bemächtigen, d. h. durch das Vorfinden einer nicht zu bewältigenden, politisch mächtigen Handelsconcurrenz bedingt worden sein. Dieses Gegengewicht wird aber, da weder vom übrigen Orient, noch von Aegypten als Seemacht die Rede ist, nicht sowohl in der an den Küsten Etruriens festbegründeten Handelsstellung Phönikiens und des von ihm noch abhängigen Karthagos, als vielmehr in der eigenen Macht Etruriens zu suchen sein. Eine neu entdeckte ägyptische Inschrift aus der Zeit der neunzehnten Dynastie — welche erstere Connestabile auf dem archäologischen Kongresse zu Bologna besprochen hat — berichtet von einem Bunde der sogen. Insel-

völker gegen Aegypten. Unter jenen befanden sich auch die Etrusker, aus deren Mitte man sogar die Heerführer erwählt hatte, und welche somit schon im fünfzehnten oder vierzehnten Jahrhundert vor Chr. ein mächtiges Volk waren. Da aber nach der Natur der Verhältnisse weder ein solcher Bund, noch, wie wir gesehen haben, ein politisches Uebergewicht ohne Schifffahrt denkbar ist, so war Etrurien schon damals eine See- und Handelsmacht, welche — die älteste nach Phönikien — mit diesem in den engsten Beziehungen stand, und deren Kultur bis auf die phönikische Blüthezeit hinaufreicht. Durch jene wichtige Nachricht dürfte nicht nur eine ganz neue Unterlage zur Beurtheilung der ältesten Kulturzustände Etruriens gewonnen, sondern auch der Schlüssel gefunden sein für seine naturgemäßigen Beziehungen zu Karthago und dessen Mutterstaate Phönikien.

Die Ausfuhrartikel, welche der älteste phönikische Handel aus dem an anderen Produkten wenig ergiebigen Etrurien bezogen, waren die Rohmetalle aus den dortigen Kupferminen (z. B. von Volterra und der Insel Elba), den Eisengruben (von Elba), den Silberbergwerken (von Populonia gegenüber Elba). Daß die Metalle bereits im Anfange des phönikischen Verkehrs von den Etruskern selbst — vielleicht nach Anleitung der Phönikier — gewonnen sind, ist nach obiger Inschrift mehr als wahrscheinlich, zumal wir wohl sonst hier eine phönikische Niederlassung finden würden. Daher wurden jene Bergwerke wohl schon um 1400 v. Chr. von den Etruskern selbst und zwar anfangs zur Ausfuhr, bald aber für ihre eigene Industrie betrieben.

Die Phönikier führten dagegen ihre einheimischen Metallarbeiten ein, fanden an den Etruskern, welche für diese Art von Luxusartikeln sehr empfänglich waren, willige Käufer und regten dieselben bald zur Nachahmung und selbstständigen Production an. Die etrurische Metallindustrie mußte aber, als der durch den lebhaften Handel ins Land strömende Reichthum die Luxusbedürfnisse immer mehr steigerte, und die Einfuhr den Bedarf nicht mehr deckte, schnell an Ausdehnung gewinnen und zu hoher Entwicklung gelangen, da die Ergiebigkeit des metallischen Bergbaues auf die Aufbereitung und Verarbeitung der Metalle hinwies und der Handel mit Phönikien das zur Erzlegierung nöthige Zinn in reichlichem Maße zuführte. Hierdurch wurde, als Phönikien zurückging, der Grund gelegt zum Welthandel Etruriens, welcher unter dem Schutze der Piraterie sich seinen Markt erzwang. Als dann Phönikien aus der Reihe der Handels- und Industriestaaten ausschied, und der Verkehr Griechenlands, dessen aufblühende Kunst auf allen Gebieten des industriellen Lebens neue Bahnen vorzeichnete, zunahm, machte sich der griechische Einfluß auch in Etrurien geltend, obwohl dasselbe an seinem eigenen Style im Allgemeinen festhielt.

Das Kupfer und Roheisen Etruriens bildete noch später einen wesentlichen Ausfuhrartikel und war Lebensbedingung für Massilias Production und Blüthe.

Von den einzelnen Industriezweigen Etruriens, welche sich im Laufe de Zeiten ausbildeten, kommen zunächst die goldenen Schalen und die goldenen Schmuckgeräthe, welche selbst in Griechenland eines großen Rufes genossen und noch heute unsere gerechte Bewunderung erregen, in Betracht.

Die Silbermünzen (von Populonia aus der Mitte des sechsten Jahrhunderts vor Chr.) zeigen eine auffallend rohe Arbeit und entsprechen den attischen Didrachmen (nicht den in Großgriechenland geschlagenen Münzen).

Das etrurische Eisen wurde an den italischen Küsten aufbereitet und zu Gegenständen des täglichen Gebrauchs verarbeitet, wie Aristoteles (384 bis 323 v. Chr.) bezeugt.

Am umfangreichsten entwickelte sich dieetrurische Metallindustrie in Erzarbeiten und im Erzgusse. Von ihren Gefäßen (Kannen, Amphoren, Vasen, Schalen, Schüsseln, Flaschen u. s. w.) aus Bronce und Kupfer mit getriebener Arbeit sind zahlreiche Exemplare auf uns überkommen und weisen einen sogenannten ältesten, einen strengen, einen vollendet schönen, und einen durch Pracht der Ausstattung hervorragenden Styl (nach Form und Ornamentik) auf.

Broncene Kisten als Särge fanden sich in dem altetruskischen Todtenfelde auf dem Campo der Certosa bei Bologna.

Der Luxus des Metallschmucks an Kleidung, Wagen und Pferden war bei den Etruskern von jeher sehr beliebt und daher nach Styl, Technik und Ornamentik zu hoher Entwickelung gelangt, wie die verschiedenen Zierstücke und Schmuckgegenstände etruriſchen Ursprunges ergeben.

Von Luxusgeräthen sind außer den Gefäßen noch zu erwähnen die in Griechenland berühmten Lampen, sowie die Spiegelschalen (sog. paterae oder mystischen Spiegel): flache Schalen aus Bronce, deren convexe Seite zum Spiegel diente, während die conkave mythologische Darstellungen in gravirten Umrissen enthielt, und sodann die mit gleichartigen Verzierungen versehenen Schmuckkästchen, welche man früher gleich den Spiegeln für Gegenstände eines mystischen Kultus hielt und daher cissae mysticae nannte.

An Waffen wurden außer Schwertern, Dolchen und Speeren noch Schilde, Helme und Panzer in Etrurien angefertigt. Auch die Trompete ist nach den Zeugnissen der Alten tyrrhenische Erfindung.

Im Erzgusse haben die etruskischen Künstler Namhaftes geleistet und sich selbst an Figuren bis zu 16 Meter Höhe gewagt. Ihre Statuen waren im In- und Auslande sehr verbreitet. In der einen Stadt Volsinii wurden bei deren Eroberung an 2000 derselben an öffentlichen Orten gefunden.

Weniger scheinen die Etrusker in der Stein- und Holzbildnerei geleistet zu haben, obwohl ihnen die Steinsculptur nicht fremd blieb. Bedeutender war aber ihre Thonbildnerei aus gebrannter Erde in Statuen und (zum Schmuck der Wände, Giebel und Dächer) in Stuck, Reliefs, Karnießen und Gesimsen. Durch solche Thonarbeiten war Veji bekannt.

Auch die Zeichnenkunst (Linearzeichnung und monochromatische Malerei), sowie die Ornamentik wurde in hohem Grade von den Etruskern ausgebildet. Ihre Steinschneidekunst schloß sich der ägyptischen Scarabäenform an.

Die Stellung Etruriens im europäischen Welthandel war eine sehr hervorragende und von größerer Bedeutung, als man früher anzunehmen geneigt war. Außer dem Seeverkehre und dem damit verbundenen südlichen Handel zur Zeit der etruskischen Seeherrschaft wird von den alten Schriftstellern noch ihres Landverkehrs gedacht.

Nach Aristoteles Zeugniß standen die Etrusker um 350 v. Chr. mit den Völkern nördlich der Alpen in Handelsbeziehungen. Polybius (um 150 v. Chr.) bestätigt den alten etruskischen Handel mit den Kelten, und die Nachricht des Plinius (vgl. S. 73) von der alle Länder der alten Welt umfassenden Verbreitung etrurischer Erzgebilde findet in den sich von Jahr zu Jahr mehrenden Funden des nördlichen Europas ihre vollste Bestätigung.

Ueber den Beginn des etruskischen Landverkehrs mit dem Norden Europas finden sich bei den alten Schriftstellern keine positiven Angaben.

Genthe (über den etruskischen Tauschhandel nach dem Norden, Osterprogramm des Gymnasiums zu Frankfurt a. M. 1873) knüpft diesen Landverkehr unmittelbar an den Sturz der etruskischen Seeherrschaft, welche bekanntlich durch den entscheidenden Seesieg der syrakusischen über die tyrrhenische Flotte, 481 v. Chr., vernichtet wurde. „Hierdurch sei — wird ausgeführt — die etruskische Industrie genöthigt gewesen, sich neue Absatzgebiete im Wege des Landverkehrs nach dem Norden Europas zu eröffnen, in Folge dessen der Speculationsgeist sein Augenmerk vorzugsweise auf die alpinischen Völkerschaften gerichtet habe. Durch die keltische Invasion (390 v. Chr.) habe diese Handelsverbindung eine zeitweise Unterbrechung erlitten, doch hätte der Verlust Südetruriens an die Römer (386 v. Chr.) wieder von Neuem dazu angeregt, das im Süden verlorene Terrain im Norden wieder zu gewinnen. Seitdem habe sich das etruskische Kunsthandwerk von den bis dahin adoptirten orientalischen (phönikischen, babylonischen, ägyptischen) und griechischen Formen losgesagt, und durch Eingehen auf den Geschmack der prunksüchtigen Kelten zu dem bei diesen beliebt gewordenen barbarisirenden etruskisch-keltischen Mischstyl (seit 350

v. Chr. übergeführt. Die völlige Unterwerfung des Landes durch die Römer hätte an dieser Handelsthätigkeit der einheimischen Bevölkerung nur wenig geändert."

Da uns diese Abhandlung nur in einem Auszuge vorlag, (Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie u. s. w. 1873 S. 50, 51), so standen uns leider die Gründe obiger Ausführungen nicht zu Gebote.

Ohne uns dem Vorwurfe einer Vorliebe für möglichst hohe Altersbestimmungen auszusetzen, möchten wir den Zeitpunkt der Ausdehnung des etruskischen Handels noch über das fünfte Jahrhundert v. Chr. hinaus zurücksetzen.

Nach der (S. 88, 89) erwähnten ägyptischen Inschrift erscheinen die Etrusker schon um 1400 v. Chr. in der Reihe der südlichen Kulturstaaten als mächtiges Volk, und beim Beginne der griechischen Kolonisirungen um 700 v. Chr. finden wir sie im Besitze einer Macht, welche es den Griechen unmöglich machte, an den italischen Küsten des tyrrhenischen und adriatischen Meeres festen Fuß zu fassen.

Die Lage Etruriens im Mittelpunkte der alten Welt sowie zwischen zwei Meeren, an deren östlichem die uralte direkte Bernsteinstraße von der Ostsee nach der Adria mündete, und an den Alpen, wodurch es den Schlüssel des Handels nach den nördlichen Binnenländern in Händen hatte, wies seiner Industrie den unmittelbarsten Absatzweg nach Norden und machte diesen Export von der Schifffahrt unabhängig, so daß ihm vor und nach seiner Seeherrschaft im Mittelmeere der Verkehr mit dem Norden bis 390 v. Chr. stets offen stand.

Vor der gallischen Occupation erstreckte sich Etrurien nördlich bis nach Tirol und Graubündten (Rhätische Alpen), grenzte im Osten mit der untern Etsch an das Land der Veneter und im Westen an Ligurien. Südlich am untern Po und an dessen Mündungen mischten sich die Etrusker als Herrscher des Landes mit den Umbrern, und besaßen hier Adria, Spina, Ravenna und Bologna[2]) als Handelsplätze. Schon in sehr frühen Zeiten (lange vor Roms Gründung) dehnten sie sich nach Südwesten aus und nahmen auch noch das Land zwischen Apennin, Arno und Tiber in Besitz, welches sie schnell civilisirten und durch Anlegung bedeutender Handels- und Industriestädte zu hoher Blüthe brachten, setzten

---

[2]) Die Schädel auf dem altetruriſchen Todtenfelde bei Bologna gleichen nach Zannoni (Ausgrabungen auf dem Campo Santo Certosa bei Bologna) mehr der umbriſchen, als der etruskiſchen Race.

sich selbst im südlichen Italien (in Campanien) fest, besaßen Corsika und Elba und machten, um ihrem Seeverkehre nach den äußeren Meeren feste Stützpunkte zu geben, einen vorübergehenden Versuch, sich auf den kanarischen Inseln anzusiedeln.

Aus diesem ausgedehnten Verkehrsnetze ergiebt sich schon, wie weitgehende Handelsbeziehungen die Lage Etruriens gestattete, und ihre große Macht zu Lande und zur See sowie ihre enge Symmachie mit Karthago beweist, daß sie sich diese Verhältnisse im vollsten Maße zu Nutze machten. Nur die Unterschätzung aller dieser keinem andern Kulturstaate des Alterthums in so hohem Grade gebotenen vielseitigen Begünstigungen ließ wohl die frühe Ausdehnung des etruskischen Handels und Gewerbebetriebs, sowie dessen große Bedeutung für den Norden Europas nicht hinreichend würdigen.

Im obern Italien besaßen die Etrusker an den alten Handelsstädten Adria und Spina (am untern Po), Mantua, Ravenna, Bologna, Pisa u. s. w. schon früh Stapelplätze für den nördlichen Verkehr, welchen sie gegen die übrigen Staaten abschließen und für sich (von Italien aus) monopolisiren konnten, und da ihr politisches Uebergewicht in Norditalien ihnen den Zugang zum Lande der Veneter ermöglichte, so beherrschten sie die östlichen Alpenpässe und damit den Ausgangspunkt der uralten Straße von der Ostsee nach dem adriatischen Meere. Andere Völker, welche sich dieses Verkehrsweges hätten bedienen können, waren nicht vorhanden. Die Phönikier hatten am schwarzen Meere den unmittelbaren Anschluß nach dem Norden und also keinen Anlaß, ihre Waaren erst nach Adria zu führen und dort jenen Verkehr anzuknüpfen. Die Griechen, deren Kolonien nur bis an die Küste von Montenegro hinaufreichten, waren von den nördlichen Theilen des adriatischen Meeres ausgeschlossen und konnten die Straße über die östlichen Alpen nicht benutzen. Es bleibt also, da hier an Egypten und Karthago nicht zu denken ist, nur übrig, hier einen Landverkehr der Etrusker schon vor 480 v. Chr. anzunehmen, der auch noch durch die neuesten Funde bestätigt wird.

Die etruskischen Gefäße des vollendet schönen Styls setzt man in die Zeit von 400 bis 350 v. Chr., während für die des sog. strengen Styls die Periode von 450 bis 400 v. Chr. angenommen wird (Mommsen, röm. Gesch. I. S. 295), so daß die des ältesten Styls in die Zeit vor 450 v. Chr. — und zwar wohl viel weiter hinauf als 500 v. Chr., wie Momsen annimmt — fallen. Diesen Zeitbestimmungen würde auch der von uns angenommene Anschluß der etruskischen Geschmacks- und Kunstrichtung an das befreundete phönikisch-punische und theilweise babylonische oder ägyptische Element entsprechen.

Bei den Griechen war bekanntlich bis auf Solon (590 v. Chr.) von einer Bildnerei keine Rede. Erst in der folgenden Periode bis auf das Zeitalter des Perikles (450 v. Chr.) erwachte der Sinn für das Schöne, und das Bestreben, von handwerksmäßig unbewußten Leistungen mit ihrer rohen und karrikirten Zeichnung zu einem freieren Kunsttriebe und einer Wiedergabe der natürlichen Formen zu gelangen, begann sich geltend zu machen. Die Arbeiten dieser Periode, welche mit den Metopen von Selinus auf Sicilien (etwa um 580—570 stammend und noch von sehr roher Arbeit) beginnen und in den Bildwerken des gleich nach Beendigung der Perserkriege (also etwa um 480—470 v. Chr.) erbauten Tempels von Aegina ihren Höhenpunkt erreichen, zeigen bei schon ziemlich naturwahren Körpern eine noch wenig befriedigende Form und Ausdrucksweise der Köpfe und eine große Starrheit der Formen. Sie deuten auf ein noch mühsames Ringen durch vorübergehende Versuche, welche indessen vielleicht schon eine Aenderung des Geschmackes in Etrurien anzubahnen vermochten. In der folgenden griechischen Kunstepoche wurde diese Richtung der starren und leblosen Gestalten durch Phidias und Polyklet (seit 438 vor Chr.) zur höchsten Vollendung gebracht, allein das lebensvoll Schöne und Naturwahre in Form nnd Ausdruck erst durch Praxiteles und Lysippus (seit 340 v. Chr.) geschaffen und ausgebildet.

Nimmt man daher schon eine Beeinflussung des strengen etruskischen Styls durch griechische Vorbilder an, so wird man aus geschichtlichen Gründen diesen Umschwung in die Zeit setzen können, als die etruskisch-punische Symmachie durch Vernichtung der etruskischen Seemacht (481 v. Chr.) gesprengt und die Verbindung mit dem phönikisch-punischen Elemente gewaltsam auf Nimmerwiederkehren zerrissen war, so daß die etruskische Industrie und Kunst damit in eine neue Bahn gedrängt wurde.

Selbstverständlich hielt aber die Bildnerei gleichen Schritt mit der Zeichnenkunst, doch konnte der die gesammte Industrie durchdringende Uebergang von den rohen und unnatürlichen Umrissen phönikischer (bezw. babylonischer und ägyptischer) Gestalten zu den Formen des steifen und strengen (sog. archaistischen) Styls im Zeitalter vor Perikles erst die Frucht einer längeren Periode (mindestens mehrerer Decennien) sein, und wenn wir daher als *späteste* Zeit für die Geltendmachung des griechischen Einflusses den Sturz der etruskischen Seeherrschaft (481 v. Chr.), und für den Anfang des strengen etruskischen Styls das Jahr 450 v. Chr. annehmen, so muß der dazwischenliegende Zeitraum (480—450 v. Chr.) als Uebergangsperiode vom altetruskischen zum archaistischen Style sich auch durch Gebilde kennzeichnen, welche einen Fortschritt vom erstern zum letzteren erweisen. Während daher die Thierfiguren der Rodenbacher Erzflasche

(Lindenschmit: Alterthümer der heidnischen Vorzeit, Band III. Heft 5 Tafel 2) einen solchen darin erkennen lassen, daß die Art dieser Thiere (als Pferd und Hirsch) zu bestimmen ist, erscheint solches bei jenen unförmigen Thiergebilden, welche Lindenschmit (a. a. O. Band III. Beilage zu Heft 1 S. 13 Fig. 9 u. 10) beschreibt, nicht möglich. Die ersteren wird man daher nebst der Erzflasche als Erzeugniß jenes Uebergangsstadiums setzen können, die letzteren Gebilde dagegen in die Zeit vor Geltendmachung des griechischen Einflusses verweisen müssen. In diese Zeit (also jedenfalls vor 481 v. Chr.) fällt auch ein aus Livland stammender Fund des Jahres 1874 (also gleichfalls nach Genthes verdienstvoller Arbeit). In Grabhügeln des Kreises Wenden fanden sich die auf Taf. III. Fig. 4–6 abgebildeten altetruriſchen Broncen. Die Erzkanne des sog. ältesten Styls (Fig. 4) ohne jede Ornamentik dürfte ein hohes Alter beanspruchen.

Das an gegossenen und geschlossenen Kettenringen hängende Thiergebilde von plumper Form und Arbeit läßt auch nicht annähernd die Gattung bestimmen und ist noch roher geformt, als unsere gewöhnlichen Spielwaaren des Voigtlandes. Es zeigt nicht nur einen auffallenden Kontrast gegen die Zeichnungen der Rodenbacher Erzflasche, sondern gegen die technische Beschaffenheit der mit ihm zusammen gefundenen Fibel (Fig. 6). Jedenfalls bezeugt es eine noch in der ersten Kindheit liegende Zeichnung und Figurenbildnerei aus einer Zeit, als von griechischem Einflusse noch keine Rede war. Aehnliche Funde von gleichartigen Henkelkannen und Fibeln aus d. Kr. Trebnitz (Schlesien) ergeben einen uralten Handel, welcher aber wegen der etruriſchen Erzkannen von ältester Form auf Etrurien zu einer noch vor dem Sturze der etruskischen Seemacht liegenden Zeit mit großer Bestimmtheit hinweist. (Vgl. das Nähere unten.)

Daraus folgt aber ein im Anfange des fünften Jahrhunderts v. Chr. jedenfalls schon geregelter Landverkehr der Etrusker bis an die östlichen Gestade der Ostsee, dessen Beginn indessen — namentlich betreffs der weiter südlich gelegenen Länder — in eine noch höhere Zeit zu setzen sein wird und also viel älter ist, als dies Genthe annimmt.

Unter den vorzüglichsten Verkehrsrichtungen der alten Kulturstaaten mit dem übrigen Europa: dem Straßenzuge vom schwarzen Meere durch das südliche Rußland gen Norden bis zur Ostsee, sowie durch das Donauthal und von Italien über die Alpen war letzterer Weg der wichtigste, wie dies auch Polybius durch Angabe von vier Alpenstraßen bestätigt.

Unmittelbar aus Italien nach Oesterreich und Deutschland führte der Brenner-Paß, welcher im Besitze der Etrusker war und diesen den Vertrieb ihrer Waaren bis an die Gestade der Ost- und Nordsee ermöglichte. Die unverkennbaren Spuren des etruskischen Handels mit dem benachbarten Rhätien und den weiter nördlich wohnenden Völkern bis in den äußersten Norden sind bereits aus den Funden durch Sacken und Lindenschmit nachgewiesen und lassen sich, wie gesagt, auch bis an die Ostsee verfolgen, wo sich phönikischer, etruskischer, griechischer und bezw. massilischer Verkehr begegnet zu haben scheint.

Nach der Schweiz, dem westlichen Deutschland und Frankreich führte die Alpenstraße über den St. Bernhard, welcher in Ligurien lag und den Griechen, nachdem sie durch ihre Kolonien an der ligurischen Küste bis zu den Seealpen festen Fuß gefaßt hatten, für ihren Handel nach dem westlichen Europa offen stand. Auch die Etrusker haben sich ausweislich der in der Schweiz u. s. w. auftretenden etruskischen Metallarbeiten (der verschiedenen Kunstperioden) dieses Passes bedient.

Die große Bedeutung des unmittelbaren Verkehrs von Oberitalien nach Deutschland und Oesterreich durch die Alpen bestätigt sich durch den Verlauf der Geschichte.

Durch die Alpenstraßen traten, nachdem der nördliche Theil Italiens bis zum Arno und Po bereits im Besitze der Kelten war (390 v. Chr.), noch die Etrusker und Griechen, wie Aristoteles bezeugt (in der Mitte des vierten Jahrhunderts v. Chr.) mit dem westlichen und nördlichen Europa in Verbindung. In den spätern Jahrhunderten muß aber der unmittelbare Verkehr Italiens mit Deutschland eingegangen sein, vielleicht in Folge jener Störungen, durch welche die Wanderzüge der Kimbern und Teutonen veranlaßt wurden. Wenigstens finden wir in den dem Auftreten Cäsar's vorhergehenden Zeiten die Massalioten, und nicht mehr die Italiker im wesentlichsten Besitze des deutschen Handels, wie dies aus den Maßnahmen der Römer deutlich hervorgeht. Mit Ausdehnung seiner Herrschaft über die Grenzen Italiens hinaus begann Rom dem Verkehre mit dem Norden seine Aufmerksamkeit zuzuwenden und widmete namentlich der Wiedereröffnung der Alpenstraßen besondere Sorgfalt. In diesem Sinne erscheint die Expedition des M. Aur. Scaurus (150 v. Chr.) in die östlichen Alpen zu den Tauriskern (an der Donau) und der mit diesen im Interesse des Handelsverkehrs geschlossene Vertrag, sowie die Niederlassung römischer Kaufleute in Böhmen, und Cäsar bezeichnet (bell. Gall. III. 1) als einzigen Zweck der Entsendung des Galba in den heutigen Kanton Wallis die Wiedereröffnung der Alpenpässe d. h. die Sicherung und Zollfreiheit der Handelsstraße über den St. Bernhard. Dieser Weg war vorher für die

römischen Kaufleute nur unter großen Gefahren und gegen Erlegung schwerer Zölle passirbar, trotzdem aber von ihnen als lohnend gesucht.

Hieraus und aus dem großen Werthe, welchen Rom damals auf den Verkehr Italiens mit den transalpinischen Ländern legte und durch Entsendung von Truppen bethätigte, ergiebt sich nicht nur die Wichtigkeit desselben für die alte Welt, sondern auch sein einst großer Umfang, als Phönikier, Griechen und Etrusker die Erzeugnisse südlicher Industrie, namentlich die dauerhaften und marktgängigen Metallarbeiten bis zu den nordischen Küstenländern sandten.

Betrachten wir schließlich noch im Zusammenhange das Abhängigkeitsverhältniß der südlichen Kulturstaaten vom Norden betreffs der vorzugsweise den ersteren für ihre commercielle und industrielle Thätigkeit nöthigen Artikel, so werden wir uns das Bild eines Handelsnetzes, wie es sich schon im hohen Alterthum nothwendigerweise gestalten mußte, veranschaulichen.

Das älteste Handels- und Industrievolk: die Phönikier, hatten bereits um 1000 v. Chr. die weitesten Schranken, in denen sich der Verkehr des Alterthums überhaupt bewegte, gezogen. Verfolgt man die äußersten Grenzen desselben, so erhielt Phönikien aus England das Zinn, durch dessen Einfuhr die gesammte damals hochwichtige Erzindustrie erst ermöglicht ward, sowie von den Küsten der Ostsee (von Rußland bis nach Mecklenburg) den Bernstein; vom Ural, aus Asien und Afrika Gold und aus Spanien Silber. Innerhalb dieses Netzes bezog Phönikien seine übrigen Bedürfnisse im geregelten Verkehre und versorgte die betreffenden Länder mit seinen Fabrikaten.

Die Richtung des mit dieser Einfuhr verbundenen Handels ging von England über den Kanal nach Frankreich, und durch dieses und Spanien bis Cadix, wo sich die Schifffahrt Phönikiens anschloß. Von den Ostseeküsten fand der Transport theils über Rußland an das schwarze, theils (wohl schon in der phönikischen Kulturperiode) durch Oesterreich an das adriatische Meer statt.

Als Phönikiens Uebergewicht zur See und damit sein bisheriges Handelsmonopol aufhörte, theilten sich in dieses — theils mit, theils nacheinander — Griechen bezw. Massalioten, Karthager und Etrusker, und seitdem begann jene Handels-Concurrenz und Rivalität, welche mit zum Verfalle der meisten alten Kulturstaaten beitrug.

Die Karthager bemächtigten sich des Handelszuges zwischen England, Spanien, Afrika und Kleinasien, die Etrusker dagegen des Verkehrs

im tyrrhenischen und adriatischen Meere und nach dem Norden, beide aber traten in die innigsten Wechsel- und Austauschverbindungen. Die Richtung des griechischen Handels ging mit seinen Kolonien nach Kleinasien, dem schwarzen Meere, der südlichen Ostküste des adriatischen Meeres, Unteritalien und Sicilien, der ligurischen, französischen und spanischen Küste bis zur heutigen Provinz Valencia. Mit dem Zurückgehen der etruskischen und karthagischen Macht kamen Massilia und die übrigen griechischen Kolonien von Unteritalien bis Spanien in die westlichen Gewässer des mittelländischen Meeres, bis endlich das mächtige Rom hier den Großhandel an sich zog.

Unter den östlichen Gebieten der griechischen Einfuhr kommen zunächst die Küstenstriche des schwarzen Meeres in Betracht. Von hier aus hatten die griechischen Kolonien und Factoreien durch das Land der Skythen (von der Donau bis zum Don) ihre — durch Phönikien angebahnten — Handelsverbindungen nach dem nördlichen Europa und damit wohl auch nach Deutschland. Theils auf den Wasserstraßen der Donau und des Dniepr, theils im Wege des Landtransportes wurde zwischen jenen Gegenden und dem Orient der Austausch beiderseitiger Erzeugnisse vermittelt.

Dieser skythische Handel war im Anfange des fünften Jahrhunderts v. Chr. ein so blühender, daß die dadurch in das Land gezogenen Reichthümer die Habsucht des Darius reizten und ihm die Eroberung des ganzen Küstengebiets am schwarzen Meere wünschenswerth machten.

Der Verkehr mit diesen Strichen war den Griechen aber noch anderweit wichtig, theils wegen des Goldes, welches in großen Massen von dort kam und der aus dem Norden bezogenen Producte, theils durch Bezug der nöthigsten Lebensmittel, deren Zufuhr von dem Besitze des schwarzen Meeres abhängig war. Südrußland (namentlich die Krimm und Ukraine und das Land aufwärts am Dniepr) war die östliche Kornkammer Griechenlands, welches von hier aus mit Getreide versorgt wurde. Die umfangreichen Zufuhren an gesalzenen Fischen und Fischwaaren, welche ein Hauptnahrungsmittel der Griechen bildeten, kamen vom schwarzen Meere. Von den weitern Hinterländern des schwarzen Meeres lieferten Armenien: Silber, der Strich nördlich von Sir bis zum Aralsee (das Land der Massageten): Gold und Kupfer, der Ural (Land der Permier): Gold, Ober-Ungarn: Gold und Silber, die Donaufürstenthümer und Siebenbürgen: Silber.[3]) Aus dem nordöstlichen Europa kamen Pelz- und Rauchwaaren, Häute und Felle, und von der Ostsee Bernstein.

---

[3]) In spätern Zeiten kam aus Galizien auch Zinn (Plin. hist. nat. XXXIV, 16).

Die Griechen führten dagegen an das schwarze Meer außer ihren Landesproducten einheimische Metallarbeiten, welche dann weiter nach dem Norden verführt wurden und so bis in die entferntesten Gegenden gelangen konnten.

An der Ostküste des adriatischen Meeres, welche auch wegen des von dort bezogenen Schiffsbauholzes wichtig war, ging schon am Ende des siebenten Jahrhunderts Korinths Handel mit seinen Kolonien von Korfu (Kerkyra, das den Eretriern entrissen ward) aufwärts längs der alten Länder Akarnanien, Epirus und Illyrien bis nach Dalmatien. Nach dem Verluste von Kerkyra und in Folge der Vernichtung des korinthischen Handels durch den attischen Krieg schwang sich Athen (im fünften Jahrhundert vor Chr.) durch seine Flotte und seinen Reichthum zur ersten Handelsmacht auf, und nahm auch an dem Verkehre in den westlichen Gewässern Theil, da sich zwischen ihm und den Etruskern freundschaftliche Handelsbeziehungen ausgebildet hatten. Als auch die Macht der Athener sank, wurden von Syrakus aus (etwa um 396 v. Chr.) griechische Kolonien an der Westküste des adriatischen Meeres (wie z. B. Pisaurum jetzt Pesaro) angelegt, die etruskischen Handelsplätze Adria, (Hadria), Ankona u. s. w. besetzt und derartig gräcisirt, daß sie ihren griechischen Charakter bis in die Kaiserzeit bewahrten, sowie an der Ostküste die Inseln Lissos und Issa kolonisirt. Der griechische Handel ward dadurch auf das ganze adriatische Meer ausgedehnt und schloß seitdem unmittelbar an Norditalien und an den Landverkehr durch die Alpen an, in welchen sich Griechen und Etrusker theilten.

Sicilien war die westliche Kornkammer Griechenlands, welches von hier, bevor die Verkehrsbeziehungen nach dem schwarzen Meere in seinen Händen waren, fast ausschließlich sein Korn bezog. Karthago, welches bis 450 vor Chr. keine Oelbaumzucht hatte, wurde von Sicilien mit Oel versorgt.

Der Busen von Tarent, sowie die Küsten Siciliens, Sardiniens und Spaniens (bis Karthagena) lieferten den für die Nahrung der Alten wichtigen Thunfisch. An den Küsten Algiers (bei Bona, la Calle u. s. w.) wurden Korallen gefischt.

Die Insel Elba (die Feuerinsel Aethalia) mit ihren reichen Kupfer- und Eisengruben spielte schon frühzeitig eine große Rolle und stand ebenfalls im ältesten Handelsverkehr. Auf dem Festlande Italiens, welches Erzeugnisse des Ackerbaus und der Viehzucht, auch Theer, Wolle u. s. w. den Griechen lieferte, wurde Goldsand, in Campanien und Etrurien Kupfer, auf der Landspitze Populonia (Elba gegenüber) Silber gewonnen. Diese Metalle gelangten, soweit sie nicht von der inländischen Industrie Etruriens

verarbeitet wurden, in den phönikisch-karthagischen und griechischen Handelsverkehr, und bezw. an die Massalioten. Spanien lieferte außer dem Thunfisch noch viel Silber und später im Nordwesten (nach Strabo lib. III. p. 147 und Plinius hist. nat. 34,16) auch schon Zinn. Aus Frankreich kam das Gold der gallischen Bergwerke zu den Mittelmeerstaaten und aus England (Cornwallis und die Scilly-Inseln) das Zinn, welches (nach Strabo) gegen Metallwaaren, Salz und Thongeschirr eingetauscht wurde. Deutschland lieferte wohl nur den als Schmuck hochgeschätzten Bernstein und Pelzwerk.

Nach den Bezugsquellen der den alten Kulturstaaten für ihre Industrie nöthigen Rohstoffe ergiebt sich folgende örtliche Verbreitung.

Das Gold bezog man im Alterthume hauptsächlich aus Lydien (dem Districte um Smyrna in Kleinasien), dem Massagetenlande (nördlich vom Sir bis zum Aralsee), Thrakien und Makedonien (der türkischen Provinz Rumili und dem Lande bis zum Pindus), wo z. B. die Bergwerke von Krenides (später Philippi, jetzt Filiba) im vierten Jahrhundert vor Chr. 6 Millionen Mark jährlich (nach jetzigen Preisverhältnissen) eintrugen, dem Ural (in großen Mengen), aus Ober-Ungarn, Frankreich und Italien, aus dem innern Afrika, von der Grenze zwischen Aegypten und Nubien und aus Arabien. Aus diesen Quellen floß das Gold in solchen Massen zu, daß es verhältnißmäßig viel wohlfeiler war und zum Silber in weit geringerem Werthe stand, als heutzutage.[4]) Hieraus erklärt sich sein umfangreicher Verbrauch im Alterthume. Das Gold wurde theils aus Goldsand (wie z. B. in Lydien und Italien) theils aus den Bergwerken (z. B. Thrakiens und Frankreichs) gewonnen.

Das Silber kam aus Spanien, Etrurien, Attika, den thrakischen Bergwerken, Ober-Ungarn, Siebenbürgen, den Donaufürstenthümern und Armenien.

Die bedeutendsten Kupferminen lagen auf Cypern, in Kleinasien, Arabien (auf der Sinaihalbinsel), nördlich von Sir bis zum Aralsee, in Italien (Kampanien und Etrurien) und auf der Insel Elba. Von letzterer kam auch Roheisen in den Handel. Das Zinn (das sog. tyrische Blei in der falschen Oekonomik des Aristoteles) lieferte Großbrittannien, sowie später das nordwestliche Spanien und Galizien. Die Korallen wurden an der Küste Algiers (bei Bona, la Calle u. s. w.) gefischt. Schiffsbauholz wuchs auf dem Libanon, auf Cypern, in Thrakien und Makedonien, an den

---

[4]) Im fünften Jahrhundert vor Chr. stand das Gold zum Silber nur wie 10 : 1.

Ostküsten des adriatischen Meeres, in Italien u. s. w.) Das Getreide wurde in großen Massen bezogen aus Asien, Südrußland, Italien und Sicilien u. s. w., gesalzene und getrocknete Fische vom schwarzen Meere, aus dem Busen von Tarent, von den Küsten Siciliens und Spaniens. Hanf kam aus Thrakien, Theer aus Thrakien und Italien, und Leinwand wurde aus Aegypten ausgeführt.

Die Bezugsquellen des Bernsteins waren die Küsten der Ostsee, doch wird auch seit dem ersten Jahrhundert n. Chr. Nordseebernstein erwähnt, und bedürfen daher die bezüglichen Nachrichten der alten Schriftsteller einer näheren Betrachtung.

Plinius, welcher den Ursprung des Bernsteins auf ein sich verhärtendes Fichtenharz zurückführt, versichert, daß derselbe auf Eilanden (bezw. Küsten) des nordischen Oceans gefunden und von den anwohnenden Germanen glessum genannt werde, auch zu seiner Zeit (55 n. Chr.) noch in Indien (vgl. S. 78 Anm. 1) vorkomme (Plin. hist. nat. XXXVII, 3). Ueber die Herkunft des Bernsteins in früheren Zeiten giebt er die von seinen Gewährsmännern stammenden Nachrichten wieder. Nach dem Berichte des Pytheas (320 v. Chr.) wurde der Bernstein auf der Insel Abalus d. h. der samländischen Küste (wie auch Voigt nachweist) im Frühjahr von den Meeresfluthen ausgeworfen. Bekanntlich unterschieden die Alten nicht streng Festland und Inseln, und rechneten zu letzteren auch die Halbinseln und Küsten mit einschneidenden Buchten. Das Abalus des Pytheas, welcher die nordische Bernsteininsel auch schon mit Basilia bezeichnet, ist nach Plinius die nämliche Oertlichkeit, welche Timäus (ein Zeitgenosse des Pytheas) ebenfalls Basilia oder Baltia nennt (Plin. l. c. IV, 13 und XXXVII, 2). Timäus führt den Bernstein gleichfalls als Auswurf des Meeres auf und nennt den Fundort desselben auch noch Raunonia oder Bannomanna (l. c.). Endlich berichtet Plinius noch, daß nach Angabe des Mithridates der Bernstein auf einer mit Cedern bedeckten Insel Osericta von jenen auf das Gestein herabträufele (Plin. l. c. XXXVII, 2). Die Identität der sämmtlichen unter den Namen Raunonia und Osericta vorkommenden Oertlichkeiten mit der samländischen Küste (Abalus, Basilia und Baltia) weist Voigt (a. a. O. I. S. 45—50) noch näher nach. Im Anschlusse hieran versichert Diodor Sik. (V, 23): „Daß auf jener im Norden belegenen und unter dem Namen Basileia bekannten Insel (d. h. an der samländischen Küste, vgl. Voigt a. a. O. S. 29) der Bernstein vom Meere ausgeworfen, und daß derselbe sonst nirgends in der Welt gefunden würde“ (20 v. Chr.). Zugleich giebt er (vgl. a. a. O. 22, 23, 38) an, daß nicht nur der Zinn-, sondern auch der Bernsteinhandel (d. h. also ausschließlich von Samland aus) auf dem

Landwege durch Gallien gegangen sei, wo Massilia ein Haupthandelsplatz für den Vertrieb des Zinns und Bernsteins gewesen wäre."

Außerdem spricht aber Plinius noch von Bernsteininseln im germanischen Meere (in der Nordsee). Er erzählt (l. c. IV, 13,16, 27; XXXVII, 3), daß dieselben an der friesisch-holländischen Küste lägen und von den neueren Griechen Electriden genannt würden, weil sich dort Bernstein fände; daß diese Inseln erst durch die Soldaten des Germanikus (14 n. Chr.) den Römern bekannt geworden wären, und daß diese eine derselben, welche westlich vom kimbrischen Vorgebirge lag und bei den Barbaren Austravia hieß, wegen des dort reichlich gefundenen Bernsteins vorzugsweise glessaria (die heutige Insel Ameland an der holländischen Küste) nannten. Daß auch später der Nordseebernstein in Rom weder geschätzt noch überhaupt gangbarer Handelsartikel war, bezeugt zunächst die von Plinius erzählte und geschichtlich nachgewiesene Reise des römischen Ritters, von dem Plinius anscheinend seine Nachrichten (l. c, XXXVII, 3) hatte. Dieser Ritter wurde von Nero (54—55 nach Chr., Plin. l. c. XXXVII, 3) abgesandt, um den Bernstein aus dessen Mutterlande herzuholen (vgl. Voigt a. a. O. 36, 37). Der Weg des Ritters ging hiernach über Carnuntum in Pannonien (also über Kärnthen und Oberösterreich), von da auf ungebahnten Wegen durch fremde Länder und Völker an die Bernsteinküste, also nicht auf der westdeutschen Straße zur friesisch-holländischen Nordseeküste. Schon im Anfange der römischen Kaiserzeit führte nämlich nicht nur der Weg von Rom an diese Küste durch römisches Gebiet auf der Rheinstraße, sondern der Verkehr auf dieser Straße war bereits vollständig geregelt und umfangreich. Unter Augustus wurde ganz Italien mit gesalzenem Schweinefleisch und wollenen Mänteln aus der Preuß. Rheinprovinz, Belgien und Holland versorgt. Tiberius bezog aus Gelleb bei Crefeld feines Gemüse (siser), und auf diesem Wege wäre es ein Leichtes gewesen, den Nordseebernstein zu beziehen. Falls derselbe also an Qualität dem Ostseebernstein gleichkam oder gleichgeschätzt wurde, wäre die Entsendung des Ritters, dessen ausgesprochener Reisezweck ausschließlich den Bernstein betraf, eine vollständige Abgeschmacktheit gewesen, wie man sie weder dem gesunden Verstande der practischen Römer überhaupt, noch der Prunksucht eines Nero zumuthen darf, und ebensowenig wäre ganz Rom, wenn der Nordseebernstein gangbar war, durch den von dem Ritter mitgebrachten Ostseebernstein so in Erstaunen versetzt worden, als dies Plinius bezeugt.

Während nun schon seine Angabe (l. c. IV, 16: in Germanicum mare sparsae Glessariae, quas Electridas Graeci recentiores appellavere etc.) darauf hindeutet, daß erst die Griechen der (damaligen) Neuzeit

den Namen Electriden aufbrachten, weil sie vom Vorkommen des Bernsteins auf denselben erst Kenntniß erlangten, sagt Plinius an den bezüglichen Stellen nichts darüber, daß der Nordseebernstein im Handel und Gebrauche war. Vielmehr giebt er nur an, daß der Bernstein über Pannonien zu den Venetern an das adriatische Meer gelangt sei, und bezeichnet als sein Mutterland — das Reiseziel des römischen Ritters — die weiter nördlich liegende Küste Deutschlands, d. h. das Ostseegestade.

Auch der Umstand, daß in vorrömischen Gräbern längs des Rheins Bernstein vorkommt, beweist an sich noch nicht die Verwerthung des Nordseebernsteins als Handelsartikel, weil ausweislich der neueren Forschungen in den Ländern zwischen der untern Weichsel und dem Rheine eine fortlaufende Kette von Bernsteinfunden aus Gräbern nachgewiesen wird, welche einen Vertrieb des Bernsteins von der Ostsee mitten durch das Innere Deutschlands beweisen dürften. Endlich hat die ganze Expedition des Pytheas nach den Ostseegestaden (Voigt a. a. O. S. 17 u. folg.) nur dann einen Sinn, wenn sie mit dem Bernsteinbezug in Verbindung gebracht wird. Die Absicht Massilias bei Entsendung des Pytheas war, wie auch Voigt betont, nur Handel und Erwerb, und betraf die beiden dem Alterthume wichtigsten Artikel: Zinn und Bernstein, keineswegs aber wissenschaftliche Forschbegierde, welche bei den Industrie- und Handelsstädten des Alterthums nur Mittel zum Zweck sein konnte. Die Angabe Diodors, „daß der Bernstein von Basilia, wo er allein vorkomme, auf dem Landwege nach Massilia gelangt sei", welche nur eine damals allgemein bekannte Thatsache enthält und daher glaubhaft erscheint, ergiebt sogar, daß damals (30 vor Chr.) der Nordseebernstein noch nicht im Weltverkehre bekannt war, vielmehr erst durch die Soldaten des Germanikus zur Kenntniß der Römer mit Entdeckung des Glessarien kam, und daß Massilia den Nordseebernstein nicht verwerthete, weil es diesen sehr bequem beziehen und nicht so unverständig sein konnte, ihn dann aus dem fernen Osten zu entnehmen.

Daher glauben wir weder der von Humboldt (Kosmos, Stuttgart und Tübingen 1847 II. S. 410 Anm. 31) vertretenen Meinung, daß der Bernstein des Alterthums *nur* von der Nordsee gekommen sei, noch der Ansicht Genthes (a. a. O.) von einer *westlichen* Bernsteinstraße: von der Nordsee aus längs des Rheins nach Italien beistimmen zu können. Seit 320 v. Chr. war der Nordseebernstein nicht im Welthandel und — wie man wohl annehmen kann — auch vorher im Alterthume nicht bekannt, da die bestimmte und mit Plinius Nachrichten somit vereinbare Angabe

Diodors, welcher sonst von ihm etwas hätte wissen müssen, darauf hinweist. —

Aus Vorstehendem ersieht man die große Ausdehnung, Vielseitigkeit und Regsamkeit des Verkehrs seit den frühesten Zeiten, und wenn man sich mit freiem Ueberblicke die gesammte Kulturentwickelung des Alterthums, wie wir sie in kurzen Zügen vorausgeschickt haben, vergegenwärtigt, so wird man schon aus den geschichtlichen Ueberlieferungen die innere Nothwendigkeit einer ausgedehnten Einfuhr südländischer Fabrikate nach dem Norden Europas zugeben und die denselben sich nach Styl, Technik und Ornamentik anschließenden Funde des Nordens zunächst mit jenen alten Handelsbeziehungen in Verbindung bringen. Diesen Momenten gegenüber erscheint aber — wie wir sehen werden — sowohl die Entwickelung einer (so zu sagen) fabrikmäßigen, nach Form und Ausführung mit den Arbeiten der alten Kulturstaaten gleichzeitigen und übereinstimmenden Industrie bei den sog. barbarischen Völkern des Nordens und Westens, als auch die Herkunft dieser Arbeiten aus angeblichen Wanderungen von Völkern des Orients undenkbar.

In den folgenden Abschnitten werden wir daher versuchen, den Anschluß derjenigen Luxusgeräthe, welche nicht in die römische und spätere Zeit fallen, an jene südlichen Arbeiten eines hoch entwickelten Kunstgewerbes zu erörtern, und in diesen Grabdenkmalen Stationen für die Bewegung des alten Handelsverkehrs nach unseren Gegenden aufzufinden.

II. Die aus Münzen, Kauris und bemalten Thongefäßen nachweisbaren Spuren der alten Kulturvölker in den östlichen Provinzen des Preußischen Staates.

Bei der uns gestellten Aufgabe: die weder römischen noch späteren Broncen unserer Gegenden in Verbindung zu bringen mit dem Handel des Alterthums, dessen Ausbreitung wir vorstehend nach schriftlichen Ueberlieferungen und den daraus sich ergebenden Consequenzen bis in den Westen und Norden Europas verfolgt haben, kommt es nunmehr darauf an, jenen Verkehr an Spuren zu knüpfen, welche einen unmittelbaren Anhalt für seine Bewegung darbieten und ihn auf bestimmte Völker oder Länder mit noch größerer Zuverlässigkeit zurückführen, als dies die Lage der heutigen Forschung im Gebiete der metallischen Technik gestattet. Daher

werden wir zunächst diejenigen Fundobjekte aus dem Osten unsers Vaterlandes ins Auge fassen, für welche sowohl ein Spiel des Zufalls, als auch selbst bei den begeistertsten Anhängern einer hochkultivirten Broncekultur germanischer Länder jeder Gedanke an einheimischen Ursprung (sei es auch durch den zur Nachbildung anregenden Einfluß des Südens) auszuschließen sein dürfte, und zu diesem Behufe die Münzen, die Kaurimuscheln und die nach Stoff, Arbeit und Ornamentik als Producte einer bis zur Vollendung entwickelten Keramik wichtigen bemalten Thongefäße betrachten.

A. Die Münzen alter Kulturvölker.

Seit neuerer Zeit liefert die Provinz Posen und zwar vorzugsweise im Bereiche der aus schriftlichen Zeugnissen angenommenen uralten Bernsteinstraße nach dem Süden eine namhafte Anzahl von Münzen altetruskischen, griechischen und römischen Gepräges, welche zwar noch keineswegs auf die Anwesenheit der bezüglichen Völker an den Fundorten schließen lassen, aber einen positiven Anhalt für deren Handelsthätigkeit gewähren.

Charakteristisch ist die Thatsache, daß — soviel bekannt — die in den Provinzen Posen und Preußen nicht selten vorkommenden römischen Münzen nicht über die Zeit vor Christi Geburt zurückreichen.

Die Reihe dieser hier nachgewiesenen Münzen beginnt erst mit dem Kaiser Augustus (29 vor Chr. bis 14 nach Chr.) und reicht bis Theodosius (378—395 n. Chr.). Dadurch bestätigt sich die schon aus den internationalen Beziehungen zwischen dem Norden und Süden sowie dem Conflicte der Nordvölker mit Rom erklärliche Unterbrechung des italischen Handelsverkehrs nach den nördlichen Ländern seit dem zweiten Jahrhundert v. Chr., welcher erst wieder angeknüpft werden konnte, als die Zeiten sich ruhiger gestaltet hatten und Roms Alleinherrschaft fremde Concurrenzen beseitigte. Die oben (S. 102) erörterte Expedition des römischen Ritters unter Nero (54—55 n. Chr.) gewinnt damit eine weitere thatsächliche Unterlage, und wenn auch das häufige Auftreten römischer Münzen seit Vespasian (69—79) und ihr besonders zahlreiches Vorkommen im zweiten Jahrhundert nach Chr. (namentlich unter den Antoninen) mit Rücksicht auf den bei allen Funden eine Hauptrolle spielenden Zufall an sich noch nicht einen seit Nero aufblühenden Handelsverkehr ergiebt, so läßt doch die darauf bezügliche Angabe des Plinius (hist. nat. XXXVII, 3) wohl keinen Zweifel mehr darüber, daß sich erst nach Nero ein lebhafter Handelsverkehr der Römer nach den Ostseeküsten entwickelte, welcher mit dem zweiten Jahrhundert nach Chr. auf den Höhepunkt seiner Blüthe gelangte.

Während sonach aus den Zeiten vor Christi Geburt alle an Münzfunde sich knüpfenden Spuren römischen Handels nach unsern Gegenden fehlen, begegnen wir hier altetruskischen bezw. griechischen Münzen der früheren Jahrhunderte.

1. Ein in dieser Hinsicht wohl bedeutungsvoller Fund stammt aus Wapno (zwischen Wongrowitz und Exin im Regierungsbezirke Bromberg). Hier fanden sich in einer ungebrannten (nur an der Luft getrockneten) und aus freier Hand geformten rohen Graburne unter verbrannten Menschenknochen und Asche sog. Bracteaten (bloß auf einer Seite geprägte Münzen) aus dünnem Goldblech. Auf der geprägten Seite befindet sich in roher Zeichnung eine Reiterfigur mit fliegenden Haaren auf einem (anscheinend lahmen) Pferde, sowie ein kreuzähnliches Zeichen an den Haaren des Reiters und eine Umschrift in etruskischen Schriftzeichen. Die Münze ist auf Taf. III. Fig. 1 abgebildet und enthält, von der Reiterfigur aus gesehen und von rechts aus gelesen, folgende Buchstaben des etrurischen Alphabets:

1. Buchstabe = S.
2. " = P.
3. " = B.
4. " = P.
5. " = N.

Aus dem phönikischen Alphabet gleicht nur der fünfte dem G und aus dem altgriechischen nur der dritte dem B und der fünfte dem G.

Das Zeichen an den Haaren des Reiters entspricht dem etruskischen Th und dem phönikischen T (tau). Als liegendes Kreuz betrachtet kommt es auf etruskischen Spiegeln, Vasen von Caere und etruskischen Münzen von Populonia vor.

Nach einer Mittheilung des Herrn Baurath Crüger hat Herr Professor Müllenhof die Inschrift des Bracteaten, welcher sich im Berliner Museum unter No. 5690 befindet, in der Zeitschrift für deutsches Alterthum pro 1874 für Runen und da Zeichen am Haare des Reiters für das gothische crux anthatae (th englisch gesprochen) erklärt. Da nun bekanntlich ein Grab nie älter sein kann, als die in ihm befindlichen Münzen, so müßte, wenn unsere Münze wegen ihrer Inschriften ein gothischer Bracteat mit Runen wäre, auch das Grab mit seinen Urnen in eine Zeit fallen, als die Runen bereits im öffentlichen Verkehre und schon so allgemein bekannt waren, daß man sie auf die Münzen setzte. Der allgemeine Gebrauch der gothischen Runenschrift, welche lange Geheimschrift der Fürsten, Edlen u. s. w. blieb (vgl. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache Leipzig 1868 S. 109—112), wird wohl erst in die Jahrhunderte nach Christi Geburt

(bis zu der um Mitte des vierten Jahrhunderts erfolgten Umgestaltung der Schrift durch Ulfilas) zu setzen sein, so daß also das Grab und auch die Todtenurne von Wapno, welche den Bracteaten enthielt, dieser Zeit angehören müßte (vgl. No. 6). Dies ist aber betreffs der Urne eine Unmöglichkeit. Sie kann nur aus einer viele Jahrhunderte früheren Periode stammen, wie sich bei näherer Betrachtung des ganzen Fundgebiets ergeben dürfte. Nach den Fundangaben Crügers war die Urne noch nicht einmal gebrannt (also an der Luft getrocknet), ganz roh, aus freier Hand geformt und kennzeichnet die Uranfänge der Töpferei. Sie steht hinter den in der nämlichen Gegend nachgewiesenen theils auch noch rohen und gebrannten, mit Linearverzierungen versehenen, theils schon eine höhere Technik bekundenden, durch Mäanderornamente oder Figuren verzierten Gefäßen so wesentlich zurück, daß Jahrhunderte zwischen ihr und den letzteren liegen müssen. Sie steht sogar hinter solchen Urnen zurück, welche noch Steingeräth enthielten. Eine Reihe der am Besten ausgeführten Gefäße schließt sich erst den archaistischen Formen des gräko-italischen Styls an. Diese Formen, welche zur Zeit der römischen Kaiser bis auf wenige Reste und Nachklänge aus der römischen Töpferei verschwunden waren, können aber durch den römischen Verkehr nicht mehr den hiesigen Gegenden mitgetheilt sein (Lindenschmit a. a. O. Band III. Beilage zu Heft I, Taf. I.), und weisen also, da ein Zurückgehen in der Technik bis auf die Uranfänge der Gefäßbildnerei und zu nicht einmal gebrannten Urnen in den Jahrhunderten nach Chr. Geb. kaum denkbar ist, auch nirgends auftritt, auf vorrömischen Einfluß. Lange vor jenen besseren Gefäßen ist aber die Todtenurne aus Wapno gefertigt.

Herr Baurath Crüger, welcher die Güte hatte, uns die auf die Münze bezüglichen Angaben mitzutheilen, hebt hervor, daß auch nach der großen französischen Encyclopädie (Diderot, P, VIII.: caractères et alphabets de langues mortes et vivantes) die Umschrift der Münze zweifellos etruskisch sei, erachtet das hinter den Haaren des Reiters stehende Kreuz für das Münzzeichen des alten Damaskus, und schon deshalb die Erklärung des Herrn Müllenhof für nicht zutreffend.

Jedenfalls glauben wir daher mit aller Achtung vor den Ansichten des letzteren unsere Münze auf die alten Handelsverbindungen mit den südlichen Kulturstaaten in den Jahrhunderten vor Chr. Geb. zurückführen zu müssen.

2. Eine im östlichen Theile des Regierungsbezirks Posen gefundene, auf der einen Seite mit dem gorgoneion gestempelten, auf der anderen nur mit dem eingeschlagenen Quadrate versehene Silbermünze, entspricht sowohl den etruskischen Münzen von Populonia (seit 550 vor Chr. ge-

schlagen), als den damals in Griechenland gangbaren altattischen Didrachmen nach solonischem Fuße, und weist auf etruskischen oder griechischen Handelsverkehr seit Mitte des sechsten Jahrhunderts v. Chr. hin.

3. Eine weitere Anzahl griechischer Goldmünzen ist im Posenschen, sowie bei Gnesen (Regierungsbezirk Bromberg) gefunden.

4. Außerdem sind noch als griechische Münzen die Funde bei Nakel (Regierungsbezirk Bromberg, Crüger a. a. O. S. 48,2) und aus dem fünften bis vierten Jahrhundert v. Chr. die von Schubin (Regierungsbezirk Bromberg, Correspondenzblatt der deutsch. Gesellsch. f. Anthropologie u. s. w. 1874 S. 34) bezeichnet.

5. Als frühere Funde sind noch aus dem Netzedistricte griechische Münzen, welche man in die Zeit vor 450 v. Chr. setzt, von Bedeutung (Abh. d. Berlin. Akademie d. Wissensch. 1833 S. 181—224).

6. Endlich wollen wir noch eine roh geprägte Silbermünze von zweifelhafter Herkunft, welche bei Lobsens (Regierungsbezirk Bromberg) gefunden ist, erwähnen (vgl. Taf. III. Fig. 8).

Dieselbe zeigt auf der einen Seite eine unproportionirte Figur, mit Punkten umgeben, auf der andern einen roh gezeichneten Kopf. Herr Baurath Crüger hält dieselbe für die Nachbildung einer Tetradrachme von der Insel Thasos auf Grund einer Stelle in Rasche's Lexikon, Tom. V. P. 1, S. 1004[5]) und bemerkt dazu: „Diese Münze zeigt anstatt der auf den echten Münzen von Thasos vorhandenen griechischen Umschrift die barbarische Nachahmung mit Punkten und das gräßlich entstellte Portrait des Herkules, Beschützers von Thasos."

Hiernach würden wir es mit einer Münze aus den Zeiten nach Chr. Geb. zu thun haben, und ist diese Erklärung nicht unwahrscheinlich weil die ersten Prägeversuche der fränkisch-alamannischen Periode sich an römische Vorbilder hielten (vgl. Lindenschmit, Alterth. d. heidn. Vorzeit Band I. Heft 1 Taf. 8 Fig. 1). Danach fallen also die gothischen Münzen mit Runen, denen die punktirten Nachahmungen der Umschrift voraufgingen, erst in die der Völkerwanderungszeit folgenden Perioden (vgl. S. 106 sub 1).

---

[5]) Diese Stelle lautet: Itaque non decet, rudos illos, utut ΘΑΣΙΩΝ numina nomenque simulantes, iis insularibus imputare. Quibus igitur? Haud dubie incultis gentibus, quae serius Dacia, Macedonia, Thracia potitae, cum ipsis ingenium non esset excogitandis numis, quos singulis diebus frequentes in terris occupatis inveniebant, imitabantur ut poterant. Haec miseri artificii causa, haec inscriptionum, quarum litterae turbatae, informes, aliquando fere punctis tantum consistunt.

Wenn man erwägt, daß die meisten Funde aus edlen Metallen sofort an Händler gelangen und bezw. in den Schmelztiegel wandern, so erscheint die Zahl der bisher aufgefundenen und erhaltenen Münzen immerhin bedeutend genug, um die Thatsache des bis in die Gegend der untern Weichsel, Warthe und Netze ausgedehnten alten Handelsverkehrs der Etrusker und Griechen außer Zweifel zu stellen.

Bekanntlich nahmen die Römer in Italien seit 270 und in Griechenland seit 145 v. Chr. das ausschließliche Münzrecht für sich in Anspruch, und setzten alle übrigen Münzen außer Cours. Daher können wohl die etruriſchen und griechischen Münzen nur vor dieser Zeit an ihre bezüglichen Fundstätten im Wege des Handels gelangt sein, welcher somit schon mit Geldverkehr verbunden war und in dieser Verbindung ausweislich der Münzen noch um Jahrhunderte zurückreicht. Da aber naturgemäß ein solcher Handel nur das Resultat eines langen und stetigen ausschließlichen Tauschverkehrs sein konnte, so hat man den Beginn des Handels zwischen dem Süden und dem Norden überhaupt noch um weitere Jahrhunderte zurückzusetzen und gelangt somit für denselben in die Zeiten der Blüthe Phönikiens. In dieser Hinsicht kommt aber noch ein vor Einführung metallischen Geldes oder bezw. neben demselben in den ältesten Zeiten das Geld vertretender Werthmesser, welcher bis zu den Ostseeländern gelangte, in Betracht, und zwar die (S. 31, 32 erwähnte) Kaurimuschel.

B. Die Kauriſchnecke (cypraea moneta).

Diese ausschließlich in den ostindischen Gewässern vorkommende, noch jetzt unter dem Namen Kauri an den benachbarten Küsten und bis ins Innere Afrikas das Geld ersetzende Conchylie ist in den letzten Jahren im Ostseegebiete mehrfach in oder bei Graburnen, welche nach ihrer Technik zu den ältesten Spuren menschlicher Thätigkeit gehören, aufgefunden, wie z. B. an einer Gesichtsurne zu Stangenwalde (Regierungsbezirk Danzig), zu Darsow (Kreis Stolpe in Pommern, Regierungsbezirk Köslin) in einem Grabe, das als Beigaben nur irdenes Geschirr und 27 Stück zum Schmuck hergerichteter und aufgereihter Kauris enthielt, und in einer Gesichtsurne zwischen Köslin und Stolpe.

Alle diese Muscheln können nur im Wege des Handelsverkehrs aus Kleinasien und von den Küsten des schwarzen Meeres in die hiesigen Gegenden gekommen sein, und deuten, da sie schon in Gräbern ohne metallische Beigaben vorkommen, auf eine dem Gebrauche der Metallwaaren vorangehende Periode, welche einen ausschließlichen Verkehr Phönikiens in den

frühsten Zeiten seines commerciellen Aufschwungs mehr als wahrscheinlich machen.

Die geringe Zahl der bisher aus Gräbern nachgewiesenen Kauris erklärt sich dadurch, daß man erst in neuerer Zeit begonnen hat, auch das geringste Fundobject zu beachten. Die Muschel selbst aber ist für unsere Gegenden so charakteristisch, daß die dadurch gesicherten Thatsachen desto größeres Gewicht erlangen.

Eines andern, angeblich als Werthmesser und Ersatzmittel des Geldes in den frühesten Zeiten des Handelsverkehrs gangbaren Tauschmittels: der metallenen Armringe (überhaupt oder einzelner Arten derselben) wollen wir hier nur erwähnen. Ueber diese schon mehrfach angeregte Frage vgl. Fr. v. Kiß: Die Zahl- und Schmuckringelder.

C. Etrurische Inschriften.

Unter den mit Inschriften versehenen Fundobjecten heben wir einen Broncekelt hervor, welcher bei Schneidemühl gefunden und auf Tafel III. Fig. 2 abgebildet ist. Derselbe enthält, wenn man die Schrift horizontal (die Spitze und den Henkel nach oben gekehrt) von rechts nach links liest, die etrurischen Buchstaben: P, R, L, B, L, und dürfte den altetrurischen Ursprung der Schrift außer Zweifel stellen.

D. Bemalte archaistische Thongefäße.

Endlich kommt hier in Betracht eine Reihe bemalter archaistischer Thongefäße, welche seit neuester Zeit an mehreren Punkten in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz auftauchen. Dieselben sind beschrieben und abgebildet bezw. aufgeführt in Lindenschmit: Alterthümer der heidnischen Vorzeit, Mainz, Band III. Heft 5 Taf. 1 und Beilageheft zu Taf. 1; v. Sacken: das Grabfeld zu Hallstatt, Wien; Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1875, S. 11 und 12, 35—39; Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift, Breslau, 1871; und Band II. Heft 4).

Solche archaistischen Gefäße sind bisher nachgewiesen:

A. in den Preußischen Provinzen

a) Posen: aus den Todtenfeldern von Nadziewo bei Schroda und von der Domaine Zaborowo oder Unterwalden am Primenter See bei Pirment;

b) Schlesien: aus Gräbern: zu Pagelau im Kreise Trebnitz, Neumarkt, Wohlau, Massel, Glogau, Beichau, Leschwitz bei Parchwitz.[6])

Gemeinsam allen diesen Gefäßen aus Posen und Schlesien, obwohl sie sich durch Form, Größe und Ornamentik im Einzelnen von einander unterscheiden, ist, daß farbige Zeichen (rothbraune und schwärzliche Verzierungen auf hellem Grunde) aufgetragen sind und daß der weißliche Thon sich durch seine helle Farbe sowie seine feine Qualität sehr bestimmt von dem gewöhnlichen Material der sonst in den alten Grabfeldern vorkommenden (hier fabricirten) graugelben, blaßrothen und schwärzlichen Gefäßen unterscheidet. Von letzteren weichen die bemalten Thongefäße außerdem noch durch ihre zierliche und saubere Arbeit und Ausführung ab. Die ihnen eigenthümliche Zusammenstellung der Farben (braunrothe oder schwarzbraune Zeichnung auf lichtgraugelbem oder weißlichem Grunde) kommt in ähnlicher Weise auf altgriechischen und altetruskischen Gefäßen vor, und auch die Ornamentik symbolischer Zeichen nähert sie den Arbeiten der südlichen Keramik.

An Ornamenten finden sich auf einer Anzahl der bemalten Gefäße Posens und Schlesiens:

a) Das Bild der Sonne (ganz oder theilweise mit Strahlen umgeben), und das Dreieck.

Das Gefäß aus Leschwitz (Schale) hat am Bauche mehrfach ein rothes, scheibenförmiges Bild der Sonne mit schwarzbraunem Centrum und ebenso gefärbten kurzen Strahlen, während dazwischen braunrothe mehrfach zusammengesetzte Dreiecke angebracht sind. Eine in dieser Hinsicht bemerkenswerthe Uebereinstimmung zeigt ein topfartiges Gefäß aus der Umgegend von Glogau. Die Malerei des letzteren besteht hauptsächlich aus schwarzbraunen Linien auf gelblichem Grunde, innerhalb welcher sich Dreiecke mit nach unten gerichteten Spitzen befinden, zeigt zwischen den Dreiecken mehrmals die rothe Scheibe der Sonne mit schwarzbraunem Strahlenkranz, und bildet einen Gürtel um den oberen Theil des Bauches.

Eine Urne von Neumarkt (Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift Band II. Heft 4) zeigt gleichfalls Dreiecke und dazwischen mehrmals eine rothe Sonnenscheibe, bei welcher jedoch Strahlen nur von dem oberen

---

[6]) Auch in Gräbern des Rittergutes Jakobsdorf bei Winzig sind bemalte Thongefäße neben gewöhnlichen Urnen, Steinwaffen und Steingeräthen gefunden; doch liegt eine genaue Beschreibung derselben nicht vor.

Theile der letzteren auslaufen, während das Uebrige (etwa $^2/_5$ der Peripherie) mit einem Kranze von braunen Punkten umgeben ist.

Uebereinstimmend mit dieser Urne enthält das Gräberfeld von Zaborowo an drei verschiedenen Stellen des resp. Gefäßes das Bild der Sonne als rothe, runde Scheibe mit braunem Saume, an welchen sich nach oben Strahlen anschließen, während ihn im Uebrigen ein Kranz von braunen Punkten umgiebt. Dazwischen befinden sich ähnliche lineare und Dreiecksfiguren, wie auf der Urne von Neumarkt. Die Linien und Punkte sind schwärzlich-braun auf lichtgelbem Grunde.

b) Ein dem griechischen Buchstaben Ypsilon (Y) oder dem hebräischen Ajin ähnliches Zeichen (Taf. I. Fig. 10) welches nach Crüger (vgl. S. 50, 51) dem Städtemonogramm von Argos entspricht und sowohl auf den dänischen Rasirmessern (mit sog. Schiffsverzierung), als auch (vgl. S. 51 und Corresp.-Blatt der deutsch. Gesellsch. f. Anthropologie u. s. w. 1875 S. 37) auf den bemalten Gefäßen aus Zaborowo und Schlesien vorkommt. Auch hat es eine gewisse Aehnlichkeit mit dem sog. Triquetrum, welches ursprünglich ein aus drei Hörnern (Halbmonden) gebildetes Dreieck war, aber in verschiedenster Aus- und Umbildung sowohl auf den ältesten kleinasiatischen, griechischen und sicilischen Münzen sowie auf den etruskischen und römischen Goldarbeiten, als auch auf Broncen und Münzen nördlich der Alpen vorkommt (vgl. Lindenschmit a. a. O. Band III. Heft 1 Beil. S. 23, 24). Doch fehlt dem auf Tafel I. Fig. 10 abgebildeten und — soweit sich dies aus den Beschreibungen entnehmen läßt — auch dem auf den Gefäßen aus Zaborowo und Schlesien enthaltenen Zeichen der eigentliche, dem Triquetrum eigenthümliche Dreieckskörper.

Auf einem der erwähnten dänischen Messer steht das betreffende Zeichen in einer Ecke, während die andere das Sonnenbild mit einem Strahlenkranze zeigt.

In dieser Verbindung mit der Sonnenscheibe zeigen es auch die in Rede stehenden Thongefäße, nur sind die beiden Bilder auf den schlesischen Gefäßen getrennt von einander angebracht, während es bei dem aus Zaborowo im Innern jeder Sonnenscheibe mit schwarzbrauner Farbe aufgemalt ist.

Bei den Gefäßen fanden sich zu Pagelau noch Broncegefäße von etruskischem Styl, die Fibelform etruskischer Gräber (vgl. Abschnitt III. No. 24) und zu Zaborowo sauber gearbeitete Broncegeräthe (Pinzetten, Kettengehänge, Ringe, Nadeln u. s. w.), und sehr correct ausgeführte Eisenarbeiten (Geräthe und Instrumente). Bei einigen der Todtenurnen aus Zaborowo war um den Rand des Deckels, welcher innerhalb des

flach ausgelegten Urnenrandes auflag, ein Ring von Metall (offen aus Eisen und durch übereinandergreifende Haken zu schließen, sowie geschlossen aus Bronce) angebracht, und diese von Virchow (dem man die Kenntniß dieser hochwichtigen Funde verdankt) hervorgehobene Eigenthümlichkeit dürfte darauf hindeuten, daß Urne und Ring aus einer und derselben Werkstätte sowie aus der nämlichen Zeit stammen.

c) In der Provinz Hannover ist aus einem Grabe zu Frehlsdorf bei Stade eine Vase (schalenförmiger Kalix) mit horizontal angesetzten Henkeln und einer Bemalung und Ornamentirung aus schwarzer und weißer Farbe auf ockergelbem Grunde nebst einer Bronce-Pincette nachgewiesen (Krause Schr. d. Geschichts- und Alterthums-Vereins zu Stade II. 1864).

B. **Aus der bairischen Rheinpfalz** (Rodenbach bei Kaiserslautern) stammt der sog. Kantharos von feinstem rothgelbem und gut gebranntem Thon, mit schwarzer, grauer und röthlicher Malerei und einer Verzierung wechselnder Muster. Derselbe ist bei Lindenschmit (a. a. O. Band III. Heft 5 Taf. 1) genau beschrieben und abgebildet.

C. **In Oesterreich** enthält das Grabfeld zu Hallstatt (E. v. Sacken, Grabfeld zu Hallstatt S. 109 und Taf. 26 Fig. 3) ein Thongefäß, welches durch sein feines Material und seine Malerei hoch über den übrigen Gefäßen desselben Grabfeldes steht. Unter den letzteren kommen indessen auch, ebenso wie in Gräbern von Niederösterreich, Baiern, der Schweiz, Baden und Württemberg Urnen, Schüsseln und Schalen mit in Schwarz, Weiß und Roth aufgemalten Mäander-, Ring- und Würfelmustern vor (vgl. v. Sacken, Grabfeld von Hallstatt. Taf. 26; und v. Sacken, Ansiedlungen und Funde aus heidnischer Zeit in Niederösterreich S. 26).

D. **In Baiern** auf der Roseninsel im Würm- (oder Starnberger) See, sowie in dem Pfahlbau bei dieser Insel (südwestlich von München) ist eine Anzahl bemalter Thongefäße, welche Lindenschmit (a. a. O. Band III. Heft 5 Beilage zu Taf. I. S. 5 und 6) beschreibt und bespricht, gefunden.

E. **In der Schweiz** auf der Kuppe des Uetliberges bei Zürich (a. a. O.) kommen ebenfalls bemalte archaistische Thongefäße vor.

Bei der Frage nach dem Ursprunge aller dieser Gefäße unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß wir es hier mit den Erzeugnissen einer hochentwickelten Keramik zu thun haben, welche nach jeder Richtung hin

von der im nördlichen Deutschland vor Christi Geburt anzunehmenden einheimischen Gefäßbildnerei abweichen.

Schon Crüger (Alterthümer des Regierungsbezirks Bromberg S. 14—17) hebt einen von ihm beobachteten Gegensatz zwischen roh aus freier Hand geformten, gar nicht oder schlecht gebrannten, und schon technisch besseren bezw. mehr künstlerisch gearbeiteten und verzierten Graburnen hervor, wenngleich er in Ermangelung weiterer Beglaubigung, wie solche in den bemalten Gefäßen erscheint, noch nicht die Möglichkeit einer Einfuhr der immerhin schwer transportablen Thongefäße aus dem fernen Auslande ins Auge faßt. Allein die in größeren Mengen und an den verschiedensten Punkten der diesseitigen Alpenländer auftretenden Funde bemalter Thongefäße stehen nicht nur durch die Feinheit ihres Materials, die vollendete Zierlichkeit ihrer Ausführung und ihre geschmackvolle Profilirung, sondern auch mit Rücksicht auf die Form und Farbenwahl der aufgemahlten Verzierungen so hoch über den sonst überall in Deutschland, Oesterreich, der Schweiz u. s. w. auftretenden, nach Stoff, Technik und Verzierung rohen, aus der Hand geformten und gar nicht bezw. schlecht gebrannten einheimischen Graburnen, daß an eine Verfertigung beider Kategorien durch ein und dieselbe Bevölkerung gar nicht zu denken ist. Schon der Umstand, daß im Grabfelde zu Hallstatt nur ein einziges Gefäß auftritt, welches nach Stoff und Ausführung den bemalten Gefäßen aus Posen und Schlesien, sowie den Bechern von Frehlsdorf und Rodenbach an die Seite gestellt werden kann, während die übrigen Gefäße des Hallstatter Grabfeldes in jeder Hinsicht tief unter den letzteren stehen, beweist, wie wenig die Bewohner Oberösterreichs trotz ihrer Nachbarschaft und ihres unausgesetzten unmittelbaren Verkehrs mit den südlichen Kulturvölkern im Laufe der Jahrhunderte es zu deren technischer Ausbildung in der Keramik zu bringen vermochten. Um so weniger konnten daher die dem südlichen Einflusse in weit geringerem Grade ausgesetzten nördlichen Völker in der Lage sein, sich zu einer so hohen Kunstfertigkeit aufzuschwingen. Auch wird die im Uebrigen nicht mehr stichhaltige Annahme einer hochkultivirten Urbevölkerung des nördlichen Deutschlands in Bezug auf die Keramik noch dadurch ausgeschlossen, daß sich die der Landesbevölkerung zugeschriebenen Metallarbeiten fast ausschließlich in ganz roh gearbeiteten und grob verzierten Graburnen finden.

Daher deuten die vollendeten bemalten Gefäße entschieden auf südlichen Ursprung hin und bestätigen die Angabe Strabo's (III.): „daß schon in sehr früher Zeit irdenes Geschirr vom Mittelmeere sogar bis nach Brittannien gelangte, wo es zugleich mit Metallarbeiten und Salz den hauptsächlichsten Tauschartikel gegen das Zinn bildete." Damit fällt aber

der Haupteinwand gegen die Einfuhr südlicher Thonwaaren bis in den fernsten Norden, zumal derselbe nur die Schwierigkeit betrifft, so zerbrechliche Waaren auf den schlechten Wegen weithin zu verführen.

An römischen und spätern Ursprung oder Einfluß ist aber bei den in Rede stehenden bemalten Thongefäßen auch nicht zu denken, da diese nichts mit denen seit der römischen Kaiserzeit gemeinsam haben. Nicht einmal die dem archaistischen Style sich anlehnenden Formen der Grabgefäße können — wie Lindenschmit nachweist — von Rom aus, seitdem dasselbe seine Herrschaft über die Alpen ausdehnte, dem Norden mitgetheilt sein, da sie zu jener Zeit bis auf vereinzelte Ueberreste und Nachklänge aus der römischen Töpferei verschwunden waren und auch später nicht wiederkehrten.

Während sonach eine Mittheilung südlicher Gewerbeproducte durch den Handelsverkehr, dessen Beginn und Verbreitung also nicht erst seit Ausdehnung der römischen Herrschaft über die Alpen datiren kann, wohl zweifellos ist, ergeben sich gerade aus der Einfuhr jener bemalten Thongefäße zwei wichtige Momente für unsere älteste Kulturgeschichte.

Einerseits muß schon Jahrhunderte vor dem Auftreten der Römer auf germanischem Boden der Handelsverkehr des Südens mit dem Norden so umfangreich gewesen sein, daß es möglich wurde, dieser Art Töpferwaaren als Luxusartikel Eingang zu verschaffen. Sodann macht die Ausführbarkeit des Transports so zerbrechlicher Waaren auch auf größeren Strecken zu Lande — wenn auch unter theilweiser Benutzung der Wasserstraßen — die frühere Annahme einer nur auf dem Seewege stattgefundenen Vermittelung des Handels im Alterthum überflüssig, und auch den somit weit schwierigeren Seeweg der alten Phönikier nach den Ostseegestaden und nach England (vgl. S. 77) unwahrscheinlich. Vielmehr gewinnt die Angabe des Plinius (hist. nat. XXXIV, 16): „daß in alten Zeiten das Zinn von den Inseln des atlantischen Oceans auf Schiffen, welche aus Reisern geflochten und mit Leder umnäht wären, verführt wurde", (obwohl er dies selbst bezweifelt) Bedeutung und Erklärung, wenn man sie mit der Nachricht des Timäus (l. c. IV, 16): „daß die Einwohner Britanniens auf diesen geflochtenen und mit Leder umnähten Schiffen sechstägige Seefahrten machten und das Zinn (welches Timäus weißes Blei nennt) selbst von einer der britischen Inseln holten und brachten", in Verbindung bringt, und also auch auf den Transport des Zinns über den Kanal bis zu den Küsten Frankreichs bezieht, von wo dasselbe zu Lande weiter ging.

Der Verkehr zwischen den Küsten Englands und Frankreichs wird von den alten Schriftstellern mehrfach bekundet, und seine Vermittelung

auf jenen leichten Fahrzeugen kann — namentlich bei ruhiger See — nicht bezweifelt werden, wenn man die nicht viel solideren heutigen Fischerbarken in Betracht zieht. Cäsar (bell. Gall. III. 12, 13) fand bei den Venetern (in der Bretagne) Flachschiffe, welche aus Kernholz mit hohem Vorder- und Hinterdeck gezimmert waren und daher die Gewalt der Fluthen und Stürme aushielten, was den römischen Schiffen unmöglich war. Diese und die weiteren Angaben Cäsars (a. a. O.) beweisen einen schon sehr alten Seeverkehr zwischen den nordfranzösischen und brittischen Küstenbewohnern, der selbstverständlich in seinen Anfängen auf viel einfacheren und primitiveren Fahrzeugen stattfand. Mit Hülfe desselben, welcher nur Handelsvermittelung und Waarenaustausch zum Zwecke haben konnte, kam das Zinn von England an die Nordküsten Frankreichs und konnte dann von Volk zu Volk bis nach Spanien an die Phönikier gelangen, ohne daß diese auf die gefährliche, langwierige und völlig überflüssige Seefahrt durch den atlantischen Ocean in die nördlichen Gewässer Mühe, Geld und Zeit zu verschwenden brauchten, und dies auch als verständige und praktische Geschäftsleute, denen das time is money sicherlich ebensoviel als der heutigen Industrie galt, (S. 103) gewiß nicht thaten, weil sie es nicht nöthig hatten und in Spanien wohl nicht theurer eintauschten als in Britannien.

Die Massalioten dagegen mußten in den europäischen Zinn- und Bernsteinhandel, welcher sich bisher in den Händen der Phönikier bezw. Etrusker und Griechen befand, erst eintreten, eine Concurrenz mit den letztgenannten und den jenen einheimischen Bevölkerungen bekannten Nationen eröffnen, und zu diesem Behufe an Ort und Stelle Beziehungen anknüpfen. In diesem Sinne war die Expedition des Pytheas nothwendig, während Massilia später, wie gesagt, Bernstein und Zinn ebenfalls auf dem Landwege bezog.

Andrerseits kennzeichnet der Bezug und die Werthschätzung jener bemalten künstlerischen Thonwaaren, welche Luxusartikel im eigentlichen Sinne — wie keine anderen Geräthe — waren, bereits einen ausgebildeten Sinn für das Schöne und für den feineren Comfort des Lebens. Dadurch gewinnen wir aber für die nordischen Völker der Ostseeküsten, auch ohne sie mit den Fertigkeiten höchster industrieller Technik auszustatten, bereits in den Jahrhunderten v. Chr. Geb. eine weit höhere Bildungsstufe, als man sie nach den (von Mommsen betreffs der Kimbern und Teutonen zum Theil schon verworfenen) sinnlosen Fabeln feindlicher Schriftsteller anzunehmen geneigt war.

Mit dieser Klärung frühster Zustände gelangen wir aber zu weiteren Resultaten. Einmal führen wir die Hyperboräer des Herodot (S. 28,

72, 73) aus dem Reiche der Dichtung in das Gebiet beglaubigter Geschichte über. Sodann können wir auf Grund wiederum beglaubigter thatsächlicher Anführungen gewissenhafter und weit über die Grenzen ihrer Heimath hinaus auch mit fremden Zuständen bekannter Schriftsteller, welche von Conflicten der nordischen Völker und großen Massenbewegungen barbarischer Nationen nichts wissen, die ältesten bekannten Bewohner unserer Gegenden: die Guttonen des Pytheas (S. 21, 22) über 320 v. Chr. zurück als Germanen verfolgen, und müssen deren Einwanderung nach Deutschland, soweit solche durch linguistische Beläge nachweisbar sein sollte, noch um viele Jahrhunderte in eine wirklich prähistorische Urzeit zurückverlegen.

Unter diesen Umständen mußte der Verkehr des Südens und die Einfuhr seiner Erzeugnisse nach dem Norden schon seit Jahrhunderten vor den Conflicten des letzteren mit den römischen Waffen eine Ausdehnung, Innigkeit und Vielseitigkeit erlangt haben, welche seine Fortdauer unter den welterschütternden Kämpfen im Süden und über diese hinaus erklärlich macht.

Mit Rücksicht auf den Ursprung der in Posen und Schlesien nachgewiesenen bemalten Thongefäße, welche im Einzelnen und bezw. ornamentalisch von einander abweichen, ist im Hinblick auf die Annahme Crügers, welcher in dem Y-Zeichen das Städtemonogramm von Argos erkennt, zu erwägen, daß die vorgenannten Funde zwar eine den verschiedenen Kulturstaaten des Alterthums gemeinsame Technik und Ornamentik kennzeichnet, indem sich ein Sonnenornament auch auf etruskischen Erzgefäßen des Grabfeldes von Hallstatt (v. Sacken a. a. O. Taf. XXIV.) findet, daß sie aber weder aus der nämlichen Fabrik, noch aus der nämlichen Zeit nothwendigerweise stammen müssen.

Es ist hinreichend nachgewiesen, daß in dem Handel Nordeuropas mit dem Süden die Waaren nicht in großen Mengen binnen kurzer Zeit, sondern bei lange fortgesetztem Verkehre durch stetige Einführung von immer nur kleinen Quantitäten bis in unsere Gegenden gelangen konnten. Diese Einfuhrartikel wurden dann natürlich wegen der Schwierigkeit, sie schnell durch neue zu ersetzen oder überhaupt zu erlangen, als Kostbarkeiten geschätzt, vererbten sich womöglich von Geschlecht zu Geschlecht fort und wurden auch den Todten aus Pietät mit ins Grab gegeben.

Man könnte daher, ohne in das Reich der Phantasie zu streifen, die mit dem Y-Zeichen versehenen bemalten Gefäße aus Posen und Schlesien auf Argos, und die anderen auf das übrige Griechenland und auf Etrurien u. s. w. zurückführen.

Nachdem wir in diesem Abschnitte den bis in die phönikische Kulturperiode hinaufreichenden Handelsverkehr der Mittelmeerstaaten bis in das Gebiet der Ostsee thatsächlich nachgewiesen und für die an jenem Verkehre betheiligten Nationen zuverlässige Anhaltspunkte gegeben zu haben glauben, gehen wir nunmehr zu den einzelnen vorrömischen Metallfunden über, welche auf jene Völker nach Styl, Technik und Ornamentik hinweisen.

III. Vorrömische Broncen aus dem Gebiete der Ostsee, der untern Weichsel und der Netze, und ihre Stellung zu den Metallarbeiten der alten Kulturstaaten.

Die im Gebiete der Ostsee, untern Weichsel und Netze aufgefundenen und meist aus Gräbern stammenden zahlreichen Broncearbeiten, welche sich als Erzeugnisse eines hoch entwickelten Kunstgewerbes und weder als römische noch spätere Fabrikate kennzeichnen, werden bisher nur in vereinzelten Fällen der allgemeinen wissenschaftlichen Forschung durch Veröffentlichung genauer Beschreibungen und Abbildungen zugänglich. Es ist Dies umsomehr zu bedauern, als die für das Studium der Kulturgeschichte eines jeden Landes oder Landestheils unentbehrliche vergleichende Archäologie der umfangreichsten Mittheilung aller jener Funde bedarf, um ihr Beweismaterial zu sammeln und den Kreis ihrer Erkenntniß zu erweitern. Daher haben wir, soweit bei dem kurzen Bestande unseres Vereins die erforderlichen Unterlagen zu beschaffen waren, nachstehend versucht, eine Reihe der aus den Eingangs genannten Gegenden stammenden Broncefunde, welche uns theils in den Originalen, theils in genauen Beschreibungen und Zeichnungen zugänglich waren, zusammenzustellen sowie durch möglichst getreue Abbildungen zu veranschaulichen. Wir haben hierbei auch die Broncen des Flother Fundes, welche auf S. 47—58 beschrieben und auf Taf. I. und II. abgebildet sind, in den Kreis der Darstellung gezogen, da wir auch diese Fundstücke nach ihrer Herkunft auf den Handel des Alterthums zurückführen zu müssen glaubten.

Von einer Zusammenstellung und eingehenden Erörterung der Waffen, Schneidwaaren und Werkzeuge mußten wir zur Zeit noch Abstand nehmen, weil uns ein umfassendes Material für vergleichende Studien nicht vorlag. Daher haben wir uns vorzugsweise auf die Gegenstände der

Kleidung und des Schmucks, sowie auf die Gefäße beschränkt, für welche uns die Beziehungen zu den alten Kulturstaaten des Südens und deren Handel nach dem Norden in bestimmten Anhaltspunkten entgegentraten.

In Folge der durch Gründung des historischen Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder gegebenen Anregung hoffen wir, eine weitere und umfassendere Reihe von Broncen aus hiesiger Gegend bald veröffentlichen und als Nachträge der vorliegenden Abhandlung anschließen zu können. Mit Rücksicht hierauf sprechen wir daher auch die Bitte aus, uns mit den erforderlichen Materialien durch Einsendung von Beschreibungen u. s. w. gütigst zu versehen.

Wenn wir für die Uebersicht der hier in Betracht kommenden Untersuchungen alle Angaben von unzureichender Genauigkeit oder zweifelhafter Zuverlässigkeit, sowie alle Fundstücke, welche nicht eine allseitige oder durchgreifende Uebereinstimmung der entscheidenden Merkmale enthalten, vorläufig außer Betracht lassen, so erhalten wir nachstehende Kategorien, Formen und Broncearbeiten eines weder römischen noch spätern Styls.

A. An Gegenständen der Kleidung und des Schmucks.

A. Gewandnadeln (fibulae).

AA. Scheibenspiralfibeln (Gewandnadeln und Spangen von Erz aus flach zu Scheiben aufgerollten Spiralen).

1. Scheibenspiralnadel von der Domäne Papau (Kreis Thorn, Regierungsbezirk Marienwerder), welche auf Taf. III. Fig. 9 in natürlicher Größe abgebildet ist. Dieselbe besteht aus einer scheibenförmig gerollten Spirale von vierkantigem goldgelbem Broncedraht, welcher mit einer Stärke von 0,2 Centimeter (in der Mitte) beginnend in $7\frac{1}{2}$ Windungen sich bis zu 0,6 Centimeter weitester Stärke fortsetzt und dann zur runden Form übergehend in eine gerade Nadel ausläuft, deren unterster Theil abgebrochen ist.

Die Nadel ist in einem Moor bei Skeletten und mit den unter B. aufgeführten hohlen getriebenen und massiven Ringen u. s. w. gefunden und befindet sich im städtischen Museum zu Thorn. Mit Rücksicht auf

ihre Gestalt (als Scheibe) und das langgestreckte Nadelfragment kann sie weder einer aus zwei oder vier Spiralen bestehenden Fibel, noch einer Einhängespange (Nr. 2), noch endlich einem sonstigen Schmuckgeräthe angehört haben, und scheint auch weniger zur Haarnadel als zur Fibel geeignet (vgl. unter H.).

2. Die gabelförmige Fibel aus Floth (mit Vogelknöpfen, S. 52, No. 1, Taf. I. Fig. 1) mit ihren beiden Einhängespangen aus Bronce (S. 53 No. 2; Taf. I. Fig. 2a. und 2b.). Die ganze Breite dieser Spangen, welche nach S. 52/53 an den Vogelknöpfen aufgehängt wurden, beträgt etwa 34 Centimeter und die Höhe etwa 20 Centimeter.

Alle drei Gegenstände befinden sich in der Sammlung des Herrn Baurath Crüger in Schneidemühl.

An Schmuckgeräthen aus spiralförmigen Drahtgewinden, oder mit solchen verziert, treten in Italien und bezw. etruskischen Gräbern auf, und sind diesseits der Alpen in zahlreichen Funden bereits nachgewiesen:

Fibeln (Erz) aus zwei und vier Spiralen in:

Oesterreich: aus den Gräbern von Hallstatt, wo sie massenhaft vorkommen;

Baden: bei Konstanz, aus Grabfunden bei Griesbach (östlich von Offenburg);

Baiern: Rheinpfalz zu Heidesheim (bei Grünstadt);

Preußen: Provinz Hannover zu Klein-Esebeck bei Uelzen (Landdrostei Lüneburg); sowie Provinz Schleswig-Holstein auf der Insel Sylt. Die Gräber dieser Insel, in denen sich noch mehrfach Spiralornamente fanden, enthielten u. A. Fibeln, welche aus zwei Spiralen bestanden. Eine derselben lag bei einem Bronceringe, welcher dem aus Neumühl (vgl. Nr. 25) stammenden entspricht, und einem Feuersteinmesser. Außerdem traten unter den gleichzeitigen Grabfunden Bronce- und Eisen-Arbeiten bei Steingeräthen auf.

Mecklenburg-Schwerin: zu Plauershagen bei Plau und zu Jürgenshagen bei Schwaan;

Dänemark: im Museum zu Kopenhagen;

sowie mit unbekannten Fundorten in den Museen zu Wiesbaden und Stettin. (Vgl. Lindenschmit: Alterthümer der heidnischen Vorzeit, Mainz, v. Zabern Band I. Heft 3 Taf. 6 Fig. 1, 4 und 5, Heft 7 Taf. 3 Fig. 6 und 7, Heft 9 Tafel 2 Fig. 7—9, Heft 9 Tafel 3;

Band II. Heft 11, Taf. 1 Fig. 2, Heft 11 Taf. 2 Fig. 7; Band III. Heft 3 Taf. 1 Fig. 2 und 5; v. Sacken: das Grabfeld zu Hallstatt, Braumüller, Wien 1868.)

Einhängespangen (Erz), welche bis auf einzelne unwesentliche Abweichungen denen aus Floth (Taf I. Fig 2a. und 2b.), sowie solchen aus etruskischen Gräbern Italiens entsprechen, jedoch kleiner sind, als die aus Floth;

in **Oesterreich** aus dem Salzburgischen (Schmuckagraffe ohne Aufhängenadel der Taf. I. Fig. 1; 18 Centimeter breit und 15 Centimeter hoch);

in **Baiern** (aus nicht näher angegebenem Fundorte, 17 Centim. breit und 13 Centim. hoch);

im **Großherzogthum Hessen**: aus Rheinhessen von einem Gürtel (7 Centim. breit und 4 Centim. hoch);

in **Preußen**: in der Rheinprovinz bei Kreuznach ($6^1/_2$ Centim. breit und 4 Centim. hoch). Auch in Schlesien zu Schweidnitz ist (vgl. S. 53) ein ähnliches Zierstück (zwischen angeblich römischen Münzen und anderen römischen Anticaglien) gefunden. (Vgl. Lindenschmit a. a. O. Band I. Heft 3 Taf. 6 Fig. 2 und 3; Band II. Heft 11 Taf. 1 Fig. 1, 3 und 4.)

Ringe: Armspangen, Fingerringe, sog. Kopfringe (Erz und Gold):

in **Baiern**: aus den Gräbern bei Kellheim (am Zusammenflusse der Donau und Altmühl) und Baireuth;

im **Großherzogthum Hessen**: in Rheinhessen bei Blödesheim, Ludwigshöhe und Mainz;

in **Preußen**: in der Rheinprovinz bei Saarlouis, in der Provinz Brandenburg bei Kyritz und aus Blankenburg (südöstlich von Prenzlau);

in **Mecklenburg-Schwerin**: zu Turoff bei Sternberg, aus Grabfunden zu Brahlsdorf bei Wittenburg;

in **Dänemark**: auf der Insel Fünen (Grabhügel bei Faaborg).

(Vgl. Lindenschmit a. a. O. Band I. Heft 5 Taf. 4, Band II. Heft 1 Taf. 2 Fig. 1, Heft 3 Taf. 1.)

sog. Rasirmesser (Erz):

in **Preußen**: in der Provinz Hannover zu Wellendorf (unweit Hannover), zu Gödenstorf (bei Celle), und bei Aurich; sowie in Holstein aus nicht näher bezeichneten Fundorten. (Vgl. Lindenschmit a. a. O. Band II. Heft 3 Taf. 3 Fig. 7—10, 12.)

Gürtelketten: in etruskischen Gräbern Italiens, welche mit einer Einhängespange (Taf. I. Fig. 2a. und 2b.) beginnen (vgl. Lindenschmit a. a. O. Band II. Heft 11 Taf. 1 Fig. 1).

Vgl. noch v. Sacken: das Grabfeld von Hallstatt, und Lindenschmit: a. a. O. Band II., Erläuterungen zu Heft 2 Taf. 3.

Eingravirte, getriebene oder gegossene Spiralornamente finden sich ebenfalls diesseits und jenseits der Alpen. Sie sind außer auf dem Flother Fundstücke Taf. I. Fig. 8 (vgl. Nr. 62) nachgewiesen an dem gegossenen Broncehenkel einer etruriſchen Erzkanne mit gestrecktem schnabelförmigen Ausgusse aus Rheinhessen und werden mittelst einer streng stylisirten Palmette abgeschlossen. Sodann finden sie sich an einem erzenen Diadem von antiker Form aus Mecklenburg-Schwerin unter den Grabfunden von Altsammit bei Krakow, an Haarnadeln (Erz) im Gebiete von Bremen (Marssel bei Zesum), auf Erzſchwertern der bereits erwähnten Grabhügel der Sylt in Schleswig-Holstein, sowie auf Erznägeln im Museum zu Hannover. (Vgl. Lindenschmit a. a. O. Band I. Heft 10 Taf. 2 Fig. 1; Band II. Heft 3 Taf. 4 Fig. 3, Heft 10 Taf. 3 Fig. 5; Band III. Heft 3 Tafel 1 Fig. 9 und 12, Heft 3 Tafel 2 Fig. 5.)

Aufgesetzte Spiralornamente finden sich selbst an den altitalischen Hausurnen (aus den Gräbern des Albanergebirges), in denen Erzgeräthe von etruskischer Form und Technik vorkommen (vgl. Lindenschmit a. a. O. Band I. Heft 10 Taf. 3 Fig. 3 und 4).

Die Verwendung spiralförmiger Drahtgewinde zu Verzierungen an Nadeln, Spangen, Ringen, Ketten, Messern, sonstigen Schmuckgeräthen u. s. w., welche auch an Funden Griechenlands vorkommen, erscheint als Eigenthümlichkeit an Beigaben etruskischer und altitalischer (der latin. Stadt Praeneste jetzt Palaestrina) Gräber Italiens, und tritt auch über Italien hinaus bis zu den Gestaden der Nord- und Ostsee in einer namhaften Ausdehnung auf.

Die Geräthe mit Spiralgewinden (aus Erz und auch aus Gold), welche diesseits der Alpen in Gräbern vorkommen, erscheinen theils in Begleitung solcher Metallarbeiten (Gefäße und Geräthe), welche sich nach Styl, Technik und Ornamentik als etruskische Fabrikate kennzeichnen oder solchen entsprechen und denen mitunter auch noch Waffen aus Bronce oder Eisen beigemischt sind, theils zusammen mit Steingeräthen, theils vereinzelt. Die bisher ergiebigste Fundstätte derselben waren die bekannten Gräber von Hallstatt in Ober-Oesterreich (dicht am alten Etrurien, S. 92), in denen zahllose Geräthe mit Spiralgewinden unter massenhaften Metall-

arbeiten etruskischen Styls nachgewiesen sind (vgl. Ed. v. Sacken: das Grabfeld von Hallstatt). Auch die Verwendung von eingravirten, getriebenen oder aufgelegten Spiralornamenten an Gefäßen, Geräthen und Waffen kommt jenseits und diesseits der Alpen vor.

Diese vollkommene Gleichartigkeit der Fundstücke auf beiden Seiten der Alpen spricht für eine Zusammengehörigkeit ihrer Herkunft und weist mit großer Entschiedenheit auf Etrurien hin, obwohl die Gleichartigkeit des ornamentalen Styls bei Etruskern und Griechen, welche beide von Phönikiern lernten, auch bis auf diese zurückgehen kann.

Die massenhafte, förmlich fabrikmäßige Herstellung der aus zwei und vier Spiralen bestehenden Fibeln, deren das Grabfeld bei Hallstatt über 400 (von den größten bis zu den kleinsten Verhältnissen) enthielt, deutet bei ihrem gleichmäßigen Auftreten in etruskischen Gräbern und ihrer Verbreitung über Oesterreich und Deutschland bis nach Rußland und Dänemark, sowie bei ihrem Zusammentreffen mit (offenbar einheimischen) Steingeräthen auf einen gemeinschaftlichen Ausgangspunkt jenseits der Alpen.

BB. Federspiralfibeln (Gewandnadeln mit einem Bügel sowie einer oben an diesen anschließenden, als horizontales Gewinde aufgerollten und in den Nadeldorn auslaufenden Federspirale).

Ueber das ganze nördliche Europa bis an die Alpen, sowie über Italien findet sich eine nach Styl, Technik und Ornamentik von den römischen und späteren Formen wesentlich verschiedene Gruppe der Gewandnadeln verbreitet, deren gemeinsame Eigenthümlichkeit darin besteht, daß sich *oben* an den Bügel (die vertikale Vorderspange) eine als horizontales Gewinde aufgerollte und in den Nadeldorn auslaufende Federsprirale anschließt.

Bei diesem allgemeinen technischen Gesetze treten aber zwei verschiedenartige Hauptformen auf, deren jede mit Rücksicht auf den Verlauf und die *untere* Gestalt des Bügels mehrfache Abweichungen im Einzelnen aufweisen. Diese fallen fast sämmtlich in das örtliche Bereich unserer Darstellung und sind daher im systematischen Zusammenhange der ganzen Gruppe zu betrachten.

Die beiden Hauptformen ergeben folgende Kategorien:

a) ein Auftreten der Horizontalfeder auf *beiden* Seiten des Bügels, in welchem Falle ihre beiden Seiten durch eine Drahtschlinge verbunden sind, und

b) das Vorkommen der Horizontalfeder auf nur einer Seite des Bügels.

a. Die Horizontalfeder, welche an den Bügel anschließt, läuft zuerst auf der einen Seite in mehreren Windungen, setzt sich demnächst in einer Schlinge bis auf die andere Seite fort und geht dann wieder in Windungen bis an den Auslauf des Bügels, worauf sie als Nadeldorn endigt.

Von dieser Hauptform kommen folgende Unterarten vor:

aa. Der Bügel läuft oben nicht in die Feder, sondern in eine flache (senkrecht stehende) Oese mit einer Oeffnung aus, durch welche ein Querstift geht. Um denselben ist eine Feder, auf der einen Seite an der Oese beginnend, in dichten Windungen herumgewickelt. Diese Feder setzt sich, sobald sie das Ende des Stifts erreicht hat, in einem mehr oder weniger flachen Bogen unter dem obern Theile des Bügels hinweg bis an das andere Ende des Stifts fort, um den sie wiederum in gleichen Windungen bis an die Oese gelegt ist und dann in den Nadeldorn endigt. Die Federkraft wird dadurch erreicht, daß der Bogen unter dem oberen Theile des Bügels fortläuft und gegen diesen drückt.

Untergeordnete Abweichungen bestehen in der Form und Verzierung des Bügels, in der runden oder bandförmigen Form der Feder, dem Vorkommen eines Knopfes oben auf dem Bügel oder auch an den Enden des Querstifts. Dagegen treten in Bezug auf den untern Verlauf des Bügels und die Bildung der Nadelfalze weitere Unterschiede auf, und zwar:

α. Der Bügel ist an seinem untern Ende wieder zurück nach aufwärts (nach hinten oder vorn) umgelegt und bildet nach seiner Umlegung die Nadelfalze.

Unwesentliche Varietäten bestehen darin, daß das umgeschlagene Stück des Bügels entweder mit diesem (durch einen Schlußknopf, Ring oder eine Umwickelung der drahtförmig auslaufenden Nadelfalze) fest verbunden oder nur angelegt und bezw. beigebogen ist, und dann (bei der Umlegung nach vorn) in einer Schlußverzierung (auch in einem Knopfe) endigt.

Von dieser Art Fibeln sind folgende Formen nachgewiesen:

3. Broncefibel aus einem Grabfunde bei Pr. Friedland (Kreis Schlochau des Regierungsbezirks Marienwerder), auf Tafel IV. Fig. 1 und 1a. in natürlicher Größe abgebildet.

Diese sehr sauber und correct gearbeitete Fibel (aus ursprünglich goldfarbiger Bronce) besteht aus drei Theilen: dem eigentlichen Bügel[7]) mit Nadelfalze, dem Querstift und dem horizontalen Federwerk mit Nadeldorn. Der Bügel ist auf 10 Centimeter Länge hohl ausgearbeitet mit nach Außen convexer und abgetheilter Fläche, welche sich nach unten allmählig verjüngt. Der unterste Theil ist in 2 Centimeter Länge nach Innen (hinten) aufwärts zurückgelegt, bildet die Nadelfalze und läuft an seinem linken Ende (von vorn gesehen) in einen Draht aus, welcher viermal um den Bügel gelegt ist. Nach oben ist dieser in 6 Centimeter Entfernung (von dem zur Nadelfalze sich umbiegenden unteren Ende an gerechnet) mit einem Winkel von beinahe 45 Graden nach hinten zurückgebogen und endigt, sich schnell verjüngend, nach 1,3 Centimeter Länge in der Oese: einer senkrecht stehenden 0,15 Centimeter starken runden Platte von 0,6 Centimeter Durchmesser, welche in der Mitte ein 0,15 Centimeter weites Loch hat. Dies ist der erste Theil der Fibel. Der Bügel ist da, wo er den Winkel (oben) bildet, 0,7 Centimeter, dagegen am untern Ende wo er sich zur Nadelfalze umbiegt, 0,4 Centimeter breit, und die letztere ist anfangs 0,3 Centimeter, und an dem Theile, wo sie in den Draht ausläuft, 0,4 Centimeter breit. Oberhalb des Winkels verjüngt sich der Bügel bis zu 0,4 Centimeter Breite.

Durch die Oese, in welche der Bügel oben endet, geht horizontal ein gerader, 3,5 Centimeter langer und 0,12 Centimeter starker Stift,[8]) um welchen die 0,15 Centimeter starke Feder gelegt ist. Diese schließt sich, von einem zugespitzten Ende ausgehend, in der Mitte des Stifts an die Oese und zwar — von vorn gesehen — links von ihr an, läuft — gleichmäßig, eng und fest um den Stift gelegt — bis zum (linken) Ende desselben fort, springt dann, ein Kreissegment beschreibend, unter dem obern Theile des Bügels (nachdem dieser den Winkel gebildet hat) hindurch (so daß also der Bügel auf ihr ruht und dadurch die Federkraft der Nadel ermöglicht) an das rechte Ende des Stifts (von vorn gesehen), rollt sich um diesen in gleicher Weise, wie auf der andern Seite, bis dicht an die Oese und bildet dann, nach unten auslaufend, die 6 Centimeter lange Nadel. Der Stift, um welchen sich die Feder rollt,

---

[7]) Unter Bügel verstehen wir hier überall die Vorderspange (d. h. den beim Anheften der Fibel an das Gewand nach vorne senkrecht stehenden Theil).

[8]) Derselbe ist in der Mitte der Oese durchgebrochen und die Fibel auch mit diesem Bruche abgebildet.

ist an beiden Enden vernietet und war nicht (mit einem Knopfe und dgl.) verziert.

Diese Fibel, welche ohne alle Verzierungen ist und somit die einfachste Form der ganzen Species repräsentirt, stammt aus einer mit gebrannten Menschenknochen und Asche gefüllten Graburne, war nicht dem Feuer ausgesetzt und also nicht mit dem Todten verbrannt, sondern erst beim Schließen des Grabes hineingelegt und bildete dessen einzige Beigabe.

Die Urne aus gelbbraunem Thon war von rohster Arbeit, fast gar nicht gebrannt und nicht auf der Drehscheibe angefertigt. Die Fibel befindet sich als Geschenk des Herrn Kreisschul-Inspectors Karassek, welcher auch die Zeichnung der Fig. 1 und 1a. auf Taf. IV. angefertigt hat, im Museum des historischen Vereins zu Marienwerder.

4. Fibel von Silber, welche unter den Ruinen des Schlosses Schönsee (Kreis Thorn, Regierungsbezirk Marienwerder) gefunden ist. Dieselbe gleicht mit der einzigen Maßgabe, daß ihr Bügel aus einem runden Silberdraht von 0,3 Centimeter Stärke besteht und die ganze Fibel nur 4,5 Centimeter hoch ist (mit einem 2,3 Centimeter langen eisernen Querstifte am obern Theile) vollständig der aus Preuß. Friedland (No. 3).

5. Fibeln aus dem Grabfelde zu Rosenau (Regierungsbezirk Königsberg bei Königsberg),[9]) welche der Fibel aus Pr. Friedland (Taf. IV. Fig. 1 und 1a.) entsprechen. Das Grabfeld von Rosenau, welches Prof. Dr. Berendt aufgedeckt und in den Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft (Jahrgang XIV. 1873 S. 95—101 und Taf. IV—VIII.) beschrieben hat, umfaßt ein so vollständiges Durcheinander von nach Stoff, Form, Styl, Technik und Ornamentik verschiedenen Gegenständen, daß wir es hier mit den verschiedensten Kulturperioden bis zum dritten Jahrhundert nach Chr. und mit Gräbern, deren Anfangs- und Endpunkt viele Jahrhunderte auseinanderliegt, zu thun haben. Das Grabfeld von Rosenau war auch bereits mehrfach so durchwühlt, daß eine systematische Aufdeckung der einzelnen Gräber und eine Feststellung der Zusammengehörigkeit nach be-

[9]) Die nachstehend aus Rosenau aufgeführten Formen sind auf Grund der in den Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg 1873 S. 95 bis 101 und Taf. VIII. gegebenen Beschreibungen und Abbildungen dargestellt.

stimmten Kategorien nicht ausführbar erschien. Daher hält auch der Fundbericht Berendt's die einzelnen Grabfunde nicht auseinander. Doch bieten verschiedene Beigaben nach den bereits an anderen Orten Deutschlands gewonnenen sicheren Resultaten gewisse Anhaltspunkte für die Zeitbestimmung einzelner Funde. Zunächst treten hier Leichenbrand und Beerdigung neben einander auf, und wenn auch sonst beide Formen der Bestattung gleichzeitig vorkommen, so liegen sie doch hier nach dem Fundberichte derartig auseinander, daß Berendt selbst eine (unausgesetzt oder mit Unterbrechungen) viele Jahrhunderte hindurch stattgefundene Benutzung der Stätte zum Begräbnißplatze als wahrscheinlich annimmt. Sodann kommen auf der einen Seite Münzen aus dem ersten und dritten Jahrhundert nach Chr., auf der andern Seite eiserne Schildbuckel (a. a. O. Taf. VI. Fig. 18—20) vor, welche vollständig den aus fränkisch-alamannischen Gräbern (seit dem fünften Jahrh. nach Chr.) nachgewiesenen entsprechen (vgl. Lindenschmit Alterth. d. heidn. Vorzeit, Band I. Heft 5 Taf. 6). Verschiedenes Eisengeräth von Rosenau entspricht (bei einer Vergleichung mit den Abbildungen des genannten Werkes von Lindenschmit) ebenfalls der Völkerwanderungszeit und der fränkisch-alamannischen Periode, während eine Reihe anderer Metall- (Eisen- und Bronce-) Funde wesentlich davon abweicht. Dazwischen erscheint Steingeräth. Die Fibeln aus Rosenau, welche von uns unter No. 5—8 (S. 126—128) aufgeführt werden, zeigen alle dasselbe mechanische Gesetz einer oben an den Bügel anschließenden, gerollten und in die Nadel auslaufenden Federspirale und haben sonach nichts mit römischen oder späteren Formen gemein, während sie (vgl. hierüber unten) denen aus dem Grabfelde von Hallstatt (v. Sacken, Grabfeld von Hallstatt), welches in die Zeit vom ersten bis sechsten Jahrhundert vor Chr. hinaufreicht, entsprechen, wie sich denn überhaupt noch verschiedene Uebereinstimmungen Rosenauer Funde mit solchen aus Hallstatt ergeben. Namentlich ist beachtenswerth die Uebereinstimmung der zu Rosenau am häufigsten vertretenen Graburnenform (vgl. a. a. O. Taf. IV.) mit archaistischen Gefäßformen aus Hallstatt und denen etrurischen Styls (vgl. Lindenschmit a. a. O. Band III. Beilage zu Heft 1), und da diese Form (S. 115) in der römischen Kaiserzeit nicht mehr nach dem Norden gekommen sein kann, so weist ein Theil der Rosenauer Gräber (mit Leichenbrand) auf vorrömischen Einfluß und auf die Jahrhunderte vor Chr. hin. Auch einige der sog. Ceremonienurnen, welche in den Graburnen standen (vgl. a. a. O. Taf. VI.) schließen sich archaistischen (vorrömischen) Formen an, nur ist leider aus dem Fundberichte Berendt's nicht ersichtlich, welche dieser Ceremonienurnen in den einzelnen Todtenurnen der Tafeln IV. und V. standen. Endlich ist noch charakteristisch, daß das Grabfeld von

Rosenau eine große Mannigfaltigkeit von Graburnen zeigt, welche nach Form und Styl wesentlich von einander abweichen und wohl kaum eine Gleichzeitigkeit des Geschmacks innerhalb des nämlichen so beschränkten örtlichen Gebiets annehmen lassen. Wenngleich also Berendt nicht jedes einzelne Grab mit allen seinen Fundstücken zusammengestellt hat, so bleibt wohl kaum ein Zweifel darüber, daß die Bestattungen vieler Jahrhunderte in Rosenau zusammentreffen und ein Theil der Funde bis in die Jahrhunderte vor Chr. Geb. zurückreicht, bevor Rom daran dachte, seine Waffen über die Alpen zu tragen.

6. Fibeln aus Rosenau (a. a. O.), welche wir nach der in den Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft 1873 Taf. VIII. Fig. 3) enthaltenen Abbildung auf Taf. IV. Fig. 2 wiedergeben. Soweit die in Ermangelung einer genauen Beschreibung zu Rathe gezogene Abbildung hierüber Aufschluß giebt, entsprechen diese Fibeln im Wesentlichen der vorstehend unter No. 3 u. 4 beschriebenen Form (Taf. IV. Fig. 1 und 1a.) mit der Maßgabe, daß das obere Ende des Bügels (an der Oese) einen Knopf aufweist.

7. Fibeln aus Rosenau (a. a. O.), welche den Fibeln der Taf. IV. Fig. 1 und 1a. mit der weiteren Maßgabe entsprechen, daß sie einen Knopf, wie ihn Taf. IV. Fig. 2 oben am Bügel hat, nur an den beiden Enden des von der Feder umgebenen Querstifts zeigen.

8. Fibeln aus Rosenau (a. a. O.), welche bei sonstiger Uebereinstimmung mit der Form auf Taf. IV. Fig. 1 und 1a. einen dem auf Taf. IV. Fig. 2 ähnlichen Knopf sowohl oben auf dem Bügel, als an beiden Enden des Querstifts aufweisen.

β. Der Bügel läuft unten senkrecht in einen Knopf aus. Die Nadelfalze ist in Gestalt eines umgelegten Blechstreifens am untern innern (hintern) Theile des Bügels angesetzt.

Diese Form tritt mit mehrfachen Abweichungen im Einzelnen in Grabfeldern des Regierungsbezirks Königsberg zu Rosenau und Tengen (bei Brandenburg am frischen Haff) auf.

Das Grabfeld zu Tengen, welches im Wesentlichen die nämliche Verschiedenheit der Funde nach Form, Styl, Technik und Ornamentik wie das Todtenfeld zu Rosenau zeigt, ist ebenfalls vom Professor Dr. Berendt aufgedeckt und in den Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg 1873 S. 81—95 und Taf. I.—III. beschrieben. Danach

sind die ganzen Gehänge längs des Haffs nördlich von Brandenburg, soweit sie leichteren Boden zeigen, ein weites, mehr oder weniger zusammenhängendes Todtenfeld.

Das von Tengen ist aber (gleich dem bei Rosenau) so gemischt und durcheinander geworfen, daß Prof. Berendt bei Tengen ebenfalls eine Jahrhunderte hindurch stattgefundene Verwendung zur Bestattung annimmt, wobei sogar spätere Geschlechter bei Benutzung der nämlichen Stelle vielfach auf das alte Grab gestoßen seien. In Folge dessen sind daher auch die Beigaben mehrerer — vielleicht Jahrhunderte auseinander liegender — Bestattungen durcheinander gerathen, so daß jeder Wegweiser für eine Zeitbestimmung nach den örtlichen und Lagerungsverhältnissen der Fund- und Grabstätten fehlt. Selbst die aufgefundenen römischen Münzen sind bei dieser Vermengung nur theilweise und mit Beschränkungen maßgebend.

Die bei Weitem meisten Gräber waren sog. Brandgräber, bei denen die verbrannten Ueberreste in Gruben (nicht Urnen) gebettet sind, doch war ihre Ausstattung eine sehr verschiedene. So fanden sich u. A. an Beigaben des Todten nur ein irdenes Gefäß und Steingeräthe. Aehnliche Brandgräber ohne metallische Beigaben (nur in Begleitung von irdenem Geschirre und Steingeräthen) sind zahlreich in Holland nachgewiesen und stammen hier aus der Zeit vor Einführung des Metallgeräths: aus einer Epoche, die man nur nach dem Jahrtausend bestimmen kann.

Neben den Brandgräbern kommt in Tengen noch Bestattung in Urnen vor.

Von den Ceremonienurnen schließen sich einige den archaistischen Formen der Jahrhunderte vor Chr. (vgl. S. 115), andere dem sonst bekannten, und andere dem römischen Style an.

An Geräthen finden sich in den verschiedenen Gräbern Mahlsteine, römische Münzen aus dem ersten bis dritten Jahrhundert nach Chr., Fundstücke aus Eisen, welche an die Zeiten der Völkerwanderung, bezw. die fränkischen und alamannischen Gräber des westlichen und südlichen Deutschland erinnern, während sich wieder Anknüpfungspunkte an die Hallstatter Gräber (aus den Jahrhunderten vor Chr.) finden. Es trifft also hier eine Anzahl von Fundstücken zusammen, welche nach Styl, Form, Technik und Ornamentik zu verschieden von einander sind, um trotz ihrer Auffindung dicht bei einander an eine Gleichzeitigkeit der Fabrikation denken zu lassen, und daher bemerkt auch Professor Berendt: „daß die Beigaben aus Bronce und Eisen nur eine Begrenzung auf Jahrtausende zulassen", obwohl er den wenigen römischen Münzen bei der angegebenen Durcheinanderwerfung der Gräber ein zu allseitiges chronologisches Gewicht beilegt (vgl. unten).

Man kann daher (wie wir dies nachstehend betreffs der Fibeln versucht haben) die Merkmale der Zeitbestimmung für die einzelnen Fundstücke des Tenger Grabfeldes wohl nur an die stylistische und ornamentale Uebereinstimmung mit den aus andern Gegenden bereits der Zeit nach bestimmten Gegenständen knüpfen, und wenn man auch mit Berendt für einen Theil der Gräber von Tengen ein Alter von 1500 Jahren annehmen kann, so muß man doch die ältesten derselben um Jahrhunderte vor Chr. Geb. zurückverlegen.

9. Die Fibel aus Tengen, ganz aus Bronce, wie sie in Naturgröße auf Taf. IV. Fig. 3 nach der Zeichnung in den Schriften der physik.-ökonom. Gesellsch. (1873 Taf. II. Fig. 2) abgebildet ist, zeigt eine elegantere Form, feinere Technik und reichere Verzierung, als die unter 4—8 beschriebenen.

Die Fibel unserer Tafel IV. Fig. 3 stammt aus Grab 24 (a. a. O.). Dasselbe, ein sogen. Brandgrab (ohne Beisetzung der verbrannten Ueberreste in einer Urne), enthielt eine kleine Urne aus feinem Material a. a. O. Taf. I. Fig. 24), von einer archaistischen Form, wie sie in den Hallstatter Gräbern bei Erzvasen (vgl. v. Sacken: Grabfeld von Hallstatt Taf. XXII. Fig. 4) vorkommt und sich dem altetruskischen Style anschließt, sowie mit einer Zickzackverzierung, wie sie sich auch in Hallstatt auf einem Thonbecher findet (a. a. O. Taf. XXV. Fig. 8). In etwa 1—2 Meter Tiefe fanden sich neben der Urne einige wenige Knochenreste und zwischen diesen die Fibel unserer Taf. IV. Fig. 3, und nahe dabei die eiserne Fibel (unter Nro. 14), eine eiserne Schnalle und ein eiserner Henkel.

Eine Steinpackung über dem Grabe fand Prof. Berendt nicht mehr vor, vielmehr schien ihm solche bereits herausgehoben zu sein, so daß eine Integrität des obern Bodens nicht feststeht. Doch ergaben die nur wenigen Knochenreste des Brandgrabes, daß hier nur eine Person bestattet war, also nur die einmalige Benutzung zur Grabstätte stattfand, weil es bekanntlich die Pietät auch den uncivilisirten Völkern des Nordens verbot, die Gebeine der Todten (mit Einschluß der Feinde) durch Herausnehmen oder Verstreuen zu entweihen, und man also — wie sich dies aus der Fundbeschreibung dieser Gräber und der von Rosenau ergeben dürfte — nur soweit ging, in älteren Gräbern später Verstorbene ebenfalls zu bestatten. Auch verstand sich nach den Schilderungen des Herodot (S. 28 und 73) und Tacitus (Germ. 27) eine solche Achtung der Todten, zumal unter dem Einflusse der religiösen Anschauung: daß die abgeschiedenen Seelen am Ruheplatze ihrer irdischen Ueberreste verweilten, von selbst.

Vergleichen wir nun die technisch vollendete Fibel unserer Taf. IV. Fig. 3 mit der eisernen, unter Nro. 14 beschriebenen und sich nach den Fragmenten der auf unserer Taf. IV. Fig. 1 anschließenden, so tritt uns in Styl, Technik und Ornamentik beider eine so große Verschiedenheit entgegen, daß man an ihre Gleichzeitigkeit und bezw. die nämliche Fabrik kaum denken kann. Da, wie wir weiter sehen werden, eine einheimische Arbeit bei beiden ausgeschlossen ist, und eine so große technische Verschiedenheit der südlichen Fabriken zu der nämlichen Periode nicht angenommen werden kann, so müssen wir beide Fibeln (bei der Gleichzeitigkeit ihrer Beisetzung mit den Todten) nach der Zeit ihrer Herstellung trennen. Damit gelangen wir aber zu dem Schlusse, daß die eiserne Fibel viel älter, als das Grab ist, und sich vielleicht lange als geschätztes Schmuckstück vererbt haben wird. Dieselbe Wahrscheinlichkeit der Aufbewahrung hat aber auch die Broncefibel (Taf. IV. Fig. 3) für sich, so daß auch diese sehr wohl viel älter sein kann, als das Grab, selbst wenn sich solches durch Münzfunde der Zeit nach bestimmen ließe.

10. Fibel aus Tengen, auf Taf. IV. Fig. 4 nach der Zeichnung (a. a. O. Taf. VIII. Fig. 4) abgebildet, schließt sich der No. 9 mit einigen stylischen Abweichungen und der Maßgabe an, daß ihr Haupttheil aus Bronce, die Verzierung aber aus Silber besteht.

Diese Fibel stammt aus einer Todtenurne des Grabes 25 von Tengen (a. a. O. S. 94) und ist zusammen mit einer Münze (nach Prof. Nesselmann aus dem zweiten Jahrhundert nach Chr.), mit eisernen Schellen und einem, die verbrannten Knochen eines Kindes enthaltenden eisernen Schildbuckel gefunden. Die Zusammengehörigkeit der Fundstücke des Grabes und ihre gleichzeitige Beisetzung mit den Ueberresten des Todten scheint unzweifelhaft. Nach der Münze würde das Grab in das zweite Jahrhundert nach Chr. fallen. Der Schildbuckel schließt sich aber weder den römischen Arbeiten noch denen aus den fränkisch-alamannischen Gräbern an, und auch die Fibelform ist nach Styl und Ornamentik nicht römisch und später.

Mit Rücksicht hierauf werden wir daher den Ursprung der Fibel wohl nicht auf Italien, dessen Verkehr mit dem Norden (wie wir gesehen haben) in den ersten Jahrhunderten vor Chr. Geb. unterbrochen ward, zurückführen können, immerhin aber einen südlichen Ursprung annehmen müssen, weil Styl und Technik ganz bestimmt auf die südlichen Kulturstaaten hinweisen.

Die Anfertigung dieser Fibel werden wir aber nebst den unter Nro. 9, 11, 12 und 13 aufgeführten Formen weit vor das zweite Jahrhundert

nach Chr. setzen müssen, da sonst der nämliche römische Handelsverkehr, welcher (vgl. S. 105) mit dem zweiten Jahrhundert nach Chr. erst auf den Höhepunkt seines Umfangs gelangte, mit den Münzen wohl auch noch römische Fibeln eingeführt hätte. Somit liegt die Vermuthung nahe, auch bei diesen Fibeln an hochgehaltene Werthstücke zu denken, welche vielleicht erst den letzten oder ausgezeichnetsten Kriegern der Familie in das Grab mitgegeben wurden, zumal die reiche Ausstattung des Grabes Nro. 25 auf eine angesehene und wohlhabende Persönlichkeit schließen läßt.

11. Fibeln der nämlichen Form wie Taf. IV. Fig. 4, nur **ganz aus Silber**, sowie

12. Fibeln der gleichen Form wie auf Taf. IV. Fig. 4, nur **in allen Theilen aus Bronce**, stammen von dem Grabfelde bei Rosenau.

γ. Der untere Verlauf des Bügels ist zerbrochen und daher unbestimmt.

13. In Tengen tritt uns eine von den vorigen Formen wieder abweichende Fibel aus Bronce und Silber entgegen, welche auf Taf. IV. Fig. 5 nach der Zeichnung (a. a. O. 1873 Taf. II. Fig.) abgebildet ist. Das Federwerk und die horizontale Spirale nebst ihrer die Enden in Gestalt eines achtkantigen Halbkreises verbindenden Fortsetzung, sowie der Nadeldorn, in welchen die Spirale ausläuft, sind aus massivem Silber, alle übrigen Theile aus Bronce.

Diese Fibel stammt aus dem Grabe 27 (a. a. O. S. 95). Dieses war ein Brandgrab, enthielt eine Urne von ähnlicher archaistischer Form und Ornamentik wie Grab 24 (vgl. Fibel Nro. 9), daneben verbrannte Knochen nebst einer Speerspitze und einem Messer aus Eisen, einem offenen massiven silbernen Ring aus gewundenem Draht, und die Fibel auf unserer Taf. IV. Fig. 5.

14. Eine eiserne Fibel aus Tengen (abgebildet in den Schrift. d. physik.-ökonom. Gesellsch. 1873 Taf. II. Fig. 1) ist nur stückweise erhalten, entspricht aber nach den Fragmenten dem Typus der auf unserer Tafel IV. Fig. 1 gegebenen Form.

In den vorstehend (Nro. 3—14) beschriebenen Fibeln liegt uns eine Form der Gewandnadeln vor, welche trotz ihrer Abweichungen im Einzelnen das nämliche technische Gesetz in Bildung der Federkraft durch

Druck des unter dem Bügel weggeführten Halbkreises gegen den innern obern Theil des Bügels aufweisen.

Dieselbe Mechanik kommt an einer, in allen übrigen Punkten ausschließlich die römische Form und Ornamentik repräsentirenden Fibel aus Ulm vor (vgl. Lindenschmit: Alterth. d. heidn. Vorzeit Band III. Heft 2 Taf. 4 Fig. 1). Dieses beschränkte Auftreten unter der Römerzeit dürfte nur ein Nachklang des den romanisirten Stämmen liebgewordenen Typus sein, wie dies Lindenschmit für die altitalische Fibelform annimmt (Archiv für Anthropologie VIII. S. 167). Abgesehen hiervon kommt die in Rede stehende Technik weder bei römischen noch späteren Fibeln vor, findet sich dagegen außer im Ostsee- und untern Weichselgebiete auch noch im übrigen Deutschland und in Oesterreich. Aus letzterem ist sie in den Gräbern von Hallstatt, welche in die zweite Hälfte des ersten Jahrtausends vor Chr. fallen sollen (v. Sacken: das Grabfeld in Hallstatt Taf. XIV. Fig. 7), nachgewiesen, nur hier die Spiralfeder nicht rund, sondern mehr flach, und dem bogenförmigen Bügel schließt sich unten die Nadelfalze unmittelbar an. Diese Abweichung dürfte aber durchaus unwesentlich sein, und daher wird die in der Hauptsache auftretende Gleichartigkeit mit unserer Fibelform diese schon bis in das 5. Jahrhundert vor Chr. zurückführen und zweifellos auf einen in Etrurien gangbaren Styl hinweisen.

Die gleiche Mechanik tritt ferner auf bei Fibeln aus Grabstätten des Großherzogthums Hessen (Rheinhessens) bei Schwabsburg (zwischen Nierstein und Selzen), sowie Baierns. Doch ist bei diesen Fibeln der schildförmige, länglich-runde Bügel am untern Ende nach vorne umgelegt. Auch zeigen Form und Technik einen phantastisch-etruscischen Styl (vgl. Lindenschmit: Alterth. d. heidn. Vorzeit Band I. Heft 4 Taf. 3 Fig. 1 u. 2, 4 u. 6; Band II. Heft 4 Taf. 2 Fig. 8), wie er den späteren Arbeiten Etruriens eigen ist.

Bei dieser örtlichen Ausbreitung der allen genannten Fibeln gleichen, sehr charakteristischen Mechanik läßt sich aber weder ein einheimischer, noch ein in die Zeiten seit der römischen Herrschaft in Deutschland fallender Ursprung dieser Schmuckstücke annehmen.

Vergleichen wir nun unsere Fibeln (Nro. 3—14), von denen Nro. 5—8, 11, 12 aus Rosenau, Nro. 9, 10, 13 u. 14 (und zwar Nro. 9 und 14 von demselben Grabe) aus Tengen stammen, mit einander, so tritt uns bei dem allen gleichen mechanischen Gesetze in der Bildung des Federwerks eine wesentliche Verschiedenheit und ein unverkennbarer Fortschritt nach Styl, Stoff, Technik, Ornamentik und also auch nach Zeit entgegen. Als älteste und einfachste Formen kann man Nro. 14, 3 und 4 bezeichnen, dann folgen Nro. 5—8, sodann schließen sich mit sehr ge-

wandtem Style an, und zwar dem Stoffe nach Nro. 9, 12, 10, 13 und 11, aber der Technik und Ornamentik nach Nro. 13, 10 und 11, 9 und 12.

Einerseits werden wir daher den Ursprung aller dieser Fibeln in die Zeiten des vorrömischen Handelsverkehrs mit dem Ostseegebiete zurückverlegen, andererseits die ältesten Formen bis in frühe Jahrh. vor Chr. Geb. hinaufführen müssen, zumal die Natur des damaligen Handels nur eine allmählige, aber stetige Einfuhr südlicher Erzeugnisse mit sich brachte (S. 117).

Aus dieser der Zeit nach verschiedenen Herstellung und Einfuhr unserer immer mehr und mehr stylistisch und ornamental fortschreitenden Fibeln, welche sich gleich den bemalten Thongefäßen (S. 110 ff.) als eigentliche Luxusartikel darstellen, sowie aus ihrer Auffindung und zwar mit jener Stufenfolge der Vervollkommnung innerhalb des nämlichen begrenzten örtlichen Gebiets (Rosenau und Tengen) gewinnen wir aber außer der weiteren Bestätigung unserer obigen Annahmen (S. 116) auch einen Belag für den fortschreitenden Kunstsinn und Geschmack der ältesten bekannten Bevölkerung unserer Gegenden im Laufe der Jahrhunderte, und wenn auch der verfeinerte luxusverwöhnte Römer beim Anblicke solcher, in Italien längst unmodernen Schmuckstücke lächeln mochte, so kennzeichnen doch jene Uebergänge die leichte Bildungsfähigkeit unserer Altvordern seit den ältesten Zeiten.

bb. An den Bügel schließt sich oben die Spiralfeder an. Diese rollt sich in mehreren Windungen erst nach der einen Seite, geht dann in Gestalt einer flachen Schlinge über (nicht unter) dem Bügel auf die andere Seite, kehrt darauf (wieder in mehreren Windungen) bis zu ihrem Ausgangspunkte (am obersten Ende des Bügels) zurück und läuft schließlich in die Nadel aus.

Der untere Theil des Bügels, hinter welchem die Nadelfalze aus einem umgebogenen Metallstreifen angesetzt ist, erweitert sich und schneidet (ähnlich wie der eckige Styl eines Löffels) plötzlich ab.

15. Broncefibel aus Warmhof bei Mewe (Kreis Marienwerder, linkes Weichselufer des Regierungsbezirks Marienwerder). An der auf Taf. V. Fig. 1 nach einer Zeichnung des Herrn Haelke abgebildeten Fibel verjüngt sich die in Form eines Schwanenhalses gebogene, etwa 1 Centimeter breite und in der Mitte etwas erhabene Platte des Bügels

am obern Ende und theilt sich hier in zwei Theile. Der obere Theil (von vorn gesehen) ist als Haken zurückgebogen. Der untere Theil läuft als flache Federspirale in drei Windungen nach links (von vorn gesehen), darauf längs dieser Spirale in einer flachen Schlinge durch den erwähnten Haken nach rechts zurück, geht dann allmählig in einen runden Draht über und endet nach drei Spiralwindungen in den Nadeldorn. Die Spitze desselben wird in einem senkrecht hinter dem untern Theile des Bügels stehenden und zur Nadelfalze umgebogenen, aber in der Mitte dreieckig ausgeschnittenen Streifen von Bronceblech befestigt. Unten läuft der Bügel in Form eines eckigen Löffelstyls aus. Die nach Außen gekehrte Fläche des Bügels enthält am untern Ende, bevor sie in die eigentliche Halsbiegung eintritt, sechs concentrische Kreisverzierungen, von denen die vier unteren durch sich kreuzende Linien verbunden sind, während sich da, wo die Biegung des Halses beginnt, eine kleine Wulst quer über die Platte zieht.

Das Metall hat eine glänzende alaunblaue Färbung, welche vielfach von Grünspan unterbrochen und bezw. zerstört ist.

16. Broncefibel aus Warmhof. Diese gleicht der vorstehend unter Nro. 15 beschriebenen mit der Maßgabe, daß sie etwas kürzer und die untere Bügelfläche anfangs etwas breiter und gekrümmter ist (vgl. Taf. V. Fig. 2). Auch ist bei Nro. 16 die Farbe fast vollständig grün und schimmert in der Nähe des Gewindes etwas ins Bläuliche.

17. Broncefibel aus Warmhof. Diese nach der Zeichnung des Herrn Haelke auf Taf. V. Fig. 3 abgebildete Fibel gleicht im Wesentlichen den beiden vorigen (No. 15 und 16), nur ist die Federspirale nicht mit dem Bügel (als Fortsetzung desselben) in eins gearbeitet, vielmehr in denselben eingesetzt. Im Loch a des Bügels hängt der Haken b, welcher in die Feder übergeht. Die Schlinge des Federwerks geht ebenfalls durch den Haken c von einer Seite der Feder zur andern. Der untere Theil des Bügels ist bis zur Biegung fast gerade, und seine Gestalt weniger gefällig, als bei Nro. 15 und 16. Auch die Nadelfalze ist etwas anders. Die Farbe ist mehr bläulich.

Alle drei Fibeln (No. 15—17) stammen von der am weitesten nach Osten vorspringenden Bergkuppe an der nördlichen Seite der langen Parowe (durch Schluchten abgeschlossenen Höhe), welche nordöstlich von Warmhof nach der Niederung sich hinzieht. Die Bergkuppe enthielt u. A. ein Steinkistengrab mit vielen Aschenurnen (darunter eine Gesichtsurne, vgl. C.) nebst sog. Spirdelwirteln, zahlreichen Scherben von rohen und schlechtgebrannten

Gefäßen, Steinkelte, Thierknochen, Küchenabfälle u. s. w., und gehörte zu der auf Seite 32 Anm. 17 erwähnten Niederlassung.[10]) Dicht bei dem Steinkistengrabe sind die Fibeln Nr. 15—17 unter Asche und gebrannten Menschenknochen gefunden. Sie sind zum Theil noch gut erhalten und befinden sich im Besitze des Bildungsvereins zu Mewe.

Die eigenthümliche Form der Fibeln Nr. 15—17 ist ebenfalls nicht ausschließliches Eigen unserer Gegenden. Sie tritt auch am Niederrhein auf und zwar in einer mit Nr. 15 und 16 bis auf ganz unwesentliche Abweichungen völligen Uebereinstimmung in der Umgegend von Xanten (vgl. Fiedler: Denkmäler von castra vetera und colonia Trajana in Houbens Antiquarium, Xanten 1839 Taf. IX. Fig. 12). Nach Fiedler's Annahme diente sie zum Zusammenhalten des Mantels. Aehnliche Formen, welche das nämliche technische Gesetz darstellen, sind dort ebenfalls (a. a. O. Taf. IX. Fig. 8 und 15) nachgewiesen. Doch weichen sowohl diese Formen (a. a. O. Taf. IX. Fig. 8, 12 und 15), als unsere Nr. 15—17 von allen übrigen, in dem genannten Werke abgebildeten (bezw. aus römischen Gräbern stammenden) und den römischen Styl repräsentirenden Typen so wesentlich ab, daß an eine römische Arbeit und Form bei ihnen wohl nicht zu denken ist.

Die nämliche Mechanik des Federwerks wie Nr. 15—17 zeigen außerdem folgende Fibeln, α) bei denen aber der Bügel unten nach vorn wieder aufwärts zurückgelegt ist, wobei der aufgeschlagene Theil bald mit dem Bügel eng verbunden, bald nur angelegt oder beigebogen ist, und sich ihm mit einem verschieden gestalteten Knopfe u. s. w. anschließt und zwar:

αα) ohne einen Drahtstift, welcher durch die gerollte Feder läuft (also genau wie bei Nr. 15—17):

aus Italien (z. B. aus den Pfahlbauten von Petschiera am Gardasee);

aus Frankreich;

aus der **Schweiz**: Hard bei Zürich, Yverdun im Kanton Waadt, den Pfahlbauten des Neuenburger Sees;

aus Oesterreich: Böhmen, Ungarn (St. Margaretheninsel bei Ofen, von Eisen);

aus Bayern;

---

[10]) Diese Fibeln sind erst in neuester Zeit gefunden und nach Abschluß des Drucks dieser Anm. 17 bekannt geworden, und treten also neben dem hier erwähnten rohen Broncegeräthe auf.

aus dem Großherzogthum Hessen und zwar in Rheinhessen: aus Gräbern von Monsheim, Großwintersheim, aus der Umgegend von Mainz u. s. w., sowie in den rechtsrheinischen Provinzen: aus Gräbern bei Butzbach u. s. w.;

aus Holland;

aus Preußen: Rheinprovinz bei Kreuznach, Provinz Hannover bei Edendorf (Eisen), Molzen, Lüneburg, zu Langwedel (bei Verden);

überhaupt aus dem ganzen Elbgebiete;

aus Dänemark;

aus Rußland: Ostseeprovinz Kurland;

(Vgl. Lindenschmit: Alterth. d. heidn. Vorzeit: Band II. Heft 6 Taf. 3 Fig. 1—8, 10, 11; Heft 7 Taf. 3 Fig. 2—4, 6—13, 15; Band III. Heft 2 Taf. 1 Fig. 4 und 16.)

ββ) mit einem, durch die gerollte Feder geführten und bezw. an den Enden mit Knöpfen versehenen Drahtstifte:

aus der Preuß. Provinz Hannover: von Edendorf und Langwedel (bei Verden) und

aus Rheinhessen;

(Vgl. Lindenschmit a. a. O. Band II. Heft 7 Taf. 3 Fig. 1, 5 und 14.)

β) mit einem Bügel in Gestalt einer hohlen Halbkugel oder eines hohlen Rundschildes:

aus Grabhügeln in:

Württemberg und

Baiern;

(Vgl. Lindenschmit a. a. O. Band II. Heft 6 Taf. 3 Fig. 9 und 12.)

Das Charakteristische der Fibeln (Nr. 15—17): der oben in eine horizontal gerollte Feder und sodann in den Nadeldorn übergehende und unten flach abschneidende Bügel, ist, soviel uns bekannt, in dieser Verbindung bisher nur noch bei der Fibel aus Xanten (Fiedler a. a. O. Taf. IX. Fig. 12) beobachtet. Den obern Uebergang des Bügels in eine auf beiden Seiten desselben horizontal gelegte gerollte Feder haben die Nrn. 15—17 gemein mit den vorstehend (unter α. und β.) aufgeführten Formen, ohne sich jedoch im Einzelnen ihnen anzuschließen. Die obere Abweichung der Fibeln Nr. 15 und 16 von den Formen α. und β. besteht in dem bei den ersteren rückwärts gebogenen Haken zur Befestigung der durchgeführten Verbindungsschlinge, und in dem allmähligen Uebergange der flachen Federform in den Runddraht.

Den flachen Abschluß des untern Bügels und die besonders angesetzte Nadelfalze unter der Fläche haben die Nrn. 15—17 gemein mit einer etruriſchen (wenngleich viel reicher verzierten) Fibel (von Gold) aus Italien, welche zwar ebenfalls oben in die horizontal gerollte Feder übergeht, solche aber nur auf einer Seite des Bügels in zwei Windungen aufweist (Lindenschmit a. a. O. Band I. Heft 7 Taf. 3 Fig. 5).

Unter den sämmtlichen vorstehend aufgeführten Fibeln zeigen mehrere, welche aus dem nämlichen örtlichen Gebiete oder Grabfelde stammen, im Einzelnen Verschiedenheiten nach Styl, Technik und Ornamentik.

Die Abweichungen innerhalb der nämlichen Gegend deuten theils, ähnlich wie bei Nummer 4—14 eine fortschreitende Technik und Ornamentik, und also auch eine fortschreitende Geschmacksrichtung der Bevölkerung nebst einer Verschiedenheit nach Zeit, theils bei gleich ausgebildeter und verwandter Technik entweder einen Wechsel des Geschmacks überhaupt oder den ungefähr gleichzeitigen Bezug aus verschiedenen Fabriken an. Letzteres dürfte bei den Fibeln von Warmhof (No. 15—17) das Wahrscheinlichste sein, weil wenigstens bei No. 15 und 16 die Abweichungen im Einzelnen zu unwesentlich sind, um weit auseinander liegende Uebergänge des Styls und der Technik erkennen zu lassen. Auch Nr. 17 schließt sich bis auf die Befestigung des Federwerks genau an No. 15 und 16 an, so daß man hier zur Annahme verschiedener Productionsstätten bei gleichzeitigem Ursprunge berechtigt sein dürfte. Alle drei aber bilden in technischer Hinsicht einen so grellen Gegensatz mit den auf den nämlichen Stellen vorgefundenen sehr rohen und wohl als Versuche einheimischer Nachbildungen anzusehenden Metallarbeiten (S. 136 Anm. 10), daß bei den Fibeln unserer Taf. V. Fig. 1—3) an einheimische Herstellung nicht zu denken ist, deuten vielmehr bei ihrer wesentlichen Abweichung vom römischen und spätern Styl in Bezug auf ihre charakteristische Ornamentik (concentrische Kreise etruskischer Arbeiten) auf südlichen Ursprung hin.

cc. Der Bügel weicht in der Form wesentlich von den Kategorien aa. und bb. ab, mit denen er nur die Construction des oben anschließenden Federwerks gemein hat, und endet unten in einen Knopf.

18. Broncefibel aus Stanomin (Kreis Inowraclaw, Regierungsbezirk Bromberg), welche auf unserer Taf. V. Fig. 4, 4a. und 4b. in natürlicher Größe abgebildet ist und sich im städtischen Museum zu Thorn befindet.

Die ganze, 10 Centimeter hohe Fibel ist in eins gearbeitet. Der schwer massive Bügel läuft am obern Ende zunächst in eine etwas gewölbte, 3 Centimeter lange, 0,8 Centimeter breite und in der Mitte 0,4 Centimeter dicke (nach den Enden hin sich flach abdachende) Platte aus. Oben aus dieser Platte ist ein zum Bügel zurückgebogener und in eine Dreiecksfläche auslaufender Haken (zum Durchführen der Federschlinge) herausgearbeitet. Unten ist aus der Platte die runde, 0,3 Centimeter starke Federspirale ausgearbeitet, welche sich (von vorne gesehen) in drei Windungen nach links fortsetzt, dann als Schlinge durch den Haken (über dem oberen Rande der Platte) hindurch zur rechten Seite hinzieht, in drei Windungen gegen ihren Ausgangspunkt bewegt und dann in den Nadeldorn ausläuft. Der Bügel selbst bildet am obern Ende, wo die Platte mit dem Federwerk anschließt, eine dicke, gerundete Wulst, welche an ihrer breitesten Stelle 2,2 Centimeter breit ist und von vorn dem obern Ansatze eines Elephantenrüssels etwas ähnlich sieht. Nach einem bogenförmigen Verlauf von 4 Centimetern (seit der Platte) setzt ein runder Knopf an, und unterhalb desselben verläuft der Bügel in geschweifter vierkantiger sich verjüngender Form, bis er unten in einen Schlußknopf ausläuft. Die hintere vierte Kante, von dem obern Knopfe an ist nach Innen zu einer allmählig zunehmenden Fläche ausgearbeitet, welche unten durchbrochen und an ihrem hintersten Theile zur Nadelfalze umgelegt ist. Die Kanten des Bügels haben am obern Verlauf eine fein gezackte Ornamentik. Die Technik ist im höchsten Grade vollkommen und correct. Die ganze Fibel bildet im Längenprofil eine dem Eberkopfe ähnliche Figur. Sie ist zusammen mit den unter Nr. 68 bis 70 und 78 beschriebenen Nadeln, mit verschiedenem irdenem Geschirr und mit Spindelwirteln aus Thon gefunden.

Eine ähnliche Fibelform wie Nr. 18 tritt in den Gräbern von Fürstenwalde (zwei Meilen nordöstlich von Königsberg) auf.

Die Gräber von Fürstenwalde, welche in den Schriften der physik.-ökon. Gesellsch. zu Königsberg 1869 S. 133—138 durch Prof. Wittich und S. 148—158 durch Dr. Hensche beschrieben sind, zeigen Beerdigung neben Leichenbrand. Bei den beerdigten Leichen lagen Pferdeskelette mit Gebiß und Steigbügeln aus Eisen. Mit regelmäßig abwechselnder Lagerung fanden sich in Abständen von etwa 3 Meter Menschen- und Pferdeskelette, welche sämmtlich von einem Kranze kleiner Steine umgeben und von denen mehrere mit Steinen bedeckt waren. Die untersuchten Skelette lagen

horizontal gebettet. Dazwischen fanden sich Brandspuren, irdene Gefäßscherben, nebst Eisen- und Broncegeräthen, jedoch ohne Reste gebrannter Menschenknochen. Außerhalb dieses Grabfeldes, doch in dessen Nähe traf man auf eine Leichenbrandstätte mit verbrannten Menschenknochen, Pferdeskeletten nebst Gebiß und Steigbügeln, eisernen Geräthen und irdenen Gefäßscherben. Endlich befanden sich in der Nähe dieser Stätte noch Hügelgräber mit Leichenbrand, Urnen und Urnenresten, meist unter großen Steinen. Auch Bronce- und Eisengeräth ist hier gefunden. Die Zusammengehörigkeit der einzelnen Fundstücke nach den einzelnen Gräbern und Grabarten ist nicht angegeben.

Dr. Hensche, welcher auf dem (1869 wohl noch nicht vollständig überwundenen, aber durch die neuesten Forschungen endlich beseitigten) Standpunkte des Dreiperiodensystems steht, weist den Fürstenwalder Gräbern ihren Platz in einer sog. jüngeren Periode des Eisenalters an und bezeichnet (auf Grund gezogener Parallelen mit der von Bähr ventilirten und an Münzfunde angelehnten Livenkultur) als Grenzen derselben die ersten Jahrhunderte nach 1000, vielleicht bis in das funfzehnte Jahrhunderte hinein. Dieser Annahme vermögen wir nicht beizutreten.

Zwar mag sich die Sitte, Verstorbene mit Beigaben an Waffen, Schmuck und Geräthen auszustatten, welche im südlichen und westlichen Deutschland mit dem zehnten Jahrhundert verschwand, seitdem aber durch die Beerdigung in hölzernen Särgen (als deren Vorläufer die sog. Todtenbäume schon in der merovingischen Zeit auftreten) ersetzt wurde, in Ostpreußen noch länger erhalten haben. Das Grabfeld von Stangenwalde bei Rossitten (auf der kurischen Nehrung), welches Herr Dr. Paul Schiefferdecker mit einer, allen Fundberichten wünschenswerthen minutiösen Genauigkeit und klaren Uebersichtlichkeit beschrieben hat (Schriften der physik.-ökonom. Gesellsch. 1871 S. 42—56), bestätigt dies, gewährt aber zugleich für die Zeitbestimmung der Fürstenwalder Gräber einen positiven Anhalt. Nach den aufgefundenen Münzen reicht das Stangenwalder Todtenfeld nicht über das zwölfte Jahrhundert nach Chr. zurück, aber noch in das vierzehnte Jahrhundert n. Chr. hinein. Es zeigt aber äußerst charakteristische Eigenthümlichkeiten, welche es um viele Jahrhunderte später setzen, als die Gräber von Fürstenwalde, Rosenau und Tengen, und es von diesen drei Grabfeldern wesentlich unterscheiden.

Zunächst stellt der Fundbericht Schiefferdeckers außer Zweifel, daß man es in Stangenwalde ausschließlich mit den Ueberresten einer und derselben — wenn auch mehrere Jahrhunderte umfassenden — ununterbrochenen Kulturperiode zu thun hat. Die Bestattungsform ist bei allen Gräbern eine völlig übereinstimmende: Beerdigung in Särgen, und zwar

sind die letzteren gefugt, mit Nägeln zusammengeschlagen und aus Holz. Sodann enthielt das Stangenwalder Grabfeld nach den Fundberichten an Stelle derjenigen Fibeln und Ziergeräthe, welche durch Styl, Technik und Ornamentik auf die Kulturstaaten des Alterthums und auf die Jahrhunderte vor Chr. Geb. zurückführen, nur Schnallen bezw. Fibeln und Ziergeräthe, welche sich an einen den fränkisch-alamannischen Gräbern des frühen Mittelalters eigenthümlichen Geschmack anschließen (vgl. die bezüglichen Abbildungen bei Lindenschmit: Alterth. d. heidn. Vorzeit), und beweisen durch die Inschrift ave Maria in Verbindung mit dem Kreuzeszeichen auf Schnallen, daß die Todten das Christenthum bereits angenommen hatten. Das Kreuzeszeichen allein würde für letzteres noch nichts beweisen.

Diesen Momenten gegenüber zeigen die Gräber von Fürstenwalde wesentlich andere und entschieden viel ältere Verhältnisse.

Zunächst ergiebt die erwähnte Fundbeschreibung des Prof. v. Wittich, daß die Gräber von Fürstenwalde gleich denen zu Rosenau und Tengen, mehrere zeitlich von einander streng geschiedene Begräbnißformen und Kulturperioden, deren älteste und jüngste weit auseinanderliegen, darstellen. Leichenbrand und Beerdigung finden sich bei einander, und selbst die letztere bietet noch keinen Anhalt für die Versetzung der bezüglichen Gräber in das Mittelalter, da ein Theil der Gräber zu Hallstatt (in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts vor Chr.) ebenfalls Beerdigung mit ganz gleicher Bestattungsweise, wie die in Fürstenwalde aufweisen. Bei der an letzterem Orte auftretenden Beerdigung kommen aber keinerlei Spuren von (wenn auch noch so primitiven) Särgen vor, wie Prof. v. Wittig besonders hervorhebt. Da der Gebrauch derselben nach Chr. Geb. eine Folge des die Beerdigung wieder bezw. allgemein einführenden Christenthums war, so muß bei dem hartnäckigen Widerstande, welchen die Bewohner Ostpreußens jenem entgegensetzten, eine lange Zeit verstrichen sein, ehe man sich der neuen Sitte fügte. Hierbei darf man aber auch die Lage der beiderseitigen Orte nicht übersehen. Fürstenwalde lag im unmittelbaren Bereiche der deutschen Ordenssitze und war der steten Kontrolle des Ordens unterworfen, während Stangenwalde für denselben viel schwerer zu erreichen und zu beeinflußen war. Trotzdem hatte der Orden an letzterem Orte soviel Einfluß gewonnen, daß die leibliche Verbrennung unterblieb und höchstens nur symbolisch durch Bestreuen der in regelrechten Särgen beerdigten Leichen mit Kohle angedeutet wurde. Auch gab man Symbole des Christenthums den Todten mit in das Grab.

Von allen diesen Merkmalen der Ordensherrschaft fand sich nichts in Fürstenwalde, wo Verbrennung der Leichen und deren Beerdigung ohne

Särge stattfand, so daß hier von Bestattungen in den Jahrhunderten nach 1000 n. Chr. wohl keine Rede sein kann.

Außerdem tritt aber in den Beigaben der Fürstenwalder Gräber eine so große Verschiedenheit nach Styl, Technik und Ornamentik zu Tage, daß eine nur in den engeren Grenzen weniger Jahrhunderte sich bewegende bezw. ununterbrochene Periode des ganzen Grabfeldes wenig wahrscheinlich sein dürfte.

Ein Theil der Broncen schließt sich, wie wir bei den betreffenden Stücken noch näher erörtern werden, an etruskische und bezw. gräko-italische Arbeiten mit einer Bestimmtheit an, welche auf den nämlichen beiderseitigen Ursprung hindeutet, weicht dagegen von den römischen, späteren und bezw. mittelalterlichen Erzeugnissen aller übrigen Länder und Landestheile wesentlich ab. Wären diese Fundstücke von Fürstenwalde, namentlich die Fibeln aus der von Dr. Hensche angenommenen Periode, so würden wir aus dieser Zeit hier Gegenstände (als einheimische oder fremde Produkte) finden, welche unter allen übrigen Völkern Europas seit Jahrhunderten verschwunden waren und einem andern, durch die römische Weltherrschaft beeinflußten Geschmacke Platz gemacht hatten.

Wenn man auch mit Lindenschmit (vgl. S. 144, 145) den Bewohnern Deutschlands betreffs des Festhaltens der einmal aufgenommenen und liebgewonnenen Formen der Schmuckgeräthe eine gleiche Zähigkeit zuschreibt, wie dies Tacitus von bestimmten Sorten der römischen Münzen bekundet (Germ. 5), so gelangt man für die hier in Rede stehenden Fibeln (Nr. 19 und 20) immer noch nicht über die Zeiten der Völkerwanderungen hinaus, weil diese seit den Kämpfen der germanischen Völker gegen Rom eine wesentlich neue Geschmacksrichtung in die Welt brachten.

Die Fundstücke aus Fürstenwalde weichen überdies von denen aus Stangenwalde in ihren wesentlichen stylistischen und ornamentalen Beziehungen ab.

Daher können wohl jene Broncen, deren Styl und Ornamentik sich über Deutschland, Oesterreich u. s. w. zerstreut findet und in Begleitung archaistischer Arbeiten häufig auftritt, ebensowenig ein integrirender Theil der Bähr'schen Livenkultur, als diese selbst eine Trägerin des archaistischen Styles sein. Sollten also in Livengräbern Münzen aus dem zwölften bis funfzehnten Jahrhundert nach Chr. zugleich mit Broncen archaistischen Styls wirklich nachgewiesen sein, so ist dieses Zusammentreffen — wie bei Rosenau und Tengen — wohl nur aus einer zweimaligen und zwar viele Jahrhunderte auseinanderliegenden Benutzung einer und derselben Grabstätte erklärlich.

Der Münzfund eines Grabes beweist nur, daß dieses nicht älter sein kann, als die Münze, sofern eine nur einmalige Bestattung feststeht, schließt aber die Annahme, daß die sonstigen Beigaben älter sind, als das Grab, keineswegs aus.

Daher ist auch die Erhaltung eines hochgeschätzten Bronceschmucks durch viele Generationen hindurch zwar an sich wahrscheinlich (S. 132) allein ihre Aufbewahruug im Wege der Vererbung durch einen mehr als tausendjährigen Zeitraum und unter allen Stürmen der Volkerwanderungen erscheint mehr als unwahrscheinlich.

Aus allen diesen Gründen werden wir daher auch das Grabfeld zu Fürstenwalde um viele Jahrhunderte zurücklegen und den Ursprung der archaistischen Broncegeräthe, insbesondere der Fibeln Nr. 19 und 20 in eine noch frühere Zeit setzen müssen.[11])

19. Fibelform aus Fürstenwalde, welche nach der Zeichnung in den Schriften der physik.-ökonom. Gesellschaft (1869 Taf. III. Fig. 18) auf unserer Taf. V. Fig. 5 abgebildet ist.

20. Fibelform aus Fürstenwalde, welche nach der Zeichnung (a. a. O. 1869 Taf. III. Fig. 19) auf unserer Taf. V. Fig. 6 abgebildet ist.

Beide Arten (19 und 20) entsprechen bis auf die schönen Formen und einzelne Abweichungen der Fibel aus Stanomin (Nr. 18), und entkräften schon dadurch die Annahme einer specifischen Livenkultur an den Ostseegestaden. Sie weisen aber auch, wegen der nämlichen Mechanik des Federwerks mit Nr. 15—18, auf vorrömischen Styl hin.

Aus Fürstenwalde stammen noch zwei andere Fibeln, von denen aber (a. a. O.) nur gesagt ist, daß sie von noch einfacherer Form sind, als Nro. 19 und 20.

21. Fibelform aus Rosenau, welche nach der Zeichnung (a. a. O. 1873 Taf. VIII. Fig. 1) auf unserer Taf. V. Fig. 7 abgebildet und (nach Professor Berendt) in dortiger Gegend ziemlich häufig vertreten ist.

---

[11]) Es soll übrigens — wie wir noch besonders hervorheben — durch vorstehende Erörterung der verdienstvollen Arbeit des Herrn Dr. Hensche keineswegs nahe getreten werden.

Nur zur Klärung der hiesigen alten Kulturzustände haben wir versucht, die bezüglichen Momente näher zu beleuchten.

Der Bügel und die Nadelfalze sind aus Bronce, doch ist bei a. und b. Eisenblech aufgelegt. Am obern Ende des Bügels steht horizontal eine broncene Scheide, von welcher die eiserne Spiralfeder vorne verdeckt wird.

22. Broncefibeln aus Rosenau, welche nach der Zeichnung (a. a. O. 1873 Taf. VIII. Fig. 35) auf unserer Taf. V. Fig. 9 in 1/4 der natürlichen Größe wiedergegeben ist. Sie schließt sich im Style der Nr. 21 wesentlich an mit der Maßgabe, daß bei ihr alle Theile aus Bronce bestehen.

23. Fibel aus Rosenau, welche nach der Zeichnung (a. a. O. 1873 Taf. VIII. Fig 2) auf unserer Taf. V. Fig. 8 abgebildet ist, zeigt eine (nach Prof. Berendt) in unseren Gegenden und (nach den erwähnten Sammelwerken) auch im übrigen Deutschland noch nicht bekannt gewordene Form. Die Spiralfeder, welche in einer broncenen Scheide liegt, ist nebst der Nadel aus Eisen, alles Uebrige aus Bronce.

Diese Fibel unterscheidet sich im Style des Bügels wesentlich von allen vorstehend unter Nr. 3 bis 22 beschriebenen, und insbesondere auch von den in Rosenau auftretenden übrigen Formen der Nrn. 5—8, 11, 12, 21 und 22, und zeigt nur das allen gemeinsame mechanische Gesetz des Federwerks.

Vergleichen wir nun die Formen der Fibeln Nr. 19, 20 u. 21—23, welche sich ebenfalls weder den römischen, noch späteren Typen anschließen, unter sich, so erkennen wir hier wiederum einen Wechsel des Styls. Derselbe erstreckt sich aber nicht etwa auf einen größern District, sondern immer nur auf den nämlichen Ort. Sowohl die Fibeln aus Fürstenwalde (Nr. 19 und 20) zeigen diese Verschiedenheit, als auch die von Rosenau (Nr. 21 bis 23), und zwar die letzteren nicht nur im Gegensatze zu den übrigen Formen aus Rosenau (Nr. 5—8, 11 und 12), aus Tengen Nr. 9, 10 13, 14), Preuß. Friedland und Schönsee (Nr. 3, 4) und Warmhof (Nr. 15—17), sondern auch unter sich im Gegensatze der Nrn. 21 und 22 gegen Nr. 23.

Der im Laufe der Zeiten wechselnde Geschmack der hiesigen Bevölkerungen tritt uns aus den abweichenden Formen der Nrn. 3—23 mit einer Entschiedenheit entgegen, welche sich bei der verschiedenartigen Technik und Ornamentik wohl weniger auf Launen, als auf eine Verschiedenheit nach Zeit zurückführen läßt. Lindenschmit (Archiv für Anthropologie Band VIII. S. 167) bemerkt in dieser Hinsicht betreffs des westlichen (römischen) Deutschlands:

„Wenn wir, ganz abgesehen von den torquis, auch ältere Formen der italienischen fibula, welche in den rheinischen Grabhügeln aus der Zeit vor der römischen Eroberung gefunden werden, neben wesentlich verschiedenen anderen Typen in der späteren römischen Kaiserzeit immer noch vertreten finden, so ergiebt sich hieraus wohl die Berechtigung der Annahme, daß einmal aufgenommene und eingewohnte Formen dieser Geräthe von den germanischen Stämmen mit gleicher Ausdauer bevorzugt wurden, wie nach Tacitus Zeugniß lange Zeit hindurch bestimmte Sorten der römischen Münzen."

Die nämliche Zähigkeit im Festhalten einmal liebgewonnener Formen, welche sich in der einheimischen Industrie der zum Theil schon im ersten Jahrhundert nach Chr. vollständig romanisirten und in Folge dessen auch in der Metalltechnik ausgebildeten rheinischen Germanen noch in die römische Herrschaft hinein geltend machte, werden wir in Ansehung der Einfuhrartikel mittelst des Handelsverkehrs auch für die Bewohner der untern Weichsel und der Ostseeküsten annehmen müssen, doch unter anderen Voraussetzungen und mit anderen Folgerungen. In unseren Gegenden, wo ein unmittelbarer Geschmackseinfluß mit Einführung römischer Kultur nicht stattfand, und wo ebensowenig durch sog. Kulturströmungen des Südens u. dgl. mehr (vgl. a. a. O. S. 168 und folg.) eine vollendete Metallindustrie (die auch noch ganz andere Grundbedingungen erfordert, als ein Handelsverkehr mit sich bringt) geschaffen werden konnte, war von einer hochentwickelten einheimischen Production im zweiten Jahrhundert nach Chr. keine Rede. Da nun damals die Formen unserer Nr. 3—23 in den Centralstätten der Industrie von dem wechselnden Geschmacke längst beseitigt oder anders gestaltet waren, so wird man den Ursprung dieser Fibeln theils in die Jahrhunderte vor Chr. zurückversetzen, theils mit Lindenschmit (a. a. O. S. 167) annehmen müssen, daß einzelne in jenen Industriestätten noch lange als Ausfuhrartikel nach entfernten Ländern in älterer, hier einmal eingebürgerter Form weiter fabricirt wurden. Die letztere Annahme hat an sich nichts Befremdendes. Unsere heutige Industrie aller Branchen producirt nach dem in überseeischen Ländern herrschenden Geschmacke ganz bestimmte Specialitäten, und die Alten standen, wenn man die weit schwierigeren Communicationsmittel mit ihren ausgedehnten Absatzverhältnissen vergleicht, in dieser Beziehung gewiß nicht nach. Daher wird man vielleicht für einen Theil der in unseren Gegenden auftretenden Fibelformen das Nämliche anzunehmen befugt sein, jedoch in dieser Hinsicht möglicherweise noch einen Schritt weiter gehen und jene rheinische Industrie in die Production hineinziehen können. In der romanisirten Rheinprovinz wurden die eingebürgerten Schmuck-

gegenstände, wie sie der südliche Handel seit Jahrhunderten dem ganzen Deutschland bis zum äußersten Norden zuführte, mit ganz besonderer Vorliebe gekauft und also wohl auch fabricirt. Die Ubier (S. 22 Anm. 7 und S. 30 Anm. 13) trieben bekanntlich seit Jahrhunderten Handel nach dem innern Deutschland, vermittelten also auch wohl den Bernsteinhandel zwischen der Ostsee und dem Rheine und wurden unter der römischen Herrschaft ein rasch aufblühendes Handels- und Industrievolk. Als daher die italische Industrie im Allgemeinen jene altmodischen Fibeln nicht mehr producirte, werden die Ubier bei ihren — nur zeitweise durch Kriegsunruhen in Deutschland unterbrochenen — Handelsbeziehungen auch Metallarbeiten ihrer eigenen Industrie, welche sie zur Stelle hatten, sicherlich dem Osten zugeführt haben. Schon der Umstand, daß in hiesigen Gegenden die eigentlich römischen Fibelformen nach den bisher bekannt gewordenen Forschungen nicht auftreten, und daß, wie wir gesehen haben, selbst bei den römischen Münzen immer nur die älteren Typen vorkommen, ist mit Rücksicht auf den sonst lebhaften Handel Roms nach den Ostseeküsten im zweiten Jahrhundert nach Chr. von Bedeutung, wenngleich immerhin noch zahlreiche Funde im Schooße der Erde verborgen liegen und vielleicht auch noch römische Fibeln zu Tage kommen mögen.

Auf der andern Seite führt aber die vorstehend nachgewiesene technische Verschiedenheit der Fibeln, welche bestimmte Uebergänge kennzeichnet, einen Theil der in Rede stehenden Formen in die Jahrhunderte vor Chr. Geburt und auf südlichen Ursprung zurück.

---

b. Der Bügel läuft oben in eine Federspirale aus, welche sich aber nur nach **einer** Seite hin in wenigen Windungen fortsetzt und demnächst in die Nadel endet.

Der untere Theil des Bügels zeigt hierbei folgende Formen:

α) Der Bügel läuft nach unten senkrecht in eine lang gestreckte Nuth zur Aufnahme der Nadel aus.

In diese Kategorie gehört:

24. Eine altitalische Fibelform aus Grabhügeln bei Sawensee in der russischen Ostseeprovinz Livland (Kreis Wenden, Kirchspiel Laudohn) welche wir auf Taf. III. Fig. 6 abgebildet haben.

Dieselbe ist mit der schon erwähnten Vase altetruriſchen Styls und dem Thiergebilde (Taf. III. Fig. 4 und 5) zusammen gefunden.

Der Bügel der Fibel bildet die Gestalt eines nach oben und unten sich verjüngenden aufgeblähten Segels, läuft am obern Ende in eine wagerecht gerollte Feder und nach zwei Windungen in den Nadeldorn sowie am untern Ende in die senkrechte langgestreckte Nuth zur Aufnahme der Nadel aus. Der segelförmige Bügel zeigt an seinem mittlern Theile zu beiden Seiten buckelförmige Erhöhungen.

Diese Fibel entspricht in allen Theilen einem in Italien (aus altetruriſchen Gräbern) nachgewiesenen Typus und erscheint im östlichen Deutschland auch noch in der Preuß. Provinz Schlesien bei Pawellau (im Kreise Trebnitz) in Begleitung von Gegenständen etruriſchen Styls.

(Vgl. Lindenschmit: Alterth. d. heidn. Vorzeit Band I. Heft 7 Taf. 3 Fig. 10; Sitzungsberichte der gelehrten estniſchen Gesellschaft zu Dorpat 1875 S. 77.)

Das nämliche techniſche Gesetz: oberer Verlauf des Bügels in die auf einer Seite sich rollende und zum Nadeldorn übergehende Federspirale, sowie ein halbrunder, wulstartiger, theils schalenförmig hohler (ein Segel darstellender), theils vollrunder Bügel, welchem sich unten eine langgestreckte oder kürzere Nuth zur Aufnahme der Nadel anschließt, ist noch nachgewiesen:

in **Italien** (aus etruriſchen Gräbern, mit einer von unserer Taf. III. Fig. 6 abweichenden Form und Ornamentik, sowie in den Hausurnen von Marino);

in **Frankreich**: bei Amiens (von Erz und Gold);

in **Oesterreich**: aus den Gräbern von Hallstatt, wo die Form sehr zahlreich vertreten ist;

in **Baiern**;

in **der Schweiz**: aus dem Waadtlande;

im **Rheingebiete**: z. B. in Rheinhessen bei Oppenheim;

in **der Preuß. Provinz Schleswig-Holstein**: aus dem Holsteinschen;

in **Irland**; u. s. w.

(Vgl. Lindenschmit: Alterth. d. heidn. Vorzeit Band I. Heft 7 Taf. 3 Fig. 9; Heft 9 Taf. 2 Fig. 1, 3—6; Band III. Beil. z. Heft 1 S. 12. — v. Sacken: das Grabfeld zu Hallstatt Taf. XIII. Fig. 11, 14 und 15; Taf. XIV. Fig. 1, 2, 4, 5.)

Die langgestreckte Nuth bei anders gestaltetem Bügel, aber dem nämlichen Federwerk findet sich an Fibeln aus:

Italien (etruriſche);

Oesterreich: in den Gräbern von Hallstatt;

Württemberg: z. B. bei Oehringen u. s. w.;

Baiern;

Hessen;
überhaupt aus dem Gebiete des Ober- und Mittelrheins;
der Preuß. Provinz Hannover: bei Hannover;
(Vgl. Lindenschmit a. a. O. Band I. Heft 7 Taf. 3 Fig. 8; Heft 9 Taf. 2 Fig. 2; Band II. Heft 11 Taf. 2 Fig. 3—5. — v. Sacken a. a. O. Taf. XIII. Fig. 13, Taf. XIV. Fig. 2.)

Ein den vorstehenden Formen sich anschließender Typus soll aus Gräbern zwischen Athen und dem Piräeus nachgewiesen sein.

β. Der Bügel ist am untern Ende wieder aufwärts nach vorn zurückgelegt.

Von Fibeln mit dieser untern Gestalt des Bügels, welche bei einem Theile der mit Federspirale auf beiden Seiten (am oberen Bügel) versehenen Fibeln ebenfalls vorkommt (vgl. unter a, bb. hinter No. 15—17 S. 136, 137), liegen uns aus dem Gebiete der Ostsee und untern Weichsel keine Formen vor.

Diese, mit No. 24 eng verwandte Fibelform ist aber nachgewiesen: mit ähnlich wulstförmigem Bügel:
aus Italien (etrurischen Gräbern);
vom Mittelrhein; sowie
aus dem Großherzogthum Hessen, u. s. w.
(Vgl. Lindenschmit a. a. O. Band I. Heft 7 Taf. 3 Fig. 4; Band II. Heft 4 Taf. 2 Fig. 5; Heft 11 Taf. 2 Fig. 1.)

γ. Nur das nämliche Gesetz der Mechanik: Verlauf des obern Bügels in die Federspirale, welche nur auf eine Seite gerollt ist und dann in die Nadel übergeht, bei wesentlich abweichender Bildung des unteren Bügels oder der Fibel selbst zeigen folgende Fibeln:

in Italien (etrurische);
in Frankreich;
in Oesterreich: aus den Gräbern bei Hallstatt;
in Württemberg: aus einem Grabhügel bei Mahlstetten (bei Spaichingen);
(Vgl. Lindenschmit a. a. O. Band I. Heft 7 Taf. 3 Fig. 1—3; Band II. Heft 1 Taf. 4; Heft 11 Taf. 2 Fig. 2; v. Sacken a. a. O. Taf. XIV. Fig. 15 und 16.)

Fassen wir nun die sämmtlichen vorstehend (No. 3—24) beschriebenen und aus den erwähnten Sammelwerken zur Vergleichung angezogenen Fibelformen sowohl nach ihrem stylistischen Zusammenhange, als nach ihrer örtlichen Ausbreitung ins Auge, so ergeben sich folgende Consequenzen:

1) Bei allen tritt als entscheidendes Merkmal eine Gleichartigkeit in der Mechanik zu Tage, welche als Grundmotiv der Federkraft einen ganz bestimmten und allen Productionsstätten dieser Fibeln gemeinsamen Standpunkt der Technik kennzeichnet. Das Charakteristische dieser Mechanik besteht darin, daß die Federkraft und der feste Verschluß der Gewandnadel durch die Elastizität einer Spiralfeder hervorgebracht wird, während der Verschluß bei römischen und späteren Fibeln (bezw. heutigen Brochen) dadurch entsteht, daß bei diesen der Nadeldorn sich in einem Charnier am Bügel bewegt und mit diesem gegen die innere Seite des Bügels (bezw. der Vorderspange) drückt, so daß der Nadeldorn selbst mit zur Bildung der Federkraft beiträgt. Diese Verschiedenheit führt die Entstehung und Ausbildung der Mechanik an den von uns behandelten Federspiralfibeln (No. 3—24) mit großer Bestimmtheit in diejenigen Jahrhunderte vor Chr. Geb., welche der spätern italischen und bezw. specifisch römischen, den Geschmack der ganzen alten Welt beeinflussenden Metallindustrie voraufgingen, zurück.

2) Die von dem vorstehend aufgestellten obersten Gesetze stattfindende Abweichung: daß die horizontale Federspirale bald auf beiden Seiten, bald nur auf einer Seite gerollt ist, begründet keinen technisch durchgreifenden Unterschied, weil jede dieser beiden Kategorieen mit der andern betreffs der sonstigen Grundzüge nach Styl und Ornamentik (namentlich des Bügels) so charakteristische Uebereinstimmungen aufweist, daß die Gleichmäßigkeit des technisch-industriellen Standpunkts keinem Zweifel unterliegen dürfte.

3) Ebensowenig begründen in dieser Hinsicht die übrigen stylistischen und ornamentalen besonderen Unterschiede eine maßgebende Verschiedenheit. Lindenschmit (Archiv für Anthropologie Band VIII. S. 166 und 167) führt solche auf den abweichenden Geschmack bei den einzelnen Nationen und Volksstämmen zurück. Er sagt:

„Zunächst sind zur Erklärung des begrenzten Auftretens gewisser Typen allerdings die Besonderheiten der Stammestrachten ins Auge zu fassen, welche den nordischen Völkern in hohem Grade

eigenthümlich und in den einzelnen Gegenden der verschiedenen Länder in eine sehr ferne Frühzeit hinaufreichen. Strabo erzählt von einem Denkmale in Lugdunum, auf welchem 60 Völkerschaften Galliens abgebildet waren, deren Unterscheidung doch nur an den Merkmalen ihrer Kleidung und Schmuckgeräthe darstellbar war. Auch bei den so nahe verwandten germanischen Völkern sind schon im früheren Alterthum solche Verschiedenheiten der Stammestrachten nachzuweisen, und die im Mittelalter jeden Landstrich kennzeichnenden Merkmale der Kleidung und Haartracht sind bis zum heutigen Tage nicht völlig verschwunden."

„Die Eigenthümlichkeit dieser Volkstrachten aber erstreckte sich nicht nur auf die Form und Farbe der Kleidung, sondern auch auf die derselben zugehörigen Bestandtheile aus Metall, die Spangen, Hefteln der Mäntel und Gürtel u. dgl., welche sich die Landleute aber, wie bekannt, keineswegs selbst anfertigten und auch niemals angefertigt haben. Was heutzutage von diesen Metallwaaren von den Städten aus dem Lande zugeführt wird, mußte in frühester Zeit, als noch jede Vorbedingung einer Metallindustrie fehlte, da, wo ein Bedürfniß rege wurde, durch wandernde Händler oder von den Märkten an den Handelsstraßen bezogen werden."

„Daß aber diejenigen Arten solcher Schmuckgeräthe, welche in den einzelnen Gegenden einmal beifällige Aufnahme gefunden, oder von angesehenen Familien bevorzugt wurden, bald eine Aufnahme in die gemeinsame Tracht der Stammesgenossen fanden und damit dauernde Geltung erhielten, ist ebenso naturgemäß, als daß diese Beobachtung den Händlern nicht entgehen konnte, welche bald die Erfahrung machen mußten, welche Typen der Schmuckstücke in dieser und welche in jener Gegend vorzugsweise zu verwerthen waren." (Vgl. Germ. 31, 38.)

4) Neben der örtlichen Verschiedenheit (3) bedingen aber auch die an unseren Fibeln (No. 3—24) theilweise erkennbaren Uebergänge einer gewissen, wenn auch chronologisch noch nicht genau zu bestimmenden Stufenfolge in Styl, Technik und Ornamentik eine Verschiedenheit nach Ort und Zeit, welche sich mit Rücksicht auf die gesammten industriellen, commerciellen und Verkehrsverhältnisse des Altherthums in den Grenzen vieler Jahrhunderte bewegen dürfte. Der hieraus erkennbare Fortschritt des Geschmacks und der Bildung ist bereits bei den einzelnen Arten, soweit sich ein Anhalt für seine Bestimmung zu bieten schien, hervorgehoben.

5) Die in Rede stehende Form der Federspiralfibel erscheint sowohl jenseits der Alpen (und zwar hier vorzugsweise in etruriſchen Gräbern),

als diesseits derselben (und zum Theil zusammen mit zweifellos etruskischen Arbeiten) in der Schweiz, in Frankreich und Holland, im ganzen Stromgebiete des Rheins und seiner Nebenflüsse, in Oesterreich mit Einschluß von Ungarn, sowie in den verschiedensten Gegenden Baierns, im ganzen Elbgebiete, in den Nord- und Ostseeländern, in den Preuß. Provinzen Hannover, Schleswig-Holstein, Preußen und Schlesien, in den russischen Ostseeprovinzen Kurland und Livland, sowie in Dänemark, Großbritannien und Irland.

Diese außerordentlich weite Verbreitung der betreffenden Fibeln und ihr gleichmäßiges Auftreten außerhalb Italiens bei den Völkern keltischer, germanischer und slavischer Nationalität dürfte schon das Bestreben, sie zum besondern Eigen einzelner Länder und Nationen des nördlichen Europas stempeln zu wollen, vollständig illusorisch machen.

Ueberdies umfaßt das Ausbreitungsgebiet der Federspiralfibeln im Wesentlichen die örtliche Ausdehnung des alten Handelsverkehrs, wie ihn Phönikier, Etrusker, Griechen und bezw. Massalioten mit dem nördlichen Europa unterhielten, und läßt also ihre Herkunft als Handelsartikel dieser Völker als durchaus natürlich erscheinen, zumal die Handelseinfuhr von Metallwaaren nach dem Norden seit den frühesten Zeiten auch durch die alten Schriftsteller bekundet wird (Abschnitt I.).

6) Die Gleichartigkeit des nämlichen technischen und bezw. stylistischen Gesetzes weist für alle Federspiralfibeln auf einen gemeinsamen Ausgangspunkt der Fabrikation oder auf eine gleiche Industriestufe hin.

7) Alle diese Fibeln weichen, abgesehen von dem Federwerk, auch im Uebrigen nach Styl, Technik und Ornamentik von den römischen und späteren Formen ab. Unter den jenseits und diesseits der Alpen auftretenden Federspiralfibeln erscheint eine Anzahl, welche den sogen. barbarisirenden etruskisch-keltischen Mischstyl (wie ihn Dr. Genthe nennt) zeigen. In dem nämlichen Style treten nun wieder weitere Fibeln auf, welche theils einen Uebergang von dem Spiralfederwerke zur Mechanik der römischen und bezw. späteren Formen (1), theils bereits die letztere (also ohne gerollte Federspirale) zeigen. (Vgl. Lindenschmit: Alterth. d. heidn. Vorzeit Band I. Heft 4 Taf. 3 Fig. 3, 5, 7 bezw. 8 und 9; Band II. Heft 4 Taf. 2 Fig. 2—4, 10: v. Sacken: Grabfeld zu Hallstatt.) Daher führen auch in sonstiger stylistischer und ornamentaler Hinsicht die S. 123 bis 148 aufgeführten Fibeln auf die der eigentlich römischen Kulturperiode voraufgehende Geschmacksrichtung zurück.

In allen diesen Momenten müssen wir somit den entschiedensten Hinweis auch der unter No. 3—24 beschriebenen Fibeln auf die südlichen Kulturstaaten des Alterthums erkennen, und werden wir am Schlusse noch versuchen, aus den inneren und örtlichen Verhältnissen der alten nördlichen Bevölkerungen die Unmöglichkeit eines einheimischen Ursprungs jener Schmuck- und Luxusartikel (im Zusammenhange aller von uns erörterten Metallarbeiten) nachzuweisen.

B. Ringe.

Die große Schwierigkeit, verschiedene der ringförmigen Gebilde ihren Gebrauchszwecken nach mit Sicherheit zu bestimmen, läßt uns von vorn herein darauf verzichten, ein hieran anschließendes System aufzustellen. Wir haben daher nachstehend die Ringe nur nach ihrer Form klassificirt.

Eine weitere Schwierigkeit bieten die Ringe für die Bestimmung ihres Ursprungs. Ihre stets an das unwandelbare Gesetz der Rundung gebundene Form gestattet weit weniger stylistische Nüancen und ist in viel beschränkterem Grade dem wechselnden Geschmacke und der Mode unterworfen, als z. B. die Fibeln, wo sich für die Umbildung sowohl im Ganzen als im Einzelnen ein weit größerer Spielraum des Styls darbietet.

Daher halten sich auch alle Ringformen selbst von bestimmt ausgesprochen stylistischem und ornamentalem Charakter viel länger, als jedes andere Luxusgeräth, und ihre Bestimmung nach Zeit und Ursprung wird dadurch namentlich in Grabfeldern, welche — wie die von Rosenau, Tengen und Fürstenwalde — einen größeren Zeitraum umfassen und durcheinandergeworfen, oder bei denen mehrmalige Bestattungen auf der nämlichen Stelle anzunehmen sind u. s. w., wesentlich erschwert. Man ist daher in solchen Fällen, wie sie zum großen Theil auch für die von uns darzustellenden Ringe zutreffen, auf das Gebiet der vergleichenden Betrachtung mit den übrigen Forschungen, welche aus sonstigen Momenten gewisse Anthaltspunkte bieten, angewiesen, und wird oft nicht im Stande sein, zu sicheren Resultaten zu gelangen. Diese Gesichtspunkte werden daher auch für die nachstehenden Erörterungen der Ringformen maßgebend sein, von denen wir unter Uebergehung der zahllos aufgefundenen ganz einfachen Stücke nur solche Formen berücksichtigt haben, welche in stylistischer oder ornamentaler Hinsicht bestimmte Anhaltspunkte zu bieten scheinen.

a. Rundgeformte und offenstehende Ringe.

25. Ringform des Todtenfeldes von Neumühl (Kreis Tuchel, des Regierungsbezirks Marienwerder).

Der von hier stammende Ring (Taf. VI. Fig. 1) ist massiv, rund, aus kupferfarbigem Erz (Kupfer mit nur wenig Zinn) gegossen, und in Breite von 1,6 Centimeter offen. Der Oeffnung gegenüber zeigt er eine Stärke von 0,6 Centimeter (im Durchmesser), verjüngt sich nach jener zu, an welcher er nur 0,4 Centimeter (im Durchmesser) stark ist, und hat einen innern Durchmesser von 5,2 Centimeter. Auf seiner äußern Seite befindet sich ein einfaches und gefälliges, quer über den ganzen Ring laufendes lineares Muster. Er besitzt sehr geringe Biegsamkeit, ist aber an einer Seite der Oeffnung (nach Außen hin) verbogen. Schließt man hieraus und aus dem Befunde ähnlich geformter Ringe an den Handgelenken von Skeletten auf seinen Gebrauch als Armring, so war er nur für eine sehr kleine Hand brauchbar. Dem Feuer war er anscheinend nicht ausgesetzt. Er ist gefunden in einer nur wenig oder gar nicht gebrannten (auch nicht auf der Drehscheibe verfertigten) Urne mit gebrannten Menschenknochen und Asche. In der Urne befanden sich außerdem noch bearbeitete Feuersteinchen und 2 kleinere einfache Bronceringe.

26. Acht Ringe von ähnlicher Form und Technik wie No. 25 sind zu Budzin im Regierungsbezirke Bromberg bei der Kultur eines Bruches gefunden. Dieselben sind von verschiedener Größe: der kleinste von 11 Centimeter und der größeste von 15 Centimeter Durchmesser, alle acht aber zeigen gleiche Form und Ornamentik. Einer derselben ist auf Taf. VI. Fig. 2 in natürlicher Größe abgebildet.

Eine den vorstehenden beiden Arten (25 und 26) vollständig entsprechende und nur mit (unterbrochenen) Gruppen von Querstrichen verzierte Ringform tritt in vorrömischen Gräbern bei Wiesbaden, sowie auf der Insel Sylt in Gräbern und zwar in letzteren zusammen mit einer aus zwei Spiralen bestehenden Fibel und Feuersteinwerkzeugen (vgl. S. 120) auf. (Lindenschmit a. a. O. Band III. Heft 3 Taf. 1 Fig. 1; Dorow Opferstätte u. s. w. Band I. S. 32c.)

Sonst tritt die nämliche Form (mit ähnlichen linearen Verzierungen) noch auf bei bedeutend größeren Ringen (sog. Halsringen) aus Gräbern in Baiern, z. B. bei Baireuth (Lindenschmit Band I. Heft 8 Taf. 5 Fig. 1 und 2), sowie in den Gräbern von Hallstatt (v. Sacken a. a. O. Taf. XVI. Fig. 7, 15, 19) und zwar hier als die einfachsten und ältesten Typen dieses Grabfundes.

Diese Momente und der Befund des Ringes No. 25 (in ganz roher Urne und unter Feuersteingeräthen) dürfte die Ringformen 25 und 26 in die frühen Jahrhunderte vor Chr. Geb. verweisen.

27. Broncering des Grabfundes zu Königl. Papau (Kreis Thorn, Regierungsbezirk Marienwerder), welcher auf Taf. X. Fig. 1 in halber natürlicher Größe abgebildet ist und sich im städtischen Museum zu Thorn befindet.

Der massive Ring ist vollkommen rund und hat einen innern Durchmesser von 14,5 Centimeter, besteht aus einem Schraubengewinde, welches sich nach den offenen Enden hin etwas verjüngt und auf beiden Seiten in breiter werdende und am Ende aufgerollte Flächen (Taf. X. Fig. 2 in natürlicher Größe) ausläuft. Diese sind beim Anschlusse an das Gewinde 0,7 Centimeter breit und 0,4 Centimeter stark, unten 1,5 Centimeter breit und ½ Millimeter stark. Der Durchmesser der rund aufgerollten Fläche beträgt 0,5 Centimeter. Die aufgerollten Enden stehen 5,4 Centimeter auseinander. Die Ornamentik der Flächen (Taf. X. Fig. 2) ist ein lineares Muster, welche sich den Verzierungen des archaistischen Styls, wie er in den Hallstatter Gräbern vertreten ist, anschließt.

Die nämliche schraubenförmige Ringform, doch mit anderm Verlauf an den unteren Enden ist nachgewiesen aus:

Baiern.

(Lindenschmit: Alterth. d. heidn. Vorzeit Band I. Heft 8 Taf. 5 Fig. 7.)

Auch den Ring No. 27 werden wir in die Jahrhunderte vor Chr. Geb. zu setzen haben.

28. Massiver Broncering aus Kön. Papau, welcher auf Taf. X. Fig. 3 in halber natürlicher Größe abgebildet ist und sich im städtischen Museum zu Thorn befindet. Derselbe besteht aus einer runden Broncestange, hat 21 Centimeter im innern Durchmesser, eine Stärke von 1 Centimeter, und zeigt an seiner äußern Seite sowie auf seiner oberen Rundung ein fortlaufendes gezahntes Ornament mit gekerbten Einschnitten. Die Enden stehen 4,1 Centimeter auseinander.

29. Hohler getriebener Broncering aus Kön. Papau, welcher auf Taf. X. Fig. 4 in halber Naturgröße abgebildet ist und sich im städtischen Museum zu Thorn befindet. Der Ring hat 9,5 Centimeter innern Durchmesser, ist im Ganzen 3,3 Centimeter stark, auch im Querdurchschnitte rund, und inwendig vollständig hohl. Auf seiner untern

Fläche ist er in 0,7 Centimeter Breite bis beinahe zu den Enden hin (d. h. bis zu etwa 2 Centimeter Entfernung von denselben) offen. Die Stärke des Blechs beträgt 0,2 Centimeter. Um seine halbe Oberfläche (also über die der Oeffnung entgegengesetzte Seite) läuft das auf Taf. X. Fig. 4 angegebene lineare Strichornament.

30. Hohler getriebener Broncering aus Kön. Papau, welcher auf Taf. X. Fig. 5 in halber natürlicher Größe abgebildet ist und sich im städtischen Museum zu Thorn befindet. Der Ring hat 14 Centimeter äußern und 7,7 Centimeter innern Durchmesser und ist auf der innern Seite in durchgehender Breite von 2 Centimeter offen. Sein Querdurchschnitt ist nach Außen rund und nach innen senkrecht abgeflacht und beträgt 4 zu 2,5 Centimeter im Durchmesser. Die Enden stehen nach der äußern Seite 1,8 und nach der innern 1,5 Centimeter weit auseinander. An jedem Ende laufen quer über die ganze äußere Fläche zwei durch getriebene Streifen getrennte Zickzackornamente von 6,5 Centimeter Länge, deren inneres (an dem offenen Ende) auf einem getriebenen Streifen ruht.

31. Hohler getriebener Broncering aus Kön. Papau, welcher auf Taf. X. Fig. 6 in halber natürlicher Größe abgebildet ist und sich im städtischen Museum zu Thorn befindet. Der Ring hat 14,4 Centimeter äußern und 8 Centimeter innern Durchmesser und ist auf der innern Seite in einer durchgehenden Breite von 1,5 Centimeter offen. Sein Querdurchschnitt ist nach Außen und nach Innen senkrecht abgeflacht und beträgt 4,5 zu 2,7 Centimeter im Durchmesser. Die Enden stehen an der äußern Seite 0,7 an der innern 0,5 Centimeter aus einander. An jedem Ende laufen quer über die ganze äußere Fläche fünf erhabene 0,1 Centimeter breite und 8 Centimeter lange Streifen, welche indessen an der ausschließlich auswendigen Fläche (wohl durch langen Gebrauch) völlig glatt abgeschliffen sind.

Dies ist bei den Ringen No. 29 und 30 nicht der Fall.

32. Hohler getriebener Broncering aus Kön. Papau, welcher auf Taf. X. Fig. 7 abgebildet ist und sich im städtischen Museum zu Thorn befindet. Der Ring hat 14,5 Centimeter äußern und 7 Centimeter innern Durchmesser, und ist auf der innern Seite offen, aber nicht überall in gleicher Breite, vielmehr an den Enden in Breite von 1,1 bezw. 1,6 Centimetern, sowie gegenüber den Enden in Breite von 2,2 Centimetern. Sein Querdurchschnitt ist nach Außen rund und nach Innen senkrecht abgeflacht und beträgt 4,5 zu 3 Centimeter im Durchmesser. Das

Blech ist bis zu 0,1 Centimeter stark. Die Enden stehen 1 Centimeter aus einander. An jedem Ende laufen quer über die ganze äußere Fläche zwei erhabene und 7,8 Centimeter lange Doppelstreifen mit Querstrichen und neun Knöpfe von 0,2 Centimeter Durchmesser. Auch an diesem Ringe sind die Ornamente auf der ausschließlich auswendigen Fläche etwas abgeschliffen, während sie auf den nach dem Innern des Ringes zu befindlichen Stellen noch wohl erhalten sind.

Vergleicht man nun die vier Hohlringe (No. 29—32) aus einer und derselben Grabstätte, so zeigen sie bei fast gleicher Construction und ziemlich gleicher Größe eine verschiedenartige Technik und Ornamentik. Am rohsten gearbeitet und verziert ist No. 29, am vollendetsten No. 30. Zwischen ihnen stehen No. 31 und 32, welche die nämliche Technik, aber abweichende Verzierungen zeigen.

Alle vier aber weisen trotz dieser Abweichungen im Einzelnen entschieden auf den nämlichen Ausgangspunkt und auf die gleiche Zeit hin.

Gleichartige Hohlringe sind, soweit die bezüglichen Sammelwerke Aufschluß geben, im westlichen und südlichen Deutschland noch nicht aufgetreten. Auch die Hallstatter Gräber weisen solche nicht auf, und ebensowenig schließen sie sich den uns bekannten griechischen Formen an.

Aus römischer und späterer Zeit treten derartige Ringe ebenfalls nicht auf, so daß wir sie in die frühen Jahrhunderte vor Chr. Geb. setzen müssen und es vielleicht auf phönikischen Typus zurückführen können.

33. Massiver Broncering aus Kön. Papau (im städtischen Museum zu Thorn). Derselbe besteht aus einer überall 0,8 Centimeter starken, runden Broncestange, hat 17,7 Centimeter innern Durchmesser und zeigt an seinen offenen Enden auf der äußern Fläche zwei kleine, um 1 Millimeter erhöhte Zungen. Ueber die Oberfläche (wenn er liegt) zieht sich ein Ornament von 0,2 bis 0,4 Centimeter langen, in 0,2 bis 0,3 Centimeter Entfernung von einander eingeritzten und (gegenüber der Oeffnung) eingekerbten Strichen, welche unregelmäßig (nicht streng radienförmig) nach der Mitte hin laufen. Seine Enden stehen 3 Centimeter aus einander.

34. Massiver glatter Broncering aus Kön. Papau (im städtischen Museum zu Thorn). Derselbe (an einem Ende abgebrochen), besteht aus einem runden Broncestab, hat einen innern Durchmesser von 18 Centimetern, ist gegenüber der offenen Seite 1,2 Centimeter stark, verjüngt sich nach den Enden zu bis zu 0,7 Centimeter Stärke und verläuft hier in eine (beim Liegen des Ringes) senkrecht stehende, nach Außen und Innen convexe Fläche, welche bei 1,3 Centimeter Länge und 0,7 Centimeter Breite

in der Mitte 0,5 und an beiden Enden 0,3 Centimeter stark ist. Der Ring hat keinerlei Ornamente, ist aber sehr glatt und gut gegossen, und zeigt eine vollendete Fertigkeit in Behandlung des Gusses. Namentlich sticht er in dieser Hinsicht sehr gegen die Ringe No. 33 und 49 ab.

35. Ringe von der auf Taf. VI. Fig. 4 in natürlicher Größe abgebildeten Form und Ornamentik (aus Bronce) sind im Netzedistricte häufig vorgekommen. Exemplare befinden sich in der Sammlung des Herrn Baurathes Crüger in Schneidemühl.

Die nämliche Form und Ornamentik tritt bei einem (jedoch größern) Ringe des Hallstatter Grabfeldes (v. Sacken a. a. O. Taf. XVI. Fig. 19) auf und gehört hier zu den einfachsten und ältesten Formen des ganzen Grabfeldes.

36. Ring aus Tengen. Derselbe, welcher nach der Zeichnung in den Schriften der physik.-ökonom. Gesellsch. (1873 Taf. II. Fig. 7) auf unserer Taf. VI. Fig. 3 in natürlicher Größe abgebildet ist und aus Bronce besteht, stammt aus Grab 2. Dieses, ein sog. Brandgrab, enthielt außerdem noch eine kleine Urne mit sehr roher Verzierung aus schieflinigten und unregelmäßigen Punktreihen.

37. Ring aus Tengen, dem der No. 36 vollständig entsprechend (Taf. VI. Fig. 3) und massiv aus Silber. Der Ring stammt aus Grab 27, welches die Fibel No. 13 (Taf. IV. Fig. 5) ebenfalls enthielt (vgl. S. 132).

Jeder der beiden sehr zierlich gearbeiteten Ringe No. 36 und 37 stellt ein schraubenförmiges Gewinde dar, wie es durch eine Reihe von Jahrhunderten üblich war.

Die nämliche Form des Gewindes tritt auf bei einem ringförmigen Gebilde aus den Gräbern von Stangenwalde (S. 140, Schriften der physik.-ökonom. Gesellsch. 1871 Taf. VI. bezw. III. Fig. 5), ferner in kleineren (anscheinend Ohr-) Ringen aus fränkischen Gräbern bei Straßburg im Elsaß, sowie als Verzierung eines Glasringes aus einem Grabe zu Heimersheim (Rheinhessen), und endlich im Grabfunde von Waldalgesheim (in der Preuß. Rheinprovinz) mit etruskischen Gold- und Erzarbeiten, wo der Ring aus Gold besteht und zwischen jeder Windung einen feinen Perlenstreifen enthält. (Vgl. Lindenschmit: Alterth. d. heidn. Vorzeit Band I. Heft 11 Taf. 8 Fig. 16; Band II. Heft 9 Taf. 3 Fig. 1; Band III. Heft 1 Taf. 1 Fig. 1.)

Diese Ringform reicht somit von den Jahrhunderten vor Chr. bis in das vierzehnte Jahrhundert nach Chr.

Der Styl, sowie das Fehlen jeder Ornamentik schließt daher für die Ringe No. 36 und 37 eine Zeitbestimmung aus. Dagegen führt uns der Befund des Brandgrabes 27, welches, wie gesagt, außer dem Ringe No. 37 noch die Fibel No. 13 enthielt, in die Jahrhunderte vor Chr. Geb. und weist auch für die Ringform unserer Taf. VI. Fig. 3 auf den Süden hin.

38. Broncering aus Fürstenwalde, deren Form nach der Zeichnung in den Schriften d. physik.-ökonom. Gesellschaft 1869 (Taf. III. Fig. 15) auf unserer Taf. VI. Fig. 5 in natürlicher Größe abgebildet ist.

Ein ähnlich verzierter Ring stammt aus einem vorrömischen Grabe bei Wiesbaden (vgl. Dorow: Opferstätte und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhein I. S. 19 Grab 1.).

Die große Einfachheit und rohe Verzierung unterscheidet diese Ringform wesentlich von den Ringen der römischen und späteren Zeit. Namentlich weicht sie sowohl von den Ringen No. 25—27 u. 35 und den Arbeiten der etruskischen Kunstperiode, als auch von den Ringen aus fränkischen und alamannischen Gräbern nach Styl, Technik und Ornamentik ab, so daß sie mit Rücksicht hierauf in sehr frühe Zeiten fallen dürfte (vgl. S. 139—143).

39. Broncering aus Fürstenwalde mit kegelförmigen Knöpfen an den offenen Enden. Derselbe ist nach der Zeichnung in den Schriften der physik.-ökonom. Gesellsch. (1869 Taf. III. Fig. 17) auf unserer Taf. VII. Fig. 1 in halber natürlicher Größe abgebildet. Die kegelförmigen Knöpfe sind hohl und bestehen aus zwei Stücken: dem Mantel des abgestumpften Kegels und dessen Grundfläche mit umgeschlagenem, vorspringendem Rande. Der sich verjüngende Auslauf des Ringes geht durch den hohlen Kolben, durchbohrt dessen Endfläche in der Mitte und ist beim Austritte zu einem Knopfe breitgeschlagen.

40. Ein dem vorstehenden ähnlicher Ring aus Bronce stammt ebenfalls aus Fürstenwalde. Er entspricht dem Ringe No. 39, nur ist er etwas massiver, indem seine größte Stärke am Kolben 1,6 Centimeter beträgt, und zeigt in dessen Nähe ein Muster von feinen Querlinien.

41. Ein mit No. 40 ganz übereinstimmender Ring aus Bronce stammt von der Feldmark des an Fürstenwalde angrenzenden Reidtkeim.

42. Ringform aus Fürstenwalde, welche nach der Zeichnung in den Schriften der physik.-ökonom. Gesellsch. (1869 Taf. III. Fig. 16) auf unserer Taf. VII. Fig. 2 in halber natürlicher Größe abgebildet ist. Der Ring aus Bronce läuft an seinen offenen Enden in massive kegelförmige Kolben aus.

Die vorstehenden Ringe No. 39—42 zeigen trotz ihrer einfachen Arbeit in dem kegelförmigen Auslaufe ihrer Enden einen ziemlich bestimmt ausgeprägten Styl, wie er theils an den fein gearbeiteten und reich verzierten etruskischen Ringen aus Gold und Bronce, theils in ähnlich roher Form in vorrömischen Gräbern auch des westlichen Deutschlands vorkommt. Für unsere Formen No. 39—42 aus den Fürstenwalder Gräbern (vgl. S. 139—143) und deren Umgegend ist es charakteristisch, daß eine gleichartige Ringform wie No. 42 aus einem vorrömischen Steinkesselgrabe bei Wiesbaden, welches auch noch den unserer No. 38 ähnlichen Ring enthielt, nachgewiesen ist. Ringe, welche an den Enden in abgestumpfte Kegel auslaufen, aber nach Styl und Ornamentik auf die etruskische Kunstperiode hinweisen und weit zierlicher, als unsere Ringe sind, treten auf

in der **Schweiz**: Kanton Wallis;

in **Rheinhessen**: bei Mainz;

in der **Preuß. Rheinprovinz**: im Grabfunde von Waldalgesheim, wo auch der Styl der Ringe aus Tengen (No. 36 und 37) auftritt;

in **Frankreich**; u. s. w.

(Vgl. Dorow a. a. O. I. S. 19 Grab l.; Lindenschmit: Alterth. d. heidn. Vorzeit Band I. Heft 6 Taf. 3 Fig. 1, 2 und 5; Heft 8 Taf. 5 Fig. 4; Heft 9 Taf. 1 Fig. 4, 6; Band II. Heft 12 Taf. 4 Fig. 2, 3; Band III. Heft 1 Taf. 1 Fig. 4.)

In den fränkisch-alamannischen Gräbern erscheint der bestimmt ausgeprägte kegelförmige Auslauf unserer Ringe namentlich der No. 39—41 nicht mehr. Auch dem römischen Typus, soweit er uns bekannt ist, entsprechen dieselben in dieser Hinsicht nicht. Wir glauben daher auch die No. 39 bis 41 in die Jahrhunderte vor Chr. verlegen zu müssen, zumal die Gräber von Fürstenwalde nicht über die merovingische Periode hinausreichen dürften (vgl. S. 139—143) und bei den damaligen Verkehrsverhältnissen für die hiesige Bevölkerung die Wiederaufnahme eines seit Jahrhunderten außer Mode gekommenen Styls wohl kaum anzunehmen ist. Dann werden wir aber für die Ringformen No. 39—42 mit Rücksicht auf ihre Technik und ihre primitive bezw. spärliche Ornamentik auf die frühen Jahrhunderte vor Chr. und auf die südlichen Kulturstaaten des Alterthums zurückzugehen haben.

43. Ovaler massiver Ring aus Jablonowo bei Uszcz (Regierungsbezirk Bromberg) wie er auf Taf. VII. Fig. 3 in natürlicher Größe abgebildet ist. Derselbe besteht aus einer runden Broncestange, an deren äußerer Seitenfläche (wenn er liegt) sich scharfe tiefe Einschnitte befinden.

44. Ovaler massiver Ring aus Jablonowo wie er auf Taf. VII. Fig. 4 in natürlicher Größe abgebildet ist. Er besteht gleich dem Ringe No. 43 aus einer runden Broncestange, an deren äußerer Seitenfläche (wenn er liegt) sich ebenfalls Einschnitte befinden.

Herr Baurath Crüger, nach dessen Angaben unsere Zeichnungen entworfen sind, bezeichnet die Ringe No. 43 und 44, welche in einem Bruchlande gefunden wurden, als Kampfringe (μύρμηκες), wie sie nach Guhl und Koner (Leben der Griechen und Römer III. Aufl. Berlin, 1872 S. 268 und Fig. 257) beim griechischen Faustkampfe üblich waren, und hatte die Güte, uns noch mitzutheilen, daß sich an ihnen noch Riemen (bezw. zur Befestigung am Unterarme) befunden haben, aber vom Finder fortgeworfen sein sollten.

b. Rundgeformte und zusammen (bezw. über einander) gebogene Ringe.

45. Broncering mit (geschmolzener) blauer Glasperle sind auf einem Grabfelde (mit Steinkistengräbern) bei Groß-Lunau (Kreis Kulm, Regierungsbezirk Marienwerder) aus Urnen in großer Zahl nachgewiesen und auf Taf. III. Fig. 3 in natürlicher Größe abgebildet. Außer denselben haben die Gräber nichts von Bedeutung geliefert.

Anscheinend haben diese Ringe (im Besitze des Herrn Landraths von Stumpfeld in Kulm) als Ohrringe gedient.

Die blauen Glasperlen, deren auch an den Ohrringen der Graburnen mehrfach nachgewiesen sind (vgl. unter **G.** No. 76, 77), deuten auf orientalischen bezw. südlichen Ursprung.

46. Ringe aus Bronce (anscheinend Fingerringe), deren einer auf unserer Taf. VI. Fig. 6 in natürlicher Größe abgebildet ist, kommen sehr häufig im Netzegebiete vor.

Auch sie deuten nach Form und Ornamentik auf die Jahrhunderte vor Chr. und auf südlichen Ursprung.

c. Rundgeformte geschlossene und gegossene Ringe (ausschließlich der in einander hängenden).

47. Der verzierte Ring aus Floth (vgl. S. 55 und Taf. I. Fig. 4a. sowie:

48. Der glatte Ring aus Floth (vgl. S. 55 und Taf. I. Fig. 4b.), beide im Besitze des Herrn Bauraths Crüger zu Schneidemühl. Ihre Form und Ornamentik geben in stylistischer Hinsicht keinen bestimmten Anhalt. Aehnliche Ringe sind aus vorrömischen Gräbern bei Wiesbaden nachgewiesen (Dorow: Opferstätte und Grabhügel I. S. 20m, 25r, 32c. und 33). Demnach möchten wir die Ringe unserer Taf. I. Fig. 4a. und 4b. nach Zeit und Ursprung wegen ihres Auffindens bei den übrigen Broncen des Flother Fundes in die Jahrhunderte vor Chr. Geb. als Erzeugnisse der südlichen Kulturstaaten setzen.

Crüger führt sie (S. 55 No. 4) unter dem Namen Cymbeln als musikalische Instrumente auf, wie solche in Griechenland bei den Festen der Cybele und des Dionysos gebräuchlich waren. Diese Auffassung gewinnt durch die nachstehend unter No. 55 erwähnten in einander hängenden gegossenen und geschlossenen Ringe einen bestimmten Anhalt. Aus den Hallstätter Gräbern sind die verschiedensten Sorten gleichartiger größerer Ringe mit 3, 4 und 7 eingehängten kleineren, schon beim Gusse mit jenen verbundenen Ringen nachgewiesen, und ihr gemeinsames Auftreten in sehr häufiger Verbindung mit sog. Rassel- (Klapper-) Blechen an den mannigfaltigsten Geräthen und selbst an Waffen macht die Verwendung auch unserer gegossenen Ringe als Schall- und Klanginstrumente nicht unwahrscheinlich.

Unter den Hallstätter Fundstücken erscheint ein Zierstück (v. Sacken: Grabfeld von Hallstatt Taf. XIII. Fig. 1), welches bei größeren Dimensionen den Zweck des sog. Schellenbaums in der Janitscharenmusik erfüllen könnte.

49. Massiver Broncering aus Kön. Papau (vgl. No. 1, 27 bis 34) zeigt die Gestalt einer Ellypse und besteht aus einer 1,3 Centimeter starken runden Broncestange. Er hat 25,5 zu 20,0 Centimeter im innern Durchmesser, und auf seiner oberen Fläche (wenn er liegt) ein grobes Strichornament, ähnlich wie No. 33. Seine nur zwei Bruchstücke aufweisende Form ergiebt aber, daß er ursprünglich geschlossen war. Er befindet sich im städtischen Museum zu Thorn.

d. Flache offene Ringe.

50. Flachring in Hufeisenform aus der Umgegend von Danzig. Der Ring, aus Bronce, welcher (nach einer Zeichnung des Herrn Malers Florkowski zu Graudenz) auf Taf. VII. Fig. 6 in halber natürlicher Größe abgebildet ist, hat im Ganzen eine Höhe von 19,6 Centimeter zu 18,8 Centimeter größester Breite und verjüngt sich an beiden Enden. Er ist auf beiden Seiten mit rundlicher Wölbung abgeflacht, sehr correct gearbeitet und mit scharf eingeritzten Linearornamenten versehen.

51. Ein etwas kleinerer, aber dem Ringe No. 50 entsprechender Broncering stammt ebenfalls aus der Danziger Gegend und ist (nach Zeichnung des Herrn Florkowski) auf Taf. VII. Fig. 7 abgebildet. Seine Höhe beträgt 17,9 Centimeter, seine größeste Breite 16,3 Centimeter und seine größeste Stärke am untern Ende 1 Centimeter. Der Ring ist ebenfalls sauber gearbeitet und sein Linienornament eingeritzt.

Ein den Formen No. 50 und 51 nach Styl, Technik und Ornamentik entsprechender Ring stammt gleichfalls aus der Umgegend von Danzig.

Die Originale befinden sich in der Alterthumssammlung zu Warschau.

Die Ringformen No. 50 und 51 kommen, soweit die Eingangs genannten Sammelwerke und Schriften Aufschluß geben, weder unter römischen noch späteren Formen vor. Dagegen entsprechen sie den unteren Ringen des Kopfschmucks aus Pehsken (No. 67) nach Styl, Form, Technik und Ornamentik.

Aehnliche Ringe, welche indessen an den offenen Enden mit Knöpfen versehen und auf der Breitseite nach Innen offen sind, kommen in vorrömischen Gräbern bei Wiesbaden vor. (Vgl. Dorow: Opferstätte und Grabhügel: I. S. 20m, und 34; Taf. VII. Fig. 3 und Taf. XII. Fig. 5), so daß wir auch unsere Ringe 50 und 51 in die Jahrhunderte vor Chr. Geb. zu verweisen haben.

e. Schraubenförmige Ringgewinde.

52. Die beiden schraubenförmigen Ringgewinde von Bronce aus Floth sind S. 56 No. 6 (als Schlangenringe) beschrieben und auf Taf. I. Fig. 6a. und 6b. abgebildet.

Auf ihnen befindet sich ein punktirtes Zickzackornament (Taf. I. Fig. 6c.), welches als Ornament in den Hallstatter Grabfunden (v. Sacken Grabfeld zu Hallstatt Taf. IX. Fig. 7) vorkommt.

Die Form der Schlangenringe erscheint an griechischen Armringen (Guhl und Koner a. a. O. S. 210 Fig. 226 g. und h.).

53. Broncenes Ringgewinde aus Rosenau, welches wir nach der Zeichnung in den Schriften der physik.-ökonom. Gesellsch. (1873 Taf. VIII. Fig. 25) auf unserer Taf. VII. Fig. 5 in natürlicher Größe abgebildet haben.

Die schraubenförmigen Ringgewinde sind unter den verschiedensten Größen und Formen aus Gräbern in großer Zahl und örtlicher Ausdehnung nachgewiesen. Sie erscheinen nach ihrer Auffindung an Skeletten bald als Arm- oder Fingerringe, bald in der Umwickelung von Holzgegenständen als Verzierungen (vielleicht von Holztheilen der Waffen, Köcher u. s. w.). Der Zeit nach tritt diese Form in Gräbern aus den Jahrhunderten sowohl vor, als auch nach Chr. Geb. auf.

f. In einander hängende Ringe und Ringgehänge.

54. Ein Gehänge von in einander hängenden und der Größe nach abgestuften runden Broncering en, welches auf Taf. VI. Fig. 7 in natürlicher Größe abgebildet ist, stammt aus dem Netzegebiet und ist 9,5 Centimeter lang. Von den beiden unteren gleich großen Ringen hat jeder einen Durchmesser von 3,8 Centimeter, der obere kleinere Ring von 2 Centimetern, und der abgebrochene Halter von 1 Centimeter.

Dies Gehänge befindet sich im Besitze des Herrn Baurath Crüger in Schneidemühl.

55. Broncegehänge aus Sawensee (Kirchspiel Laudohn im Kreise Wenden der russischen Ostseeprovinz Livland), welches auf Taf. III. Fig. 5 abgebildet ist und aus Grabhügeln stammt, welche noch die Bestattungsweise durch Beerdigung nachweisen und außerdem noch die etruskische Fibel (No. 24 und Taf. III. Fig. 6) und die altetruskische Kanne No. 75 (Taf. III. Fig. 4) enthielten (vgl. S. 95).

Das Gehänge besteht aus gegossenen und geschlossenen in einander hängenden Ringen, welche also (nach der Angabe des Fundberichts) nicht durch Löthung oder Vernietung der offenen Stellen geschlossen, sondern bereits durch den Guß verbunden sind. An demselben befindet sich ein

thierartiges Anhängsel von unförmiger Gestalt, welche die Thiergattung nicht erkennen läßt. Trotz der rohen Zeichnung des letzteren beweist die Herstellung der lose in einander hängenden und doch fest verbundenen Ringe ohne Verlöthung, Vernietung oder Verhämmerung der offenen Stellen eine große technische Fertigkeit in Behandlung des Metallgusses.

Solche in einander hängende gegossene Ringe sind u. A. nachgewiesen in:

Oesterreich: aus Gräbern von Hallstatt und aus Böhmen;

Großherzogthum Hessen: aus Gambach (südlich von Giessen);

Baiern;

Baden: aus Gräbern bei Griesbach (östlich von Offenburg);

Preußen: Provinz Hannover: aus Grabhügeln bei Uelzen im Lüneburgschen; und Provinz Pommern bei Stolpe;

(Lindenschmit: Alterth. d. heidn. Vorzeit Band II. Heft 10 Taf. 2; v. Sacken: Grabfund von Hallstatt.)

Das thierförmige Anhängsel weist in Verbindung mit der Kanne und Fibel (No. 24 und 75, Taf. III. Fig. 4 und 6) auf die älteste etrurische Metallarbeit zu einer Zeit, als sich die Zeichnenkunst und Bildnerei noch in der Kindheit befand.

Das Thiergebilde schließt sich den sog. gekuppelten Thierfiguren (mit zwei Hälsen und Köpfen an einem Leibe) an, wie solche auf Gürtelhaken aus der Umgegend von Erfurt und dem Voigtlande, und als Anhängsel in Italien (in etruskischen und bezw. altitalischen Gräbern) vorkommen. (Vgl. Lindenschmit: Alterth. d. heidn. Vorzeit Band III. Heft 1 Beil. S. 13.)

Mit Rücksicht auf alle vorstehenden Momente werden wir daher auch das Kettengehänge von Sawensee in die früheren Jahrhunderte vor Chr. zu setzen und seinen Ursprung in Etrurien zu suchen haben.

Betrachten wir nun die vorstehend unter No. 25 bis 55 dargestellten Ringe, welche sich sämmtlich als Erzeugnisse einer hochentwickelten Metallindustrie darstellen, im Zusammenhange sowie mit Rücksicht auf die örtliche Ausbreitung gleicher, ähnlicher oder verwandter Formen, und nach Styl, Technik und Ornamentik, so können wir den bestimmten Hinweis auf einen gemeinsamen Ausgangspunkt in den südlichen Kulturstaaten des Alterthums nicht verkennen und müssen ihren Ursprung in die Jahrhunderte vor Chr. Geb. setzen.

C. Gewand- und Gürtelhalter (Schließhaken) aus Bronce.

56. Die von Crüger sog. Mitra des Flother Fundes (S. 54 No. 3, Taf. II. Fig. 3), und

57. Ein kleinerer Gewandhalter des nämlichen Fundes: Taf. II. Fig. 7a. sowie

58. Ein der Form und Größe nach der No. 57 entsprechender, aber anders ornamentirter Gewandhalter desselben Fundes (Taf. II. Fig. 7b.).

Alle drei Stücke befinden sich im Besitze des Herrn Baurath Crüger zu Schneidemühl, und deuten nach Styl, Technik und Ornamentik auf den nämlichen Ausgangspunkt hin.

Die sog. Mitra (Taf. II. Fig. 3) entspricht, wie auch Crüger anführt, zwar in Ansehung der Form und Technik einem auf Euboea nachgewiesenen Seitenstücke griechischen Ursprungs, weicht aber in der Ornamentik von diesem ab. Die Verzierungen des aus Euboea zeigen verschnörkelte Wellenlinien in fortlaufenden Voluten (postes), welche in ähnlicher Form auf Grabfunden der Insel Sylt (Lindenschmit a. a. O. Band III. Heft 3 Taf. 1), sowie auf etruskischen Erzgefäßen u. s. w. (z. B. a. a. O. Taf. 2 Fig. 2) und noch auf römischen Metallarbeiten auftreten.

Dagegen enthält unsre sog. Mitra baumähnliche Verzierungen, wie solche an einem altitalischen Panzer auf dem zur Befestigung desselben dienenden Riemenbeschlage vorkommen (Lindenschmit a. a. O. Band I. Heft 3 Taf. 1 Fig. 3.) sowie in den Ausläufern von den Halbkugeln ähnliche Figuren, wie an den Schiffsverzierungen der sog. Rasirmesser aus der Preuß. Provinz Hannover u. s. w.

(Lindenschmit: Alterth. d. heidn. Vorzeit Band II. Heft 3 Taf. 3 Fig. 7—9 und 12).

Die getriebenen Hohlkugeln der Mitra Taf. II. Fig. 3, sowie der beiden Gewandhalter Fig. 7a. und 7b. erscheinen auch vielfach auf den Gürteln des Hallstätter Grabfeldes, jedoch mit viel reicheren Ornamenten umgeben (v. Sacken: Grabfeld zu Hallstatt Taf. IX., X.).

Die fortlaufende Strichornamentik am Rande der Fig. 3 und 7b. auf unserer Taf. II., sowie in der Mitte der Fig. 3 erscheint, wenngleich unter reichhaltigeren Verzierungen, ebenfalls auf Gürteln aus Hallstatt (v. Sacken a. a. O. Taf. X Fig. 3—6).

Die beiden kleineren Gewandhalter (Taf. II. Fig. 7a. und 7b.) zeigen zwar die nämlichen baumartigen Zeichnungen wie Fig. 3, dagegen nur Fig. 7b. die nämlichen Schnörkelverzierungen wie Fig. 3, während Fig. 7a. an deren Stelle vier concentrische Kreise aufweist. Dieses letztere Ornament ist einem großen Theile der Hallstatter Fundstücke charakteristisch, wenngleich es bei letzteren in Verbindung mit anderen Ornamenten auftritt (vgl. S. 168 zu No. 61).

Man erkennt sonach an den drei Flother Gewandhaltern eine der auf Euboea nachgewiesenen gleiche Form, aber eine Ornamentik, welche sich mehr den bisher nachgewiesenen Fabrikaten etruskischen Styls anzuschließen scheint. Dennoch tritt auf keinem der letzteren die Ornamentik in der den Flother Stücken auf Taf. II. Fig. 3 und 7b. eigenthümlichen Vereinigung auf, so daß man diese in ihrer Gesammtheit noch nicht unbedingt auf etruskischen Ursprung zurückführen kann, solchen indessen im Hinblicke auf andere der hier behandelten Broncen (namentlich mit Rücksicht auf die Fibeln) auch nicht ausschließen kann.

Auf der andern Seite ist aber auch ein griechischer Ursprung nicht unmöglich, zumal die in unseren Gegenden aufgefundenen Münzen Griechenlands auf dessen Verkehrsbeziehungen bis an die Weichsel hindeuten. Doch darf man wohl auch betreffs der Mitra aus Euboea nicht übersehen, daß deren Ornamentik der Wellenlinien, welche Gemeingut aller alten Kulturstaaten war, in letzter Instanz auf orientalische Elemente zurückführt und sonach die Flother Hefteln ebenso gut durch die Phönikier, von denen sowohl Griechen als Etrusker lernten, eingeführt sein könnten (vgl. Abschnitt IV.)

Wir müssen uns also für unsere Flother Fundstücke mit dem zweifellosen Hinweise auf die südlichen Kulturstaaten des Alterthums überhaupt begnügen, sie aber in die frühen Jahrhunderte vor Chr. Geb. setzen.

D. Gürtel und Beschläge.

Von den uns vorliegenden Gürtel- und Riemenbeschlägen lassen wir alle diejenigen außer Betracht, welche sich in stylistischer oder ornamentaler Hinsicht an bestimmte vorrömische Typen nicht anlehnen und nach den Befunden der bezüglichen Grabstätten überhaupt zweifelhaft erscheinen. Letzteres ist vorzugsweise da der Fall, wo — wie bei den Gräbern von Fürstenwalde — die Integrität der einzelnen Gräber und die Zusammengehörigkeit der Fundstücke eines und desselben unversehrten Grabes nicht

dargethan ist. Daher haben wir auch z. B. die Gürtelbeschläge von Bronce aus Fürstenwalde (Schriften der physik.-ökonom. Gesellsch. 1869 Taf. III. Fig. 2—9) nicht in den Kreis unserer Darstellung gezogen, und beschränken uns auf solche Broncen, in denen wir nach Styl, Technik und Ornamentik einen einigermaßen sichern Hinweis auf die vorrömische Periode zu erkennen glaubten.

59. Broncebeschlag aus Rosenau, welchen wir nach der Zeichnung in den Schriften der physik.-ökonom. Gesellschaft (1873 Taf. VIII. Fig. 23) auf unserer Taf. VIII. Fig. 1 in natürlicher Größe abgebildet haben, sowie

60. Ein Broncebeschlag mit eiserner Schnallenzunge aus Rosenau, welchen wir nach der Zeichnung (a. a. O. Taf. VIII. Fig. 24) auf unserer Taf. VIII. Fig. 2 in natürlicher Größe abgebildet haben.

Die beiden Beschläge No. 59 und 60 zeigen als hervorragendes Ornament erhaben ausgeschlagene Buckel. Diese waren an sich wohl nicht Gemeingut eines bestimmten Styls und Zeitalters, deuten aber durch ihre Verbindung mit Gravirungen im Tremolirstriche, welcher im Hallstatter Grabfunde auf einem Gürtelbleche (wenngleich reichlicher und mit abwechselnden Mustern z. B. aus griechischem Mänder, geschachteten Bändern, Rauten und Spitzen) sowie auf etruriſchen Kannen (vgl. **Fr.** unten) auftritt, den archaistischen Ursprung an (vgl. v. Sacken: Grabfeld von Hallstatt S. 51 und Taf. XII. Fig. 1).

Die eigentliche Schnalle, wie sie No. 60 (Taf. VIII. Fig. 2) zeigt, erscheint auf altgermanischem Boden unter der Römerherrschaft im Rheingebiete theils in einfachster Form, theils in reichverziertem Style. In den sog. altburgundischen Gräbern der Schweiz kommt die Eisenschnalle in hoher Vollendung nach Styl, Technik und Ornamentik vor. Auch tritt sie in den fränkisch-alamannischen Gräbern und zwar noch neben den Gürtelhaken auf, doch zeigen auch diese Schnallen die den merovingischen Zeiten eigenthümlichen Verzierungen. Alle diese Schnallen weichen indessen wesentlich von unserer No. 60 und den Schnallen aus Bronce in Rosenau ab (vgl. a. a. O. 1873 Taf. VIII. Fig. 31).

Aus früheren Zeiten tritt die Schnalle aber bereits an der ältern Form des griechischen Panzers auf (Guhl und Koner: Leben der Griechen und Römer, III. Aufl. S. 282).

Daher kann ihr Vorkommen an dem Riemenbeschlag No. 60 an und für sich weder für eine spätere Zeitbestimmung desselben maßgebend

sein, noch bei dem aus Münzen nachgewiesenen Handelsverkehre Griechenlands nach den hiesigen Gegenden (vgl. S. 108) in den Jahrhunderten vor Chr. Geb. befremden, in welche wir demnach wegen des sehr correct ausgeführten und mit den Hallstatter Beschlägen übereinstimmenden Tremolirstrichs auch unsere No. 59 und 60 setzen können.

61. Broncener Gürtelbeschlag aus Fürstenwalde, den wir nach der Zeichnung in den Schriften der physik.-ökonom. Gesellschaft (1869 Taf. III. Fig. 1) auf unserer Taf. VIII. Fig. 3 in natürlicher Größe abgebildet haben. Die aus erhaben getriebenen concentrischen Kreisen bestehende gleichmäßige Ornamentik derselben tritt an etruriſchen Gürteln und Schüsseln der Hallstatter Gräber mit ganz gleicher Technik auf, nur sind auf letzteren Broncen die Kreise noch von phantastischen Thieren unterbrochen, welche auf dem Fürstenwalder Gürtel fehlen (v. Sacken: das Grabfeld von Hallstatt Taf. XI. Fig. 3, Taf. XXIV. Fig. 6).

Das auch dem Flother Schließhaken (Taf. II. Fig 7a.) eigenthümliche Ornament concentrischer Kreise spielt, wie schon gesagt, in den Hallstatter Funden eine große Rolle (vgl. v. Sacken a. a. O. Taf. XI. Fig. 5, 6; XIV. Fig. 14; XVII. Fig. 28; XVIII. Fig. 17, 24, 25, 26, 26a.; XX. Fig. 13), und kommt u. A. auch noch vor auf schildförmigen Brustspangen aus Mecklenburg-Schwerin (bei Basedow in gleicher Technik wie auf No. 61), der Preuß. Provinz Hannover (Dörmte Amt Oldenstadt bei Uelzen) und Dänemark, auf Nadeln aus der Provinz Hannover (aus Lehmke im Amte Bodenteich und Sommerbeck im Amte Bleckede) und aus Bremen (Marssel im Amte Zesum), auf Gürteln aus Gräbern Württembergs (Kipfendorf bei Heidenheim), auf Erzgefäßen (Hängebecken) aus der Provinz Hannover (Dörmte, und Klein-Hesebeck im Amte Medingen), Mecklenburg-Schwerin (Basedow) und Schleswig-Holstein (Wintershagen bei Neustadt), sowie auf der etruskischen Erzflasche aus Rodenbach u. s. w. (vgl. Lindenschmit: Alterth. d. heidn. Vorzeit Band I. Heft 7 Taf. 4 Fig. 2, 3; Band II. Heft 2 Taf. 3 Fig. 4a.; Heft 3 Taf. 4 Fig. 2—4; Heft 3 Taf. 5 Fig. 4; Heft 9 Taf. 1 Fig. 2—5; Band III. Heft 5 Taf. 2). Zwar erscheinen concentrische Kreise auch einmal auf einer Gürtelschnalle von Erz aus dem römischen Begräbnißplatze von Bingerbrück bei Bingen am Rhein, d. h. also noch in römischer Zeit, (Lindenschmit: Alterth. der heidn. Vorzeit Band II. Heft 6 Taf. 5 Fig. 11), doch dürfte dies nur ein Nachklang der unter der rheinischen Bevölkerung eingebürgerten archaistischen Ornamentik der früheren Jahrhunderte sein, wie solches Lindenschmit betreffs der älteren Fibelform annimmt (S 149, 150).

Bei der weiten Verbreitung des in Rede stehenden Ornaments kann wohl vom Anschlusse an eine Livenkultur, wie es Hensche annimmt, keine Rede sein.

Wir würden daher unsern Gürtel No. 61, dessen einseitige Ornamentik ihn in eine noch ältere Zeit, als die erwähnten Hallstatter Gürtel und Gefäße setzen dürfte, auf die früheren Jahrhunderte vor Chr. Geb. zurückzuführen haben.

E. Agraffen.

62. Die Agraffe aus Floth (S. 57, 8 und Taf. I. Fig. 8) ist eine massive Metallplatte mit eingravirter Spirale.

Die schon oben (S. 122) erörterte Spirallinie ist ein naturgemäßes und namentlich im Alterthume weitverbreitetes Flächenornament, welches in Asien, Aegypten, Griechenland und an den etruskischen Broncen archaistischen Styls auftritt, doch finden wir es nicht auf den (einheimischen) Thongefäßen der hiesigen älteren Bevölkerungen, so daß die Flother Spange auch in Bezug auf ihre Ornamentik auf südlichen Ursprung hinweist.

63. Agraffe aus der Nähe von Tlukowo (bei Lobsens im Regierungsbezirke Bromberg), welche nach den Crüger'schen Angaben auf unserer Taf. VIII. Fig. 4 in halber natürlicher Größe abgebildet ist.

Dieselbe ist in der Nähe einer Gesichtsurne (mit Nase, Augen und Ohren am Halse in roher Ausführung) gefunden, in welcher zwei eiserne Knopfnadeln lagen, deren rohe Nachbildungen der Bauch der Urne zeigte. (Crüger: Alterth. d. Reg.-Bez. Bromberg S. 15, 16).

Die Agraffe ist 15,8 Centimeter breit und 9 Centimeter hoch. Jede der beiden größeren Platten hat einen Durchmesser von 5,8 Centimetern. Die Agraffe besteht aus Eisen, die beiden größeren Platten sind mit Silber, die kleinern mit Gold belegt.

Eine gleich ornamentirte Agraffe ist aus einem vorrömischen Grabe bei Wiesbaden nachgewiesen (vgl. Dorow: Opferstätte und Grabhügel u. s. w. I. S. 31b. und Taf. X. Fig. 5).

Mit Rücksicht auf vorstehende Momente werden wir unsere Agraffe, als Erzeugniß einer hochentwickelten Metalltechnik, bei welcher das Ornament concentrischer Kreise ebenfalls wiederkehrt und auf südlichen Ursprung deutet, in die Jahrhunderte vor Chr. Geb. versetzen müssen.

F. Sporenförmige Broncen.

Sporenförmige gegossene Broncegeräthe sind in neuester Zeit an der untern Weichsel, und zwar auf beiden Ufern derselben, in einer nach Styl und Technik vollständig gleichartigen Form, welche auf Taf. VIII. Fig. 5, 6 und 7 (nach ihren verschiedenen Ansichten) abgebildet ist, aufgetreten und bisher in sechs Exemplaren nachgewiesen.

64. Aus einem Grabfelde zu Podwitz (Kreis Kulm, Regierungsbezirk Marienwerder), welches zwei Kategorien von Begräbnissen aufweist, stammen vier sporenförmige Broncen, wie sie Taf. VIII. Fig. 5—7 in natürlicher Größe zeigt.

An dem Wege von Podwitz nach Schönsee befindet sich ein kleines Plateau von etwa 25 Aren Flächeninhalt, von welchem der Besitzer schon seit Jahren die obere Erdschicht abfährt, um einen Bruch zuzuschütten. Wiederholt stieß man hierbei sowohl auf Steinkistengräber, welche nur Urnen mit gebrannten Knochenresten und Thongefäße voll schwarzer Erdmasse enthielten, und auf sog. Brandgräber (Beisetzung der verbrannten Ueberreste ohne Urnen), in denen sich eine Reihe von Broncegegenständen und darunter die vier sporenförmigen Gegenstände befanden. Jeder derselben besteht aus einem Körper und zwei Seitenarmen. Der erstere ist an sich 3,8 Centimeter hoch, größtentheils hohl und unten mit einer Oeffnung von 1,5 Centimeter Weite versehen. Jeder der Seitenarme endigt in einen Knopf, von denen der eine auf dem Exemplar der Taf. VIII. Fig. 5—7 abgebrochen ist.

65. Ein dem vorstehenden (No. 64) entsprechendes Broncegeräth stammt aus der Nähe von Miasteczko (Regierungsbezirk Bromberg) und ist in einer Graburne gefunden, bei welcher noch anderes Broncegeräth und ein goldener Stab lagen.

66. Ein den vorstehenden Formen gleichartiges Broncegeräth ist mit Gold und Bronce zusammen in der Bronce-Graburne von Münsterwalde (vgl. S. 176 No. 72) gefunden (vgl. Dr. Lissauer: Beiträge zur westpreußischen Urgeschichte in den Schriften der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig Band III. Heft 3 und Taf. I. Fig. 4).

An diesem ebenfalls gegossenen Geräthe ist der Körper für sich 4,6 Centimeter hoch, bis zu 3,2 Centimeter hohl (mit einer 2 Centimeter im Durchmesser weiten Oeffnung), und nur die Spitze ist (in 1,4 Centimeter

Länge) massiv. Jeder Seitenarm, welcher in einen Knopf endigt, ist vom Rande der Oeffnung bis zur Oberfläche des Knopfes 1,9 Centimeter lang und beide Knöpfe sind (am äußersten Ende) 5,6 Centimeter von einander entfernt.

Der Gebrauchszweck dieser von den bekannten Formen römischer und späterer germanischer Sporen vollständig abweichenden Geräthe als Sporn ist zwar nicht absolut unmöglich, doch dürfte eine andere Verwendung (z. B. beim Kopfputz) ebenso gut denkbar und vielleicht wahrscheinlicher sein.

Immerhin werden wir aber unter diesen Umständen die No. 64—66 in die Jahrhunderte vor Chr. setzen müssen.

G. Diademartiger Bronceschmuck.

67. Ein Bronceschmuck aus Pehsken bei Mewe (Kreis und Regierungsbezirk Marienwerder), welcher sich im Museum zu Thorn befindet und auf Taf IX. Fig. 1, 2 und 3 mit seiner vorderen, oberen und Seitenansicht in halber Naturgröße abgebildet ist, besteht aus einer Anzahl von offenen Ringen, welche in verschiedenen Größen regelmäßig abgestuft und in ein Gestell eingefugt sind. Das den Theil eines Kreises (mit einem Radius von 6 Centimetern) beschreibende Gestell ist 9 Centimeter breit und 7 Centimeter hoch, und bildet einen Rahmen von 1 Centimeter Breite, welcher inwendig glatt ist. Der obere und untere Theil des Rahmens bildet die Form von je 2 runden Stäben, deren jeder 0,5 Centimeter Durchmesser zeigt. Die Seitentheile des Rahmens, welche etwas nach Innen ausgeschweift sind, enthalten inwendig acht Löcher, in welche (entsprechend der Rundung des Gestells) acht inwendig hohle, aber nach Innen offene Rundstäbe von je 0,5 bis 0,7 Centimeter Stärke eingelassen sind. Oben und unten am Rahmen tritt in der Mitte desselben ein 2 Centimeter breiter und 0,2 Centimeter starker Zapfen in Tiefe von 0,4 Centimetern (gegen die vordere Fläche) hervor. In diese zwei Zapfen sind die beiden je 0,3 Centimeter breiten und beinahe 1 Millimeter starken, 0,5 Centimeter von einander entfernten, an beiden Seiten rundlich gezahnten gelben Zierstreifen eingelassen, welche anscheinend vergoldet waren.

Die Seitentheile des Gestells enthalten nach außen auf jeder Seite vierzehn Löcher (von je 0,4 Centimeter Durchmesser) für ebenso viele hier einzusetzende Ringe, und zeigen auch — gleichsam als Fortsetzungen der-

selben bis zu den inwendig eingesetzten Rundstäben — auf ihren vorderen Flächen die entsprechenden Rundungen.

An Ringen, welche in die vierzehn Löcher der äußeren Seitenwände des in den betreffenden Oeffnungen 0,7 Centimeter starken Gestells eingesetzt werden konnten, sind nur die vier untersten und der oberste (kleinste) vorhanden und sämmtlich zum Herausnehmen eingerichtet. Die vier untersten und in Breite von 8 Centimeter offenen Ringe sind rund abgeflacht und so gearbeitet, daß sie mit ihren, den offenen Enden gegenüber stehenden äußeren Rändern genau in einander passen, und sich nur nach den Enden zu, wo sie in die äußeren Löcher des Gestells eingreifen, in verschieden abgestuften Kurven verlaufen, deren Bildung aber eine so regelmäßige ist, daß die hier über einander liegenden Ringe in einer ganz bestimmten Neigungsfläche aufsteigen. Der oberste Ring ist nach Außen rund, nach Innen flach.

Die größeste innere Weite der Ringe beträgt und zwar: a) in der Länge (d. h. von der Mitte des Gestells bis zum gegenüber stehenden innern Rande) beim

untersten	Ringe	20,5	Centimeter
nächstfolgenden	=	19,3	=
= =	=	18,1	=
= =	=	16,9	=
und obersten	=	11,8	=

b) in der Breite (d. h. in dem mit dem Durchmesser sub a. sich rechtwinkelig kreuzenden Durchmesser) beim

untersten	Ringe:	19,3	Centimeter
nächstfolgenden	=	18,0	=
= =	=	16,5	=
= =	=	15,2	=
obersten	=	10,1	=

An diesem Durchmesser der Breite greifen die, nach den Enden hin sich verjüngenden und schließlich in eine runde Form übergehenden vier untersten Ringe bereits übereinander.

Die vier untersten Ringe sind gegenüber den offenen Enden am breitesten und zwar 1,2 Centimeter, doch ist ihre Stärke verschieden; der unterste ist 3, die drei folgenden sind 4 bezw. 5 und 6 Millimeter stark.

Ihre Ornamentik, welche sich nur auf der obern Seite befindet, ist bei den drei untersten ein und dasselbe lineare Strich- und Punktirmuster, letzteres auch in Kurven, sowie bei dem nächstfolgenden (vierten) Ringe nur ein lineares Strichmuster.

Der oberste Ring von 0,5 Stärke zeigt nur an seiner runden Fläche ein einfaches Muster von Strichen, welche quer über ihn hinlaufen.

Die Ringe drehen sich in ihren Löchern an den zu spitzen Zapfen verjüngten Enden mit großer Leichtigkeit, so daß sie sich bequem aufklappen und in die verschiedenen Löcher einsetzen lassen.

Das Ganze wird für ein Diadem gehalten. Obwohl das vorhandene Fragment ein Kilogramm wiegt, so ist doch diese Verwendung sehr wahrscheinlich, nur würde es lange Haare voraussetzen und müßte dann wohl so getragen werden, daß das Gestell nach hinten zu stehen kommt, ein Schopf im Knoten durch den obersten Ring gezogen und das übrige Haar zwischen den auseinander gelegten Ringen verflochten wird, wobei dann der unterste Ring gleich oberhalb der Stirn zu liegen kommt, und das ganze sich mit seiner Ornamentik von hinten darstellt.

Ob ursprünglich alle vierzehn Löcher mit Ringen versehen waren, oder ob nur die vorhandenen fünf Ringe nach Kopfbildung und Haarfülle in die bezüglichen Löcher mit Zwischenräumen beliebig eingesetzt wurden, ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Wir möchten uns für die erstere Alternative entscheiden, da das Stück in seinem fragmentarischen Zustande etwas zu Lückenhaftes hat und auch von den vier unteren Ringen die drei untersten ganz gleich verziert sind, während mit dem vierten erst ein wechselndes Muster beginnt. Dies dürfte der sonstigen Symmetrie des Fragments nicht entsprechen, indem es bei der zweiten Alternative angemessener gewesen wäre, das nämliche Muster auf je zwei Ringe zu vertheilen.

Eine Verwendung als Oberarm- und Schulterpanzer (zum Schutze der axillaris, Muskeln u. s. w.), wobei natürlich das Gestell nach oben kommen mußte, ist dadurch ausgeschlossen, daß die Ringe zu lose befestigt bezw. auch auf leichten Spielraum berechnet sind und der oberste Ring für einen nur mässig starken Oberarm zu eng sein würde, also auf der dadurch bedeckten stärksten Muskelparthie keinen Platz haben würde.

Zum Schallinstrument ist es ebenfalls ungeeignet, da es keinen reinen Metallton giebt.

An die sonst im nördlichen Deutschland aufgefundenen Diademe schließt sich unser Stück nach keiner Richtung hin an (vgl. Lindenschmit: Alterth. d. heidn. Vorzeit Band I. Heft 10 Taf. 2), und weder aus der römischen und bezw. spätern Zeit, noch in den Hallstatter Gräbern findet sich eine stylistische Analogie, während die unteren Ringe nach Styl, Technik und Ornamentik den Ringen No. 50 und 51 (Taf. VII. Fig. 6 und 7) entsprechen (vgl. S. 162). Dann würde sich für den unsers

Wissens bisher vereinzelt stehenden Kopfschmuck eine weitere Verbreitung (bis Danzig) nachweisen lassen.

Unser Diadem werden wir in die frühen Jahrhunderte vor Chr. Geb. zu setzen und auf den alten Handel der Phönikier, vielleicht auch Etrusker oder Griechen zu beziehen haben, obwohl in den bekannten Arbeiten der beiden letzteren sich keine Analogie findet.

II. Haarnadeln.

„Die Unterscheidung der Haarnadeln" — sagt Lindenschmit — „von den zum Heften der Gewänder benutzten Nadeln wird immer schwierig bleiben. Die Möglichkeit des Gebrauchs zu beiden Zwecken liegt allzu nahe. Im Allgemeinen dürfte wohl die Länge des Stiftes maßgebend bleiben, da eine Nadel von irgend bedeutender Länge nicht ohne Gefahr der Körperverletzung für die Kleidung anwendbar ist. Ebenso hinderlich erscheinen zu diesem Zwecke große scheibenförmige Knöpfe."

Nach diesem Gesichtspunkt haben wir die Spiralnadel (No. 1 S. 119 Taf. III. Fig. 9) als Gewandnadel behandelt, zumal der Stift für diesen Zweck nur wenig länger zu sein braucht, als das Bruchstück.

Dagegen haben wir die langen und bezw. mit runden Knöpfen oder Kolben versehenen Nadeln als Haarnadeln betrachtet.

68. Haarnadel von Bronce aus Stanomin (Kreis Inowraclaw, Regierungsbezirk Bromberg), mit rundem, kolbenförmigem Knopfe, welche auf Taf. IX. Fig. 4 in halber natürlicher Größe abgebildet ist und sich im städtischen Museum zu Thorn befindet. Die Nadel ist (mit Hinzurechnung der abgebrochenen Spitze) im Ganzen etwa 32 Centimeter lang, von denen auf den geringelten Kolben 6,5 kommen. Eingravirte Ornamente sind nicht vorhanden.

69. Haarnadel von Bronce aus Stanomin (vgl. No. 68) mit massivem Knopfe, welche sich im städtischen Museum zu Thorn befindet. Die Nadel ist auf unserer Taf. IX. Fig. 5 in halber Naturgröße, der Knopf in seiner oberen Ansicht (Taf. IX. Fig. 6) in ganzer Naturgröße abgebildet.

Die Länge der ganzen Nadel beträgt 17,7 Centimeter, von denen auf die Höhe des massiven Knopfes 1,3 kommen. Der Knopf, dessen untere Grundfläche 2,2 Centimeter Durchmesser hat, ist mit linearen Dreiecks-

mustern, wie es z. B. Taf. IX. Fig. 6 zeigt, verziert. Das Zickzackornament um den Rand des Knopfes erscheint in ganz gleicher Form auf den Broncegefäßen von Floth (No. 73, Taf. I. Fig. 5a.), Augsburg und Kreuznach (Lindenschmit: Alterth. d. heidn. Vorzeit Band II. Heft 3 Taf. 5 Fig. 5 und 6), und ist in den Hallstätter Gräbern mehrfach vertreten. Auch findet es sich z. B. auf dem Ringe No. 30, dem Diadem No. 67) und schließt überhaupt an die Ornamentik des archaistischen Styls an.

70. Haarnadel von Bronce aus Stanomin, welche auf Taf. IX. Fig. 7 in natürlicher Größe abgebildet ist und sich im städtischen Museum zu Thorn befindet. Die Nadel ist im Ganzen 14,5 Centimeter lang und hat oben einen kleinen zierlich gearbeiteten Knopf mit darunter befindlichem Knauf.

Diese aus dem nämlichen Grabfunde (vgl. No. 18) stammenden Nadeln No. 68 bis 70) weichen in Styl und Ornamentik wesentlich von einander ab, zeigen aber eine gleich vollendete Technik. Seitenstücke sind aus den uns vorliegenden Sammelwerken nicht nachgewiesen, wie denn auch die Hallstätter Gräber keine enthalten, doch weichen sie in stylistischer und ornamentaler Hinsicht von den römischen und späteren Formen ab, so daß wir sie gleich der Fibel No. 18 in die Jahrhunderte vor Chr. Geb. zu setzen haben.

B. Erzgefäße.

Von den im Gebiete der Netze, untern Weichsel und Ostsee aufgefundenen Broncegefäßen liegen uns auf Grund eigener Anschauung, genauer Beschreibungen und Abbildungen nur die nachstehenden Formen vor.

71. Broncegefäß aus Richtsfelde (südlich von Mewe, Kreis und Regierungsbezirk Marienwerder), welches wir nach einer Zeichnung des Herrn Haelke auf Taf. VIII. Fig. 8 in ¼ der natürlichen Größe abgebildet haben.

Dasselbe ist 16 Centimeter hoch, oben 16 Centimeter breit, und 10 Centimeter tief. Der schräg nach auswärts stehende obere Rand, an dem das Stück b. fehlt, ist 2 Centimeter breit und zeigt bei c. ein erhabenes (auf Taf. VIII. Fig. 8a. in natürlicher Größe abgebildetes) Zeichen.

Um die Vase laufen an seiner weitesten Stelle zwei erhabene, 2 Centimeter auseinanderstehende parallele Streifen, zwischen denen sich sechs knopfartige Erhöhungen (und zwar unter jedem Henkel eine und vier auf den übrigen Umfang in je 7 Centimeter Entfernung vertheilt) befinden. Die kniefömig gebogenen drei Füße sind an ihrer innern und äußern Seite mit Furchen versehen und stehen so, daß auf einer ebenen Fläche nur die vorderen äußeren Spitzen (gleichsam als Zehen des Fußes) den Boden berühren, während die hintern innern Theile (gleichsam als Ferfen) etwa 0,4 Centimeter über dem Boden stehen.

In den Henkeln hing eine kleine eiserne Kette von 47 Centimeter Länge, die aber stark oxydirt war und weggeworfen wurde.

Die Vase, welche sich in der Sammlung des Bildungsvereins zu Mewe befindet, wurde gefunden auf dem Pfarracker zu Nichtsfelde in 1,25 Meter Tiefe auf einem Steinlager, unter dem sich Kohlen und Asche befanden. Auf Knochen wurde diese Brandstätte damals nicht untersucht, doch zeigte dieselbe keine Spuren einer früheren Durchwühlung.

In der Nähe fanden sich Steinkelte.

Die Vase, welche weder dem römischen noch spätern Style entspricht, schließt sich nach Form, Technik und Ornamentik den archaistischen Gefäßen der Jahrhunderte vor Chr. an, obwohl uns ein gleiches Exemplar in den erwähnten Sammelwerken nicht vorliegt.

Da die ganze Umgegend, in welcher vorzugsweise Steingeräthe und ausschließlich Thongefäße von ganz grober Technik und Ornamentik, welche zum großen Theile noch gar nicht gebrannt sind, sowie einzelne rohe Versuche metallischer Nachbildungen neben den Fibeln No. 15—17 und den Ringen an Gesichtsurnen (No. 76) auftreten, so müssen wir auch unsere Vase (No. 71) in die Jahrhunderte vor Chr. setzen und den vorrömischen Broncen unserer Gegend beizählen.

72. Broncegefäß aus Münsterwalde (Kreis und Regierungsbezirk Marienwerder, am linken Weichselufer). Dasselbe ist in einem Grabe gefunden und befindet sich zu Danzig im Museum der naturforschenden Gesellschaft, in deren Schriften (III, 3) es von Dr. Lissauer genau beschrieben und abgebildet ist. Unter Zugrundelegung dieser Zeichnung ist die Vase auf unserer Taf. VIII. Fig. 9 und 10 in 1/4 der natürlichen Größe abgebildet.

Die bis auf einen unbedeutenden Sprung erhaltene Vase ist aus goldfarbiger Bronce in Wellenlinien getrieben, besteht aus einem niedrigen Fuße und dem kesselförmigen Gefäßkörper, welcher mit einem kurzen Halse in einen nach außen umgebogenen Rand endigt. Das ganze Gefäß ist

13,5 Centim. hoch. Der getriebene Fuß von 1,2 Cent. Höhe biegt sich nach unten in Breite von 0,6 Centimeter um und nimmt hier den Boden des Gefäßes auf, welcher — nach Lissauer — besonders gegossen und eingesetzt ist, und concentrische Kreise zeigt. Der Durchmesser des Bodens (von Außen) beträgt 9,5 Centimeter, sein Umfang (von Außen) 33 Centimeter.

Der Körper der Vase ist aus 0,3—0,4 Centimeter starkem Broncеblech getrieben — (Dr. Lissauer hat an einzelnen Stellen noch die Hammerschläge erkannt) — und zeigt senkrecht laufende, ebenfalls getriebene, einander fast genau parallele, abwechselnd konkav und konvex erscheinende Wellenlinien (nach Lissauer 114 konvexe), welche unten und oben durch mehrere oberflächlich eingravirte Kreislinien von Fuß und Hals geschieden sind. An der weitesten Ausbauchung beträgt der innere Durchmesser 20,5 Centimeter, und der Umfang 62,2 Centimeter.

Um den Hals läuft horizontal ein 1,2 Centimeter breiter, von Innen ausgearbeiteter Wulst, welcher etwas erhabener ist, als die Wellenlinien des Körpers. Ueber dem Wulst erweitert sich der Hals etwas und der obere Rand legt sich in 1,2 Centimeter Breite nach Außen um. Der größeste Durchmesser der obern Oeffnung beträgt 19,6 Centimeter, der Umfang des umgebogenen Randes 66,4 Centimeter und der Umfang dicht darunter am Halse 61 Centimeter.

Die Vase war als Todtenurne verwendet. Sie stand 31 Centimeter tief unter der nicht besonders als Grab erkennbaren Oberfläche, war mit drei kopfgroßen Feldsteinen umgeben, und enthielt die verbrannten Knochenreste eines erwachsenen Menschen sowie folgende Beigaben:

a. Das sporenförmige Broncestück No. 66 (S. 170).
b. Ein größeres und ein kleineres Stück vollständig verschmolzenen Goldes (zu 35 Mark geschätzt).
c. Ein Stück geschmolzene Bronce und
d. Mehrere kleine und dünne umgebogene Broncestücke, in denen Lissauer die zerstörten Henkel der Vase vermuthet.

Gleichzeitig wurden noch zwei andere Gräber in der Nähe geöffnet, welche sich aber von den vorbeschriebenen in allen maßgebenden Punkten so wesentlich unterschieden, daß sie für unsere Frage nicht weiter in Betracht kommen. Dr. Lissauer hat sie (a. a. O.) ebenfalls beschrieben.

Aehnliche Gefäße sind aus Dänemark, Norwegen und Schweden bekannt.

Ueber den Ursprung und die Zeit der Broncevase mit ihren Beigaben äußert sich Dr. Lissauer (a. a. O.) folgendermaßen:

„Welche Stellung nimmt diese Urne nun unter den ähnlichen bekannt gewordenen Gefäßen anderer Gegenden ein? In

unserer Provinz sind Broncegefäße überhaupt nur selten und Bronceurnen, welche wirklich zur Beisetzung von Resten des Leichenbrandes benutzt worden sind, wohl nie gefunden worden. Es wäre daher unser Fund schon insofern ein sehr interessanter. Allein auch in den großen Museen von Kopenhagen, Stockholm, Christiania, Schwerin und Kiel — sehen wir von den sog. Hängeurnen, welche nicht stehen konnten, ganz ab — gehören wirkliche Bronceurnen, in welchen die Reste des Leichenbrandes beigesetzt waren, zu den Seltenheiten.

In Kopenhagen unterscheidet man zwei Formen, eine ältere mit schmäleren und eine jüngere mit breiten Wellenlinien, im Ganzen sind aber nur wenige Exemplare vorhanden; in Stockholm und Christiania sah ich nur je ein einziges Exemplar mit breiteren Linien, alle aber haben fast die gleiche Form wie unsere, und dieselben für echt römische Arbeit bezeichnenden konzentrischen Kreislinien; die ganz erhaltenen zeigen auch, den beiden Löthstellen an unserer Urne entsprechend, henkelartige Aufsätze, in welchen ein Broncebügel steckt.[12]) Am wichtigsten für uns ist diejenige Urne, welche sich im Museum zu Christiania (3155 bis 3162) befindet und aus einem Grabe bei Brunsberg am Mjösensee herstammt, weil dieselbe der unsrigen ganz gleicht, ebenfalls einen Goldschmuck und einen ganz kleinen Sporn aus Bronce enthielt, wie wir ihn in der Münsterwalder Urne gefunden, und oben beschrieben haben. Da nun in der Christiania-Urne zugleich ein mehrfach zusammengebogenes, eisernes Schwert gefunden worden, wie solche für die ältere Eisenzeit charakteristisch sind und auch die dänischen Bronceurnen von Gjerum und Ellerup[13]) gleiche charakteristische Beigaben von Eisen enthalten haben, so werden diese Broncegefäße für den nordischen Alterthumsforscher in das dritte bis fünfte Jahrhundert p. Chr. n. gesetzt, in welcher Zeit schon römischer Handel den Norden mit seinen Waaren reichlich versorgte. Für den Weg aber, welchen dieser Handel einschlug, ist es wichtig, durch unsern Münsterwalder Fund an der Weichsel gleichsam eine Station nachgewiesen zu haben.

---

[12]) Engelhard in Valloby Fundet in Aarab. for nord. Oldk. og Histor. 1873. S. 304 Fig. 10.

[13]) Engelhard's l. c. S. 306.

Auch die Art der Bestattung stimmt mit diesem Ergebniß überein. Alle Urnen, selbst die kostbare Bronceurne mit ihrer noch kostbareren Goldbeigabe, standen im natürlichen Boden, nur lose mit gewöhnlichen Feldsteinen umstellt, eine Bestattungsart, welche sowohl in Mecklenburg als in den preußischen Ostseeprovinzen allgemein der Zeit nach der slavischen Einwanderung zugeschrieben wird. Erst durch Einführung des Christenthums wurde der Leichenbrand verboten und die neubekehrten Einwohner des Landes wurden angehalten, ihre Todten auf dem christlichen Kirchhof dicht an der Kirche zu beerdigen. Wie langsam diese neue christliche Sitte bei der noch im Herzen heidnischen Bevölkerung Eingang fand, zeigt uns noch der Vertrag des deutschen Ordens mit den abgefallenen Pomesaniern, Natangern und Wamiern vom 7. Februar 1249, in welchem sie versprechen mußten, ihre Todten nicht mehr nach heidnischer Sitte zu verbrennen, sondern auf den Kirchhöfen zu beerdigen.

Aus dieser Uebergangszeit rühren nun wahrscheinlich diejenigen Gräber her, welche halb den Stempel der neuen, halb den der alten Sitte an sich tragen. Als das Verbrennen der Leichen wegen der christlichen Aufsicht gar nicht mehr möglich war, da konnten zwar die Gebeine der Verstorbenen nicht mehr in einer Urne gesammelt beigesetzt werden, aber eine Ruhestätte auf dem heidnischen Begräbnißplatze konnte ihm vielleicht heimlich noch verschafft werden, wenn er es oder die Seinigen besonders gewünscht hatten.

So sind die einzelnen Fälle von Beerdigung unverbrannter Leichen unter den Urnengräbern ein Zeichen, daß das Grabfeld bis in den Anfang der christlichen Zeit hinein benutzt worden ist; daß das bei Münsterwalde mindestens bis ins fünfte Jahrhundert zurückreicht, haben wir oben aus der Bestimmung der Bronceurne ersehen.

Schon Lisch macht darauf aufmerksam, daß auf den Wendenkirchhöfen Mecklenburgs zuweilen unverbrannte Leichen am Rande des Kirchhofes beerdigt und daß dort die Reichen mitten unter den Armen auf demselben Kirchhof beigesetzt worden seien; auf dem heidnischen Begräbnißplatz von Münsterwalde haben wir beide Sitten ebenfalls beobachtet.

Das Gold, welches in der Urne lag, ist nach einer Analyse des Herrn Helm frei von Platin, es enthält in 100 Theilen nur 0,25 Theile Silber und 1,8 Theile Kupfer, weist demnach

durch seine Zusammensetzung nicht auf eine Abstammung aus dem Ural hin, wie mehrere in Gräbern vorgefundene Goldsachen, in welchen von Santen nicht nur Platin, sondern auch viel mehr Silber nachgewiesen hat."

Mit aller Achtung vor den Ansichten des geehrten Forschers möchten wir diese Meinung nicht theilen, vielmehr der Vase eine Stellung in die der römischen Periode (erstes bis fünftes Jahrhundert nach Chr. Geb.) vorangehenden Zeiten anweisen.

Die Wellenlinien und die concentrischen Kreise kommen an der etruskischen Erzflasche aus Rodenbach (Lindenschmit: Alterth. d. heidn. Vorzeit Band III. Heft 5 Taf. 2), in den Gräbern zu Hallstatt (v. Sacken a. a. O.) vor. Die Wellenlinie ist überhaupt ein uraltes Ornament, welches auch der etruskischen Metalltechnik eigenthümlich war, aber noch bis in die römischen Arbeiten hinreicht, und also an sich für Zeit und Herkunft nicht maßgebend ist (vgl. S. 186).

Dagegen dürfte die Vasenform in Betracht kommen. Dieselbe schließt sich dem Gefäße aus Nichtsfelde (No. 71), und überhaupt den archaistischen Gefäßen an. Es findet sich in den oben erwähnten Sammelwerken, Vereinsschriften und Monographieen nicht eine einzige Gefäßform der nachweisbar römischen, Völkerwanderungs-, fränkisch-alamannischen oder karolingischen Zeit, welche in Styl und Verzierung (der getriebenen Wellenlinien und concentrischen Kreise) nur annähernd der Münsterwalder Broncevase entspricht.

Auch ist das in letzterer vorgefundene sporenförmige Broncestück nach Styl und Form wesentlich von allen Arten römischer und späterer Sporen verschieden (vgl. S. 171 u. Lindenschmit: Alterth. d. heidn. Vorzeit Band II. Heft 1 Taf. 7; Heft 10 Taf. 5 u. f. w.).

Sodann kommen eiserne Schwerter und Waffen, welche denen der Völkerwanderungszeit im Allgemeinen entsprechen, bereits in Gräbern mit nachweisbar altitalischen und bezw. etruskischen Arbeiten (z. B. in Hallstatt) vor, so daß das Erscheinen solcher Waffen in dänischen und skandinavischen Bronceurnen diese deshalb noch nicht in das dritte bis fünfte Jahrhundert nach Chr. Geb. verweist.

Die Benutzung der Broncevasen zur Beisetzung der verbrannten Gebeine war zwar nicht allgemein üblich, und schon deshalb, weil diese Gefäße überhaupt selten waren. Sie kommt aber häufiger vor (selbst in einer nicht ursprünglich zur Graburne bestimmten etruskischen Amphora), und zwar oft genug, um diese Verwendungsart als eine nicht ungewöhnliche und als weit verbreitete erkennen zu lassen. Auch die Hallstatter Gräber weisen diese Sitte auf und führen sie also bis ins fünfte Jahrhundert

vor Chr., als von römischen Beziehungen zu unseren Gegenden noch keine Rede war, zurück.

Endlich ist die Art der Bestattung bei der Münsterwalder Vase, welche im natürlichen Boden stand und lose mit gewöhnlichen Feldsteinen umstellt, nicht ausschließlich slavisches Eigen. Die nämliche Beisetzungsweise findet sich auch in den germanischen (vorrömischen) Urnengräbern des rechten Rheinufers, wo nie Slaven hinkamen, und mag überhaupt Schutz der Ueberreste des Verstorbenen bezweckt haben.

Man wird daher wohl unbedingt in die Jahrhunderte vor Chr. Geb. zurückgreifen müssen, um der Münsterwalder Vase nach Zeit und Ursprung ihre Stellung anzuweisen.

73. Das Flother Broncegefäß, welches auf Seite 56 No. 5 beschrieben und auf Taf. I. Fig. 5a. abgebildet ist.

Solche einfachen, aber eleganten Broncenäpfe mit Zickzackornament, sind in größerer Zahl und, soweit die Beschreibungen und Abbildungen dies erkennen lassen, unter Uebereinstimmung mit dem Flother Gefäße bisher erst zweimal (bei Augsburg und Kreuznach) aufgetaucht und bei Lindenschmit (Alterth. d. heidn. Vorzeit Band II. Heft 3 Taf. 5 No. 5 und 6, und Beil. zu Heft 3 Taf. 5) erläutert und abgebildet.

Alle drei Funde haben am obern Rande einen Streifen im Zickzackornament. Der Form nach schließen sich diese Gefäße den Erzeugnissen der altetruskischen Metalltechnik an und das auf ihnen befindliche Zickzackornament, welches (wie wir schon mehrfach ausgeführt haben) den archaistischen und bezw. etruskischen Styl charakterisirt, erscheint theils am Rande, theils auf dem Gefäße bei einzelnen der von Lindenschmit (a. a. O.) als etruskisch nachgewiesenen Vasen, sowie in den Hallstatter Gräbern, so daß wir auch unser Gefäß No. 73 in die Jahrhunderte vor Chr. setzen müssen.

74. Das zweite Flother Broncegefäß (S. 56 No. 5 und Taf. I. Fig. 5b.) ist nach der Zeichnung des Herrn Baurath Crüger 4,5 Centimeter hoch und oben 13,2 Centimeter breit. Seine Form schließt sich gleichfalls dem archaistischen Style an, wie er auch in den Hallstatter Gräbern vertreten ist, so daß wir hier ebenfalls auf die Jahrhunderte vor Chr. verwiesen werden.

75. Altetruriſche Broncekanne aus Sawensee ohne jede Ornamentik (vgl. S. 95), welche auf Taf. III. Fig. 4 abgebildet und

zusammen mit der etruriſchen Fibel No. 24 und dem Ringgehänge No. 55 gefunden iſt. Aehnliche Vaſen kommen bei Pawellau in Schleſien (Kreis Trebnitz) vor.

Stellen wir nun unſere Erzgefäße No. 71 bis 75 den aus den dieſſeitigen Alpenländern nachgewieſenen und in die Jahrhunderte vor Chr. Geb., ehe die Römer die Alpen überſchritten, fallenden Metallarbeiten gegenüber, ſo gewinnen wir folgende Ueberſicht:

AA. Erzgefäße etruskiſchen und bezw. altitaliſchen Styls.

a. Etruriſche Henkelkannen älteſten Styls ohne alle Ornamentik erſcheinen in Livland (Sawenſee) No. 75 (Taf. III. Fig. 4) und in Schleſien (Pawellau im Kreiſe Trebnitz).

b. Kannen aus getriebenem Erz mit ſtark hervorragendem, etwas aufgerichtetem, langgeſtrecktem, ſchnabelförmigem Ausguſſe, meiſt nur am Halſe mit Gravirung oder Ornamentſtreifen im Tremolirſtrich verziert. Der gegoſſene Henkel iſt an ſeinem obern Theile, mit dem er auf dem Rande der Vaſe befeſtigt iſt, häufig mit zwei liegenden Panthern oder Löwen beſetzt, endigt aber ſtets nach unten in eine ſtreng ſtyliſirte Palmette (vgl. Dorow: Opferſtätte und Grabhügel der Germanen und Römer am Rhein; Wiesbaden, 1819 I. S. 15g, und Taf. V. Fig. 3; Lindenſchmit: Alterth. d. heidn. Vorzeit Band I. Heft 2 Taf. 3 Fig. 1—3 u. ſ. w.). Kannen von dieſer Form ſind mehrfach ſchon nachgewieſen im Flußgebiete des Rheins (16 Stück) und in Frankreich (wahrſcheinlich Departement Puy de Dôme). Auch die Erzkanne aus dem böhmiſchen Grabhügel von Hradist (mit Einhörnern am Ausguß, einer geflügelten Figur am Henkel und Blattornamenten (vgl. Wocel: Pravek zeme ceske S. 202), gehört in dieſe Kategorie.

c. Amphoren aus Erz mit zwei Henkeln, Deckel, aber ohne Ausgußmündung (vgl. Lindenſchmit: Alterth. d. heidn. Vorzeit Band II. Heft 2 Taf. 2; Heft 5 Taf. 2; Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, S. 123 u. flg. und Taf. VII. Fig. 1; Archäol. Zeitung 1856, 85. Heft S. 161 und 209; Archäol. Anzeiger 1855, No. 74 S. 31). Dieſe Vaſen ſind aufgefunden im Rheingebiete und in der Schweiz (Kanton Bern).

d. Erzgefäße mit beweglichem Henkel (Lindenſchmit: Alterth. d. heidn. Vorzeit Band III. Heft 1, Taf. 1 Fig. 5; Worsaae Afbildn. No. 223) kommen vor am Rheine und in Dänemark.

e. Eimer, welche aus einem Stücke gerippten Erzblechs zu einem hohlen Cylinder zusammengebogen sind; die Kanten des Blechs sind durch Nieten verbunden und einfache Schlingen oben zum Einhängen des Tragreifs angeheftet. Der Boden ist durch Umschlagen des unteren Gefäßrandes festgehalten (vgl. Lindenschmit: Alterth. d. heidn. Vorzeit Band II. Heft 3 Taf. 5 Fig. 7 und 8; E. v. Sacken: Grabfeld von Hallstatt Taf. XXII. Fig. 1 und 2 und S. 97, 98; G. v. Bonstetten: Supplém. au recueil d'antiquités suisses, tab. XVI, I.). Solche finden sich im Rheingebiete, in Oesterreich (im Salzkammergut), sehr zahlreich in Hallstatt, in der Schweiz, sowie in Italien bei Bologna, Kumae, Nocerae und Monteveglio.

f. Kessel, welche aus mehreren Stücken von Erzblech (meistens aus vier Theilen) zusammengesetzt sind, bis zu 73 Centimeter Höhe. Vom Boden aus erhebt sich das gradlinige oder nur leicht geschwungene Profil des Gefäßes in steter Erweiterung bis zu einer kräftigen Ausladung, von deren äußerstem Punkte es, in kurzer Wölbung nach Innen gewendet, mit dem scharf eingezogenen schmalen Rande endet. Die Henkel sind meist am Rande, selten an dem Körper des Gefäßes befestigt. Sie bestehen entweder aus massiven runden, an ihren abgeplatteten Enden aufgenieteten Stäben, oder aus breiteren Blechstreifen, welche theils für sich schon oder durch eingehängte Tragringe ihrem Zwecke entsprechen. Die Köpfe der zahlreichen, regelmäßig in Reihen gesetzten Nietnägel sind flach und kreisrund. Verziert sind die Kessel mit eigenthümlichen Rad- und Vogelornamenten (Mittheil. des histor. Vereins für Steiermark VII. 1857: Alterthümer im Saggauthale v. Ed. Pratobevera; E. v. Sacken: Grabfeld bei Hallstatt; Mittheil. der antiquar. Gesellsch. in Zürich I. Heft III. Taf. II. und III, 5; S. 86; Afbildninger af Danske Oldsager og Mindesmaerker, ved A. P. Madsen. Siem Fundet, Aalborg Amt. 1862). Das Verbreitungsgebiet dieser Vasen reicht von Italien aus nach Steiermark, in das Salzkammergut, nach der Schweiz, Ungarn und Dänemark bis nach Irland, in welch letzterm Lande sie jedoch mit einfacherer Ausstattung vorkommen (vgl. Lindenschmit: Alterth. d. heidn. Vorzeit Band III. Beil. zu Heft 1 S. 9, wo die beiderseitigen Arten abgebildet sind).

g. Kessel und Becken, welche aus zahlreichen Stücken sehr dünnen Metalls zusammengesetzt und mit Reihen von Nietnägeln verbunden sind, deren vorragende Köpfe eine kegelförmige Gestalt in Art der tutuli haben (in Irland). Diese konischen Nieten, welche zu altitalischen Arbeiten in nächster Beziehung stehen, kommen noch in Schleswig, Mecklenburg, Steiermark, Salzkammergut und Italien vor (vgl. a. a. O. S. 10 Fig. 3 und 4).

h. Becken und schüsselförmige Gefäße getriebener Arbeit, theils einfach, theils mit Aufsatz am Henkelbeschlag (vgl. a. a. O. S. 11; Dorow a. a. O. S. 16 und Taf. V. Fig. 4). Solche kommen vor im Rheingebiete und in Hannover.

i. Leichte Schalen von zierlichem Profile mit aufgenietetem Henkel, theils glatt, theils mit Reihen von Buckeln verziert, reichen von Mecklenburg über das Gebiet der mittleren Elbe mit Havel (bei Spandau) und das Rheingebiet in das Salzkammergut (Hallstatt), und von hier weiter nach Süden (vgl. Lindenschmit Alterth. der heidn. Vorzeit Band II. Heft 3 Taf. 5 Fig. 2 und 3; Band III. Beilage zu Heft 1 S. 11; v. Sacken: Grabfeld zu Hallstatt; Correspondenzblatt der deutsch. Gesellsch. für Anthropologie u. s. w. 1876 S. 6).

BB. An die Gefäße AA. schließen sich mit dem Hinweis auf auswärtigen Ursprung unter verschiedenen Combinationen nach Form, Technik und Ornamentik an:

a. Die Gefäße von Kreuznach, Augsburg und eins (Taf. I. Fig. 5a.) aus Floth (No. 73).
b. Das Flother Gefäß No. 74.
c. Die Vase aus Nichtsfelde No. 71.
d. Die Vase von Münsterwalde No. 72.

C. Die Broncering (mit Perlen) an den sog. Gesichtsurnen.

Unter den beim Leichenbrande zur Aufbewahrung der irdischen Ueberreste benutzten Graburnen finden sich einzelne, welche eine menschliche Gesichtsbildung auf ihrem Halse oder Deckel enthalten. In den Schriften der physik.-ökonom. Gesellsch. zu Königsberg (Jahrgang XIII. 1872 S. 89—125) hat Herr Prof. Dr. Berendt eine übersichtliche Zusammenstellung der ihm bis zum Jahre 1872 bekannt gewordenen Gesichtsurnen und ähnlicher Gefäße nebst genauen Beschreibungen und Abbildungen gegeben.

Seitdem hat sich aber das Ausdehnungsgebiet derselben erweitert. Auch manche Annahmen des Prof. Dr. Berendt dürften den neueren

Forschungen nicht mehr überall entsprechen, und überdies stehen die an vielen Gesichtsurnen (in den Henkeln und bezw. Ohren) befindlichen Bronceringe mit ihren Glasperlen zu unseren gegenwärtigen Betrachtungen in so naher Beziehung, daß wir auch die Gesichtsurnen selbst berühren zu müssen glaubten. Hierbei scheint uns die Frage: ob und inwieweit sie als Graburnen dienten? von untergeordneter Bedeutung, weil umgekehrt innerhalb des ganzen Gebiets der diesseitigen Alpenländer bereits in einer namhaften Reihe von Fällen der Gebrauch von Erzgefäßen, welche ursprünglich nicht zu Graburnen bestimmt waren, für die letztere Verwendung nachgewiesen ist, und also der Gebrauch weder für die eigentliche Bestimmung, noch für den Ausgangspunkt der bezüglichen Typen maßgebend sein dürfte.

Das örtliche Ausdehnungsgebiet der mit menschlichen Gesichtsbildungen versehenen Urnen umfaßt:

in der Provinz Preußen:

im Regierungsbezirke Danzig: Liebenthal bei Marienburg; die Orte Redischau, Starzin, Lebsch, Bohlschau, Pogers, Hoch-Redlau, Schäferei (bei Oliva), Borkau, Ober-Prangenau, Schidlitz und Neukau bei Danzig, Czapielken, Stangenwalde, Kamerau, Boroschau, Goschin, Dirschau, Kniebau, Oxhöft und Rittergut Saskoschin (beschrieben im Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie u. s. w. 1873 S. 85, 1875 S. 41);

im Regierungsbezirke Marienwerder: Warmhof, Bielsk und Broddener Mühle bei Mewe;

in der Provinz Pommern: bei Neustettin;

in der Provinz Posen: im Regierungsbezirke Bromberg die No. 63 (S. 169) erwähnte Gesichtsurne von Tlukowo bei Lobsens und aus Ledagnora bei Gnesen;

in der Provinz Schlesien: aus Wittgendorf bei Sprottau (vgl. Schlesiens Vorzeit in Schrift und Bild, 28. Bericht S. 50) und (mit nicht näher bezeichneten Fundorten) zwei graubraune bemalte, gut gebrannte Thongefäße in sorgfältiger Ausführung von 5 und bezw. 9 Centimeter Höhe, welche aber anders gestaltet sind, wie die vorstehenden.

aus dem Rheingebiete (Mittel- und Niederrhein): drei Urnen der rheinischen Bevölkerung römischer Zeit (zwei aus der Umgegend von Mainz), bei denen die ganze Urne als Kopf gedacht ist, von 30 bezw. 19,1 und 7,8 Centimeter Höhe, (Lindenschmit: Alterth. d. heidn. Vorzeit Band I. Heft 6 Taf. 6 Fig. 7, 10 und 13), und drei Urnen aus dem

nämlichen Gebiete: Wiesbaden, Bingerbrück (bei Bingen) nnd Heddernheim, sowie sechs Urnen aus Worms (vgl. Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie u. s. w. 1875 S. 56, ihre Beschreibung von Dr. Mehlis). Diese rheinischen Urnen führen durch die auf einigen sich findende Darstellung des phallus zunächst auf die Römer und mit diesen auf die alten Kulturvölker des Mittelmeeres: Etrusker, Griechen, Phönikier und Aegypter zurück.

Analogien mit Gefäßen außerhalb Deutschlands, welche Prof. Dr. Berendt (a. a. O. S. 102 u. flg.) anführt, finden sich unter den alten Kulturvölkern bei den Aegyptern, Etruskern, Griechen und auf der Insel Cypern, das ursprünglich den Phönikiern gehörte (S. 76). Eine Art der sehr zahlreichen, nach Form und Material (gebrannte Erde, Kalkstein, Holz, Alabaster) mannigfaltigen ägyptischen Urnen (sog. Kanoben), welche Menschen und Thierköpfe zeigten, waren (nach Angabe des Aegyptologen Prof. Dr. Ebers) Mitgaben in die Mumiengräber. Die meist vierfach bei jeder Mumie gefundenen Kanoben stellen die vier Todtengenien vor, und sollen deren menschliche und thierische Gestalt zur Erscheinung bringen. In den Urnen befanden sich diejenigen Körpertheile (Eingeweide, Bluttheile u. s. w.), welche bei der Section entnommen und nicht mit einbalsamirt wurden. Der Todte sollte in die Unterwelt alles Irdische mitnehmen und daher durfte auch nichts an seiner menschlichen Hülle fehlen. Aus den vier Todtengenien wurden bei den koptischen Christen die vier Erzengel. Neben diesen Kanoben kamen noch andere (groteske) ägyptische Gesichtsurnen vor (im Museum zu Leyden), welche (nach Prof. Dr. Ebers) stark an die hiesigen Gesichtsurnen erinnern.

Sehr verwandt (wenngleich in den Dimensionen verschieden) mit den ägyptischen Mumienurnen sind die etruskischen Gesichtsurnen, von denen Prof. Dr. Berendt (a. a. O. Taf. V. Fig. 34—36) drei Abbildungen giebt. Diese drei Todtenurnen, welche das Gesicht theils am Halse, theils am Deckel haben, zeigen eine vollständige Verschiedenheit nach Styl und Technik. Die eine mit Ornamenten versehene (Fig. 34) zeigt das Zickzack und die Wellenlinie bei gut modellirter Gesichtsbildung mit einem Vogel auf dem Deckel. Eine zweite (Fig. 35) hat als Deckel einen gut ausgeführten Kopf und die aus den Henkeln hervorstehenden Arme mit Händen, aber ohne sonstige Ornamente. Die dritte (Fig. 36) ist am unvollkommensten, zeigt ein wenig ausgeführtes Gesicht und Arme mit Händen über dem Bauche.

Die Gesichtsurne von der Insel Cypern (a. a. O. Fig. 33) zeigt eine mit der etruskischen Urne (a. a. O. Fig. 34) verwandte Form.

Alle diese Urnen enthalten gewisse verwandte Merkmale mit den hiesigen Gesichtsurnen. Eine Urne aus Schäferei zeigt gleich den

ägyptischen (des Leydener Museums), etruriſchen und der aus Cypern, Arme, welche von der Mitte ausgehen und mit Schlangenringen (No. 52) umwunden sind. Eine Urne aus Pogorcz enthält unter der Nase einen nach Art der alten Aegypter, Assyrer, Babylonier, Perser und Meder etagenmäßig geflochtenen Kinnbart (a. a. O. Taf. V. Fig. 46).

Die sog. kleine Urne von Goschin enthält die Andeutung eines bei den Etruskern üblichen Haargeflechts an der hintern Seite (vgl. a. a. O. Taf. IV. Fig. 28b. und Taf. V. Fig. 45).

Die von Prof. Berendt hervorgehobene Verwandtschaft in Idee und Ausführung bei allen diesen Gesichtsurnen deutet schon mit großer Bestimmtheit auf eine aus den südlichen Kulturstaaten in die hiesigen Gegenden gelangte Technik. Hierbei mögen zuerst derartige Gefäße unmittelbar eingeführt sein, wie wir dies von den bemalten Thongefäßen (S. 110 flg.) nachgewiesen zu haben glauben. Man kann die erwähnten und von Prof. Berendt (a. a. O. S. 104 und Taf. V. Fig. 43 und 44) erläuterten schlesischen Gesichtsurnen, welche nach Material und Ausführung weit über den übrigen Thongefäßen der gewöhnlichen Art und besonders über den Gesichtsurnen der hiesigen Gegenden stehen, sowie die aus St. Koloman a. d. Salzach in Baiern, und ev. auch die aus Ledagnora (vgl. Corr.-Bl. f. Anthr. u. s. w. 1875 S. 7, 12), wohl als Ueberreste der südlichen Einfuhr gelten lassen. Demnach würden wir in den hiesigen Gesichtsurnen Nachbildungen vor uns haben, welche trotz der größern Sorgfalt ihrer Bearbeitung bei dem niedrigen Stande der damaligen einheimischen Keramik noch ziemlich roh ausfallen mußten. Aus dem nämlichen Gesichtspunkte würden sich wohl die Zeichen auf der sog. Danziger Runenurne (von Berendt a. a. O. S. 109 und Taf. III. Fig. 4 erläutert), welche den bekannten phönikischen, altgriechischen, etruskischen und bezw. orientalischen Alphabeten nicht entsprechen, als rohe Nachahmungen der auf den bezüglichen Originalen befindlichen Schriftzüge darstellen.

Mit dem erweiterten Ausdehnungsgebiete der anfangs nur für unsere Gegenden nachgewiesenen Gesichtsurnen, das südlich über die Gegend von Lobsens und Gnesen (im Bereiche der alten Bernsteinstraße, vgl. unten) hinaus bis Sprottau, und westlich bis nach Pommern hinein (Neustettin) reicht, dürfte aber die Annahme einer auf dem Seewege mit dem Handel eingedrungenen fremden Kultur immer mehr und mehr in den Hintergrund treten.

Endlich befinden sich unter den Schliemannschen Funden bei Troja gleichartige Gefäße (die sog. eulenförmigen Glaukopistypen), welche den Gesichtsurnen und den sog. vogelförmigen Urnen aus Haynau entsprechen.

Die engen Beziehungen der südlichen Kulturstaaten des Alterthums finden aber eine weitere Bestätigung in den mit Glasperlen verzierten Bronceringen, welche sich häufig in den Henkeln der Gesichtsurnen vorfinden. Von solchen sind nachstehende zu erwähnen.

76. Bronceringe mit blauen Glasperlen und Kettenringen an der Gesichtsurne aus Broddener Mühle bei Mewe (Kreis und Regierungsbezirk Marienwerder). In jedem Henkel der Gesichtsurne hing ein Broncering mit vier blauen Glasperlen und ein Kettenring aus feinem Broncedraht.

Diese Zierrathen sind auf unserer Taf. III. Fig. 7 abgebildet. An einer andern Urne des nämlichen (Steinkisten-) Grabes fehlte das Gesicht, doch zeigten die Henkel gleichartige Bronceringe mit Glasperlen und Ketten.

77. Bronceringe mit Glasperlen und Kaurischnecke von der Gesichtsurne aus Stangenwalde (südwestlich von Danzig, Kreis Karthaus), welche auf unserer Taf. III. Fig. 10 in natürlicher Größe abgebildet sind. Jeder ohrförmige Henkel enthielt zwei Löcher. In einem Ohr hing, wie Taf. III. Fig. 10 zeigt, im obersten Loche ein Ring mit einer blauen Glasperle, im untern ein Ring mit drei blauen Glasperlen und einer Kaurischnecke (cypraea moneta, S. 109). Im zweiten Ohre hing nur im obersten Loche ein Ring. Die Ringe waren nur mit ihren Enden zusammengebogen.

Die auch an anderen Gesichtsurnen (z. B. aus Bohlschau, Redischau, Pogorcz, Dirschau, Schäferei, vom Silber- oder Heidenberge bei Danzig, Goschin, Saskozin) durch Ringe mit Perlen, Ringe ohne Perlen, oder Ohrlöcher nachgewiesene Verzierung, sowie die Einzelfunde ähnlicher Urnenringe (bei Reckau, Neustadt, Lesen, Lichtenfeld, Lapnin, Löblau und Rexin im Regierungsbezirk Danzig), und häufig vorkommende blaue Glasperlen (z. B. in Urnengräbern zu Brandau, Kreis und Regierungsbezirk Marienwerder, auf dem rechten Weichselufer) beweisen, daß dieser Urnenschmuck nicht vereinzelte Liebhaberei, sondern ein von der Ostseeküste bis Mewe die Weichsel aufwärts bereits nachgewiesener Landesgebrauch war, neben welchem allerdings auch in namhafter Zahl Gesichtsurnen ohne solche Verzierungen auftraten.

Vergleicht man diese beiden Arten, welche zum Theil innerhalb des nämlichen engbegrenzten örtlichen Gebiets neben einander vorkommen, mit einander (nach den Beschreibungen und Zeichnungen des Prof. Berendt a. a. O.), so ergeben sie nach dieser Richtung hin keineswegs eine durch

mehr oder minder fortgeschrittene Technik gekennzeichnete Verschiedenheit der Zeit. Im Gegentheil sind von einzelnen Exemplaren die ohne Ringe besser und vollendeter gearbeitet bezw. modellirt, als solche mit Ringschmuck, und da man bei einem so kleinen Gebiete, wie es sich von der Ostsee bis Mewe darstellt, den nämlichen Standpunkt der Technik unter der Gesammtbevölkerung annehmen muß, so deutet das Fehlen der Ringe mehr einen Mangel an denselben, als eine (bei der Pietät gegen die Todten auch wohl kaum denkbare) Absicht an. War die Bevölkerung in der Lage, derartigen Ring- und Perlenschmuck selbst zu verfertigen, so würde sie sicherlich auch alle Gesichtsurnen mit demselben verziert haben, da bekanntlich den Todten oft die kostbarsten Geräthe mitgegeben wurden. Ob aber die Urnen mit Ohrgehängen nicht vielleicht für weibliche und die ohne solche für männliche Todte dienten, entzieht sich wegen des Leichenbrandes der Erörterung. Die Hallstatter Gräber weisen nur an Skeletten von Frauen und Kindern Ohrringe nach.

Demnach werden wir unsere Ringe mit ihren Perlen wohl jedenfalls auf den Süden und bezw. auf den Orient zurückführen müssen.

Schon Prof. Dr. Ebers erkennt an, daß der Henkelschmuck und namentlich die Glasperlen an den Ringen auf den Orient hinweisen. Im Rigaer Museum sah er sogar Mosaikperlen, die ihn unmittelbar an ägyptische Perlen erinnerten.

Alle diese Momente dürften für unsere Urnenringe mit ihren Perlen einen gemeinsamen Ausgangspunkt, welcher in den südlichen Kulturstaaten des Alterthums und insbesondere des Orients zu suchen sein wird, ergeben und in Ansehung der Zeit auf die frühen Jahrhunderte vor Chr. verweisen.

D. Nähnadeln.

78. Nähnadel aus Stanomin (Kreis Inowraclaw des Regierungsbezirks Bromberg), welche wir auf Taf. X. Fig. 15 in natürlicher Größe abgebildet haben. Dieselbe ist mehrfach verbogen, mit einem (an unserm Exemplare oben abgebrochenen) Oehr versehen, um einen starken Faden oder eine mäßig dicke Thiersehne durchziehen zu können, in ihrem gegenwärtigen Zustande 12,3 Centimeter lang, und besteht aus rundem, gelbem Broncedraht, welcher unter dem Oehr 0,3 Centimeter stark und hier etwas flach gehämmert ist.

Derartige Nähnadeln sind u. A. nachgewiesen:

aus Italien im Pfahlbaue von Peschiera am Südende des Gardasee beim Ausflusse des Mincio, wo sie besonders häufig vorkamen (v. Sacken: Bericht in den Sitzungsberichten d. Wiener Akademie d. Wissenschaften Bd. XLVIII. S. 319);

aus der Westschweiz und

aus Oberösterreich in den Gräbern von Hallstatt, wo sie sich bei weiblichen Skeletten und einmal an der linken Hand eines solchen fanden (v. Sacken: Grabfeld von Hallstatt S. 89 und Taf. XIX. Fig. 14).

E. Ganz kleine Löffel.

79. Ein ganz kleiner Löffel von Bronce aus Brandau (Kreis und Regierungsbezirk Marienwerder, rechtes Weichselufer), welchen wir auf Taf. X. Fig. 8 in natürlicher Größe abgebildet haben, stammt aus einer ganz rohen, mit der Hand geformten und schlecht bezw. gar nicht gebrannten Todtenurne voll Asche und gebrannten Menschenknochen. Zugleich mit ihm sind gefunden eine blaue Glaskoralle (Taf. X. Fig. 9), eine blaue Glasperle (Taf. X. Fig. 10), eine Koralle aus schwarz und weißem Glasflusse (Taf. X. Fig. 11), drei Bernsteinkorallen (Taf. X. Fig. 12—14). Die Fundstücke befinden sich im Vereins-Museum.

Die Bernsteinkorallen sind gut gearbeitet und glatt polirt und selbstverständlich einheimisches Erzeugniß, zumal die hiesigen Landeseinwohner sich durch ihre correcten und gut polirten Steinarbeiten auszeichneten (vgl. S. 33) und also in dem viel leichter zu bearbeitenden Bernstein noch Besseres leisten konnten, während die Glas-Perlen und -Korallen (S. 189) sowie der Broncelöffel auf südlichen Ursprung hinweisen.

Die Broncelöffelchen werden als Ohrlöffel bezeichnet. Daß sie aber auch als solche von den hiesigen Landesbevölkerungen wirklich gebraucht wurden, wagen wir nicht zu behaupten. Es muß dahin gestellt bleiben, ob die damaligen Germanen (vgl. S. 22, 117) es in der Reinlichkeit (S. 31 und Anm. 15) bis zum Gebrauche eines so raffinirten Toilettengegenstandes, wie ein Ohrlöffel, trieben?

IV. Ursprung und Herkunft der vorstehend zusammengestellten Geräthe und Gefäße als Einfuhrartikel des Handels der südlichen Kulturstaaten (des Alterthums) nach dem Norden.

Die große Verbreitung und die mehr oder minder hervortretende stylistische und ornamentale Verwandtschaft der vorstehend zusammengestellten Erzeugnisse eines hochentwickelten Kunstgewerbes deutet, wie wir bereits mehrfach im Einzelnen gesehen haben, auf einen gemeinsamen Ausgangspunkt der Technik und Geschmacksrichtung. Außerdem treten dieselben in den bezüglichen Gräbern zum Theil mit Steingeräthen oder mit nachgewiesen etruskischen Arbeiten (namentlich Kannen, Fibeln, Spangen u. s. w.) zusammen auf. Endlich entsprechen viele in wesentlichen Eigenthümlichkeiten theils etruskischen Gefäßen und Geräthen, theils solchen Grabfunden, welche neben den letzteren vorkommen.

Daher dürfte auch für unsere Broncen des Abschnitt III. sowohl die Möglichkeit ihrer einheimischen Fabrikation diesseits der Alpen in den Jahrhunderten vor Chr. Geb., als auch die Annahme auszuschließen sein, daß sie (damals oder später) von fremden Völkern auf ihren Wanderzügen mitgebracht oder eingeführt wurden.

Bei der Annahme eines einheimischen Ursprungs müßten zunächst sämmtliche Völker oder Stämme von Nordeuropa in den Jahrhunderten vor Chr. Geb. auf gleich hoher Stufe der Metalltechnik gestanden haben, was durch die unbestreitbarsten Zeugnisse der Geschichte und Funde widerlegt wird. Von einzelnen gallischen Stämmen des heutigen Frankreich, sowie von den Treverern (S. 30, 31) wurden schon im ersten Jahrhundert vor Chr. Münzen geschlagen und noch zu Tacitus Zeiten (im zweiten Jahrhundert nach Chr.) war die Münzprägung den nicht romanisirten Germanen, welche sich damals römischer Münzen bedienten, unbekannt (Tac. Germ. 5).

Sodann stehen die ersten selbstständigen Erzeugnisse der stufenweise in Deutschland sich entwickelnden nachrömischen Metalltechnik, wie sich letztere an den Grabfunden aus der Völkerwanderungszeit und der fränkisch-alamannischen Periode bis zu den Karolingern verfolgen läßt, tief unter den meisten der im Abschnitt III. dargestellten Broncen. Bei Annahme einer einheimischen Fabrikation dieser letztern hätten es also die germanischen Völker in den Jahrhunderten vor Chr. Geb. trotz ihrer primitiven Lebens- und Verkehrsverhältnisse viel weiter in der Technik gebracht, als die

Stämme der sog. fränkischen und alamannischen Zeit, welche doch den Römern im Jahrhunderte langen Verkehre mit sonstigen Fertigkeiten auch die Verarbeitung der Metalle abgelernt hatten.

Wenn sich ferner die einheimischen Bevölkerungen in den Jahrhunderten vor Chr. auf die Herstellung so technisch vollendeter Luxusgeräthe, wie die des Abschnitt III. verstanden hätten, so würden sie keine Waffen und Werkzeuge aus Stein weiter verfertigt und gebraucht haben. Einerseits hätten sie sich die für ihre Production nöthigen, aber dem nördlichen Europa fehlenden Rohmetalle zu verschaffen gewußt, andererseits die ihnen unentbehrlichen Waffen und Werkzeuge sämmtlich aus Bronce angefertigt und erst nach Deckung des desfallsigen Bedarfs mit der Fabrikation von Schmuck- und Luxusgeräthen befaßt.

Naturgemäß und zwar nach dem Gesetze der Selbsterhaltung muß nämlich die Gewinnung der zur Sicherung von Leben und Eigenthum, zur Beschaffung von Nahrung, Kleidung und Wohnung nöthigen Waffen und bezw. Werkzeuge immer der Herstellung von Ziergegenständen vorausgehen, und der gesunde Menschenverstand, welcher den Bewohnern des nördlichen Europas nach dem Wenigen, was wir von ihnen bereits wissen, nicht abzusprechen ist, lehrt, daß Bronce ein weit dauerhafteres Material für Waffen und Werkzeuge ist, als Stein.

Die Annahme einer einheimischen Fabrikation von Broncesschmuck würde daher nicht nur die (mindestens gleichzeitige, wahrscheinlich aber ältere) ausschließliche Production metallener Waffen und Werkzeuge bedingen, sondern auch anstatt dieser und neben ihnen den Fortgebrauch solcher aus Stein vollständig ausschließen, falls die Bevölkerungen sich in den Besitz des zur Broncelegirung nöthigen Metalls setzen konnten.

In dieser Hinsicht treten nun häufig in der nämlichen Grabstätte und bezw. in einer und derselben Aschenurne Waffen und Werkzeuge aus Stein theils mit solchen aus Bronce, theils mit Broncesschmuck zusammen auf. Da aber die Broncen nicht spätern Ursprungs sein können, als das Grab und die Zeit des dadurch gekennzeichneten fortdauernden Steingebrauchs, so folgt hieraus die gleichzeitige Benutzung beider Stoffe, zumal auch die Möglichkeit: „als ob man etwa den Todten nur die längst außer Gebrauch gekommenen alten Steingeräthe ins Grab legte", durch die bekannte Pietät der Alten gegen Verstorbene (vgl. S. 130) ausgeschlossen ist. Die Grabesausstattung ist ein möglichst getreues Abbild des irdischen Lebens. Fast Alles was zu letzterm gehörte, und also auch nur solches Geräthe, welches demselben entsprach, ward dem Geschiedenen mitgegeben, damit er am Ruheplatze seiner leiblichen Ueberreste sein geistiges Dasein (nach irdischen Begriffen) fortsetzen könnte. Auch bestätigen

die in Gräbern häufig vorkommenden ganz neuen (ungebrauchten) Steingeräthe deren noch fortdauernden Gebrauch im Volke. Endlich ist eine theilweise Weiterverarbeitung des Steins (bei vorhandener und hinreichend ermöglichter Metallindustrie) aus Trägheit und Indolenz um so weniger denkbar (S. 26, 29), als die zahllosen Spuren der Steinarbeiten auf große Geschicklichkeit, Ausdauer und Betriebsamkeit deuten (vgl. auch S. 33) und nur solche Eigenschaften den Uebergang zur Metalltechnik, falls diese überhaupt erreichbar war, ermöglichten.

Das Vorkommen steinerner Werkzeuge neben broncenen ergiebt aber insbesondere, daß die Bevölkerungen nicht in der Lage waren, sich ihren Bedarf an Metallwerkzeugen in ausreichendem Maße zu beschaffen, und zwar aus Mangel an technischer Fertigkeit in Bearbeitung der Metalle. Der südliche Handel, dessen Existenz selbst die Verfechter einer nordischen Broncekultur nicht vollgültig bestreiten können, mußte als Aequivalent für die nördlichen Landeserzeugnisse (vgl. Abschnitt I.) neben gemünztem Gelde und Kauris (S. 105—110) auch noch andere Tauschwaaren, welche im Norden marktgängig waren und von dessen Bewohnern für ihre speziellen Bedürfnisse begehrt wurden, ins Land bringen, und darunter in erster Reihe das der dortigen Bronceindustrie, wenn solche überhaupt existirt hätte, nöthige Rohkupfer, zumal eine directe Mittheilung des brittischen Zinns an die übrigen Nordländer nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit steht, und jenes also nicht erst durch den Süden eingeführt zu werden brauchte. Man mag sich den Handelsverkehr des letztern denken, wie man will, so muß man selbstverständlich von einer Beschränkung des südlichen Imports auf Metallgeld absehen. Da aber (vgl. S. 110 u. flg.), selbst die zerbrechlichen und schwer transportabelen feinen (bemalten) Thonwaaren eingeführt wurden, so wäre es ein Leichtes gewesen, die Rohmetalle, welche die alten Kulturstaaten nach ihren Industriestätten als Barren gebracht zu haben scheinen, auch in dieser Form dem Norden bei hier vorhandener Nachfrage in so großen Mengen zuzuführen, daß daselbst bei den einfachen Lebensverhältnissen die metallische Production mit der Consumtion gleichen Schritt halten konnte. Unter allen Umständen hätten aber dann die nördlichen Völker, wenn sie überhaupt Metalle verarbeiteten, die Einführung der bezüglichen Rohmetalle, welche ihnen schon zur Herstellung ihrer Waffen und Werkzeuge weit wichtiger sein mußte, als die von Luxusartikeln, und ihnen auch die Möglichkeit bot, letztere durch eigene Fabrikation billiger und zahlreicher, als im Wege des Handels zu beschaffen, gefordert und durchgesetzt. Da sie nämlich im Verlaufe des fortgesetzten Tauschhandels bald erkennen mußten, wie unentbehrlich den südlichen Kulturstaaten die wichtigsten ihrer einheimischen Erzeugnisse (Bern-

stein, Zinn u. s. w.) waren, so konnten sie schon durch Vorenthaltung dieser vom Süden die Einfuhr des Kupfers erzwingen, wenn sie dessen bedurft hätten, und würden dann auch ihre Waffen und Werkzeuge nur aus Bronce hergestellt und den Steingebrauch aufgegeben haben. Allein die Funde ergeben, wie gesagt, das Gegentheil, und daher muß man betreffs der Einfuhr von Rohmetallen ein mangelndes Bedürfniß derselben für eine im Norden einheimische Metallindustrie annehmen und somit auch die Existenz der letzteren überhaupt in Abrede stellen.

Jene Einfuhr dürfte übrigens durch die hier und da aufgefundenen (und wohl viel späteren) Metallbarren noch nicht einmal wahrscheinlich gemacht sein. [14])

Wären aber die nördlichen Völker noch so unwissend gewesen, daß sie selbst nach längerm mittelbaren oder unmittelbaren Verkehre mit dem Süden von dem Werthe ihrer Landeserzeugnisse für den letztern keinen Begriff hatten und also dieselben (gleich den ersten Indianern, welche Gold gegen werthlosen Tand hingaben) in kindlicher Unerfahrenheit gegen blinkende Metallarbeiten der alten Kulturstaaten bedingungslos eintauschten, so standen sie auch noch nicht auf derjenigen Stufe allgemeiner Entwicklung, welche als Grundlage einer eigenen Metallindustrie erforderlich war, und konnte also auch von letzterer bei ihnen keine Rede sein.

Das Auftreten von Werkzeugen aus Stein zusammen mit Broncesschmuck würde bei Annahme einer einheimischen Broncetechnik zu dem Schlusse berechtigen: „daß die Einwohner sich zwar ihre Schmuck- und Luxusgeräthe aus Bronce, dagegen ihre Waffen und die für ihre nächsten Lebensbedürfnisse (nicht bloß für einzelne mechanische Operationen oder Kultuszwecke) erforderlichen Werkzeuge (Hämmer, Meißel, Messer u. s. w.) aus Stein (wenn auch nur theilweise) verfertigten, obwohl sie solche als unvollkommen erkannten, und in der Lage waren, ihren desfallsigen Bedarf aus Bronce herzustellen." Ein solches Verfahren wäre aber zu widersinnig gewesen nicht nur überhaupt für vernünftige Menschen, als welche man sich die alten Bewohner des Nordens trotz ihrer niedrigen Kulturstufe immerhin denken muß, sondern auch insbesondere

---

14) Vgl. Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie u. s. w. 1874 S. 67 und 1876 S. 16. In den hier beschriebenen Metallstücken vom Ostseestrande und Rhein vermögen wir nicht Bronce- bezw. Eisenbarren, welche der Handel der vorchristlichen Zeit der nördlichen Industrie ins Land brachte, zu erkennen. Ueber den für erstere versuchten Beweis ihres Ursprungs mittelst chemischer Analyse vgl. Archiv f. Anthropologie u. s. w. VIII. S. 174, 175).

für eine so hochkultivirte Bevölkerung, wie sie den Vertretern einer vor Alters im nördlichen Europa einheimischen Broncetechnik erscheinen muß.

Nach welcher Richtung man also das gleichzeitige Auftreten von Broncen und Steingeräthen betrachtet, so wird man doch durch den Thatbestand der Grabfunde selbst zu dem Ergebniß gedrängt, daß der Mangel an technischen Kenntnissen und Fertigkeiten und folgerecht auch das dadurch bedingte Fehlen der Rohmetalle den Fortgebrauch und die weitere Herstellung der Steingeräthe in jenen Zeiten, aus denen die bezüglichen Broncen stammen, erheischte und die letzteren unmöglich einheimische Fabrikate gewesen sein können.

Uebrigens sind auch unsers Wissens noch nirgends in jenen alten Gräbern oder Kulturstätten Werkzeuge nachgewiesen, mit denen solche Broncegegenstände, wie die in Rede stehenden, gearbeitet wären. Daß dieselben aber nicht mit Steinwerkzeugen, selbst bei der größten Geschicklichkeit, herzustellen sind, wird jeder Techniker bestätigen.

Ueberhaupt fehlen nicht nur alle Versuche, die Erzarbeit für die mannigfaltigen Bedürfnisse des menschlichen Lebens und eines vorgeschrittenen Geschmacks, der (wie wie wir gesehen haben) den einheimischen Bevölkerungen vor Chr. nicht abzusprechen sein dürfte, zu verwenden, sondern auch die wesentlichsten Vorbedingungen und Abstufungen einer naturgemäßen Entstehung und Ausbildung der Broncetechnik von den ersten rohsten Versuchen bis zur Vollendung. Selbst die gröbsten der von uns unter No. 1 bis 79 dargestellten Broncen mußten erst viele Entwickelungsphasen durchlaufen, um selbst zu diesem geringen Grade der Fertigkeit zu befähigen, deren Erzeugnisse sich immerhin bereits als Ergebniß einer mühsamen und unter den damaligen Lebens- und Verkehrsverhältnissen an unüberwindliche Schwierigkeiten geknüpften allgemeinen Entwicklung darstellen. War aber eine solche Stufe in der Metallarbeit erreicht, so hätte mit ihr auch die Production auf den übrigen Gebieten und namentlich die Töpferei mindestens gleichen Schritt gehalten, da der Fortschritt zu so hoch entwickelten und schwierigen Metallarbeiten auch auf die Technik und Ornamentik der weit leichter herzustellenden Thonarbeiten den nämlichen Einfluß ausgeübt haben müßte.

Dem widersprechen aber die zahlreichen keramischen Funde in jeder Hinsicht. Die roh oder gar nicht gebrannten, nicht einmal auf der Drehscheibe gefertigten und überhaupt grob gearbeiteten Urnen, in und bei denen sich jene kunstvoll gearbeiteten Fibeln, Ringe u. s. w. auch in den hiesigen Gegenden vorfinden, sind keinenfalls älteren Ursprungs, als diese Beigaben. Die Urnen stellen aber außer Zweifel: „daß die Töpferei

noch auf einer sehr niedrigen Stufe stand, und daß nicht einmal in der Thonwaarenfabrikation von einer höhern einheimischen Technik die Rede war." Insbesondere beweisen die groben Verzierungen auf jenen Urnen, welche von den regelrechten und künstlerischen Ornamenten der bezeichneten Broncen in gleichem Grade abweichen, wie die Arbeit der Gefäße von der Technik etruskischer Vasen, zur Evidenz: „daß die nördlichen Völker ungeachtet der leichtern Formbarkeit des Thons nicht einmal im Stande waren, die feine Ornamentik der in Rede stehenden Broncen auf irdenen Gefäßen herzustellen, somit also noch weniger befähigt sein konnten, sie in Metall auszuführen, und folgerecht auch nicht die Broncegeräthe selbst verfertigt hatten."

Die uns vorliegenden Töpfereiproben des Neumühler Todtenfeldes,[15]) aus welchem der unter Abschnitt III. No. 25 (S. 153) aufgeführte Ring stammt, sind von jener rohen Arbeit und nur mit Strichen verziert, welche in ganz unregelmäßigen Mustern (bezw. nur mit dem Fingernagel) eingedrückt waren. Der Augenschein läßt hier keinen Zweifel darüber: „daß Leute, welche auf Thon nur so plumpe Verzierungen anzubringen verstanden, unmöglich den Broncering verziert und bezw. selbst gearbeitet haben konnten."

In vollster Uebereinstimmung mit vorstehenden Ausführungen spricht Polybius noch in der Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chr. den in Italien ansäßigen nordischen Stämmen jede gewerbliche Kunstfertigkeit auf das Entschiedenste ab. Wenn schon, wie Lindenschmit (Alterth. d. heidn. Vorzeit Band III. Beil. zu Heft 3 Taf. 2 S. 3) hierzu bemerkt, „die ursprünglichen Bildungszustände der nordischen Heimath, welche bei den gallo-italischen Völkern während der ganzen Zeit ihrer Unabhängigkeit wenig Veränderung erlitten, einen vollkommen verlässigen Anhalt für die Beurtheilung ihrer Stammgenossen diesseits der Alpen und der nordischen Völker überhaupt gewähren," so ist noch besonders durchschlagend der Umstand, daß jene Völker Italiens trotz der nächsten und unmittelbarsten Beziehungen zu den dortigen Trägern der südlichen Metalltechnik (namentlich den Etruskern) in der diesen eignen Vollendung die Bearbeitung der Metalle nicht erlernten, so daß also nicht einmal die Metallarbeiten des Hallstatter Grabfeldes Erzeugnisse der Landesbevölkerung sein dürften. Um

---

[15]) Dieses sehr ausgedehnte Grabfeld, dessen bereits früher aufgedeckte und zerstörte Gräber in zahllosen Gefäßscherben, Knochen und bearbeiteten Feuersteinen nachgewiesen sind, wird jetzt seitens des Vereins systematisch ausgegraben und dürfte eine reiche Ausbeute in Aussicht stellen.

so weniger ist daher die Ausbildung jener hohen Metalltechnik bei den entfernten nordischen Völkern denkbar, denen jede unmittelbare Gelegenheit zum Lernen fehlte und welche nur durch die meist mittelbaren Handelsverbindungen von der südlichen Industrie Kunde erhielten.

„Selbst zu Plinius Zeiten waren, wie Lindenschmit (a. a. O. Bd. III. Beil. zu Heft 1 S. 19) nachweist, die Bewohner des schon längst romanisirten Galliens in der Verhüttung des Kupfers noch so weit zurück, daß bei der mangelhaften Gewinnung des Rohmetalls nur die Herstellung roher Gußwaaren aus sprödem und porösem Metall, keineswegs aber die Fertigung getriebener ciselirter Arbeiten möglich war." Daher ist bei den Bewohnern unserer Gegenden, welche nicht einmal durch die Nachbarschaft der südlichen Industrie Gelegenheit zur Unterweisung hatten, an feinere Metallarbeiten in den Jahrhunderten vor Chr. nicht zu denken.

Wenn überhaupt bei dem Mangel des nördlichen Deutschlands an Kupfer und Zinn diese zur Broncelegirung nöthigen Metalle durch den Handel in das Land gekommen, und wenn die einheimischen Bevölkerungen zur allgemeinen Nachbildung der bereits eingeführten Metallarbeiten übergegangen wären, so konnten diese Versuche in noch sehr vielen Phasen, welche von der auf das dringendste Bedürfniß berechneten Anfertigung bis zur ausgebildeten Technik der Modelle durchlaufen werden mußten, immer nur sehr primitiver Natur sein, aber weder nach Arbeit, noch nach Styl und Ornamentik den Fabrikaten aus den kunstgeübten Werkstätten des Südens gleichkommen, dessen gesammte Lebens- und Verkehrsverhältnisse von Hause aus viel günstiger waren und eine weit frühere technische Entwickelung gestatteten, als dies für den Norden denkbar war, trotzdem aber erst im Laufe vieler Jahrhunderte eine Ausbildung der Industrie ermöglichten, wie sie bei den nördlichen Völkern sogar lange nach Chr. Geb. noch nicht existirte.

Selbst eine technisch hochbegabte Bevölkerung, welche nichts weiter als Rohmetalle und auswärtige Muster besitzt, ist nicht im Stande, sich eine vollendete Kunstfertigkeit mit einem Schlage so anzueignen, daß ihre Arbeiten sich sofort den überkommenen Mustern ebenbürtig an die Seite stellen könnten. Ueberhaupt gehören zur Entstehung und Ausbildung einer Bronceindustrie außer geregelten Verkehrsverhältnissen noch andere Erfordernisse, welche durch angeborene Fähigkeiten und Nachahmungstrieb noch nicht zu ersetzen sind.

Schon der Hinblick auf die technische Ausbildung des Einzelnen in einem belebten Industriebezirke bestätigt Dies. Langjährige Vorstudien im Zeichnen, Formen u. s. w. sind nöthig, bevor der angehende Techniker die

nöthige Sicherheit und Gewandtheit in der Ausführung erlangt, um nach gegebenen Modellen zu arbeiten oder gar eigene Compositionen zu schaffen.

Ein gleicher Stufengang muß im Leben ganzer Nationen durchgemacht werden, wie Dies auch die Industriegeschichte der alten Kulturvölker (Abschnitt I.) zur Genüge beweist.

Schon die Behandlung des Metallgusses erforderte nicht nur Jahrhunderte bis zur ausgebildeten Fertigkeit, sondern auch geregelte und vorgeschrittene allgemeine Lebensverhältnisse, wie sie von den Verfechtern einer altheimischen und hoch entwickelten Broncetechnik nicht einmal behauptet wird.

Ganz abgesehen von der jeden gewerblichen Fortschritt fördernden Concurrenz können erst so ausgedehnte Verkehrsbeziehungen, wie sie die südlichen Staaten nach Jahrhunderte langer Entwicklung bereits innerhalb des Südens und Orients besaßen, sowie eine Gesammtheit technischer Kenntnisse und Fertigkeiten, wie solche nur aus den Ergebnissen vieler Versuche, aus langen Erfahrungen und aus eigner durch Nachfrage veranlaßten Massenproduction hervorgeht, zu jenem Grade durchgebildeter Vollendung führen, welche den Arbeiten der alten Kulturvölker eigenthümlich, in deutschen Landen aber vor dem Auftreten der Römer bezw. vor 100 vor Chr. Geb. unmöglich war, und die Ueberlegenheit jener dem Norden gegenüber begründete.

Daß die Germanen sich mit der Verarbeitung von Metallen nach Modellen u. s. w. schon frühzeitig befaßten, und daß einzelne Stämme gegen andere bereits vor Chr. Geb. verhältnißmäßig vorgeschritten waren, muß wohl zugegeben werden. Zwar wird man den rheinischen Germanen eine so hohe Kunstfertigkeit kaum zusprechen können, daß sie noch vor der Römerherrschaft zur vollendeten Nachbildung etruskischer Arbeiten befähigt waren (vgl. der Grabfund von Wald-Algesheim, Winkelmanns-Programm des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande 1870, Bonn), wie solches auch Lindenschmit, welcher den Germanen eine so ausgebildete Kunstfertigkeit und Technik abspricht, ausführt (Lindenschmit: Alterth. der heidnischen Vorzeit Band III. Heft 1 Taf. 1 und 2, und Beilage zu Heft 1).

Danach wird man bei den rheinischen Stämmen eine verhältnißmäßig hohe technische Vorbildung annehmen müssen, wie man ihnen denn namentlich die Kunst der Münzprägung schon vor der Römerzeit zuschreibt (vgl. Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande: XI, S. 43; XV, S. 143 flg.; XX, S. 78—85; XXI, S. 67, 86, 177 sub 6 und 183 sub 9; XXXIX, S. 373 sub 17 und 384 sub 22;

XLII, S. 209 sub 7; und LIII, S. 298 sub 5; Annalen des Nassauischen Alterthums-Vereins Band III, Heft 1 S. 39).

Im Gebiete der untern Weichsel und zwar im Landstriche zwischen dieser und der Ferse, wo ganz rohe Thongefäße und bezw. Scherben von solchen in zahllosen Mengen neben gut bearbeiteten zahlreichen Steingeräthen vorkommen, scheiden sich die hier gefundenen alten Broncearbeiten streng in zwei Kategorieen. Diese sind:

a) die im Abschnitte III. unter No. 15—17 und 71 erörterten Broncen, welche sich nach Styl, Technik und Ornamentik den archaistischen Arbeiten anschließen;

b) ganz rohe Broncegeräthe (z. B. Ringe) von höchst ungenauer und plumper Arbeit, bei denen der Broncedraht eine ungleichmäßige Rundung aufweist.

Die Arbeiten ad b, in denen wir auf Grund der dort nachgewiesenen Metallschlacken und deren Lagerungsverhältnisse einheimische Versuche zur Nachbildung vorliegender Modelle erkennen, ohne indessen auf die Einführung von Rohmetallen daraus zu schließen, zeigen gegen die Arbeiten unter a. einen solchen Abstand, daß sie sich unmöglich als nahe liegende Stufen in der Entwicklung technischer Ausbildung darstellen. Broncefunde, welche als Zwischenglieder zur Vermittlung dieser Gegensätze und als Uebergänge zwischen beiden Abstufungen gelten könnten, sind bisher weder überhaupt in den diesseitigen Alpenländern, noch in jenem schon durch zahlreiche und mannigfaltige Funde aller Art ausgebeuteten Weichselstriche nachgewiesen, so daß sich hier neben den (wahrscheinlich aus Metallbrocken zerbrochener Handelsartikel versuchten) Uranfängen metallischer Fabrikation nur noch deren vollendete Erzeugnisse vorfinden. Hierdurch wird aber der Kulturzustand jener Zeit in Bezug auf Behandlung des Metalls so bestimmt gekennzeichnet, daß jeder Gedanke an einheimischen Ursprung der No. 15—17 und 71 ausgeschlossen ist. Auch die übrigen der in Abschnitt III. zusammengestellten Broncen stehen in ihrer hohen Technik ohne voraufgehende Entwicklungsphasen vereinzelt da, und trotz des selbst unter ihnen auftretenden Wechsels nach Styl, Technik und Ornamentik (vgl. S. 133 und 144) zeigen sie doch keinerlei Abstufungen einer größern oder geringern Geschicklichkeit in der Ausführung. Die sämmtlichen Geräthe und Gefäße No. 1—79 bekunden die gleiche Kenntniß, Fertigkeit und Erfahrung in Behandlung des Erzgusses und Bearbeitung der Metalle und weder die stoffliche Verschiedenheit (Bronce, Silber oder Eisen), noch die wechselnde Technik (als gegossener, gehämmerter oder getriebener Arbeiten) oder Ornamentik macht hierin einen Unterschied. Die oft wenig kunstgerechte, willkürliche oder bizarre Ausführung der Ornamentmotive,

welche selbst bei Arbeiten aus dem Bereiche des eigentlichen Kunstgewerbes auftritt, und also in noch größerm Umfange bei der fabrik- und handwerksmäßigen Production erklärlich ist, beweist, wie Lindenschmit hervorhebt, nur, daß die Ausführung des ornamentalen Beiwerks oft Händen überlassen war, welche nicht im Styl sicher oder kundig waren, kann aber um so weniger als Merkmal barbarischen Ursprungs gelten, als dadurch die Technik selbst nicht berührt wird. Sogar das rohste oder einfachste der in Rede stehenden Broncen bildet den grellsten Kontrast sowohl mit den als einheimische Erzeugnisse erkennbaren Versuchen der erwähnten Art, als auch mit den in anderen Gegenden nachgewiesenen Arbeiten aus den ersten Jahrhunderten nach Chr. Geb.: jenen Ringen, Kelten u. s. w., welche oft selbst ohne Beseitigung der Gußnäthe oder Gußzapfen in den Gebrauch kamen.

Unter diesen Umständen müssen wir die sämmtlichen Geräthe und Gefäße des Abschnitt III. für auswärtige Producte der südlichen Kulturstaaten des Alterthums erklären, und überhaupt jede selbstständige, über die einfachste Gußarbeit hinausgehende Herstellung von Broncegeräthen den damaligen Völkern des Nordens absprechen. Es handelt sich bei der vorliegenden Frage nicht darum: ob die letzteren befähigt und in der Lage waren, den Ansprüchen des täglichen Lebens zur Beschaffung von Nahrung, Wohnung und Kleidung gerecht zu werden und sich die zum nächsten Bedarfe nöthigen Waffen, Werkzeuge und Geräthe selbst anzufertigen, sondern darum: ob der auf elegantere Formen und reichlich ausgestattete Geräthe gerichtete Sinn mit der zur eignen Herstellung der Luxusartikel erforderlichen technischen Reife gleichen Schritt zu halten vermochte.

Das Letztere muß verneint werden, und somit war der vorgeschrittene Geschmack zur Befriedigung dieses Bedürfnisses auf den südlichen Handel angewiesen.

Die Annahme, daß unsere Broncen Kunstproducte der im sechsten Jahrhundert aus den Donauländern nach Posen und Westpreußen eingedrungenen Slaven (vgl. S. 24) waren, wird dadurch widerlegt, daß der nämliche Styl auch in Ländern auftritt, wo (wie z. B. im Stromgebiete des Rheins und in Italien) niemals Slaven wohnten.

Auch kommt der unseren Broncen eigenthümliche Styl in den Jahrhunderten nach Chr. Geb. überhaupt nicht mehr vor, und gegen das Ende der römischen Herrschaft waren sogar seine letzten Nachklänge aus der Metallindustrie aller Kulturländer verschwunden.

Aus den nämlichen Gründen sind die bezüglichen Arbeiten auch nicht den auf das linke Weichselufer (in den Jahrhunderten nach Chr., vgl. S.

23, 24) von den Ostseeküsten eingedrungenen slavischen Venedern (den Wenden nach Voigt) zuzuschreiben.

Endlich vermögen wir dafür, daß die in Rede stehenden Broncen auf Wanderzügen orientalischer Völker in unsere Gegenden gebracht sein könnten, nicht die geringste innere Wahrscheinlichkeit aufzufinden. Zunächst sind jene Metallarbeiten im Einzelnen zu sehr von einander verschieden, um eine gleichzeitige Herkunft wahrscheinlich zu machen. Neben ihnen finden sich innerhalb des nämlichen engern örtlichen Gebiets griechische und etrurische Münzen, eine Statuette mit einer ägyptischen Gottheit (Anubis), ein korinthisches Säulenkapital u. s. w., so daß alle diese, offenbar Jahrhunderte aus einander liegenden Arbeiten auch nicht einmal als eigene Fabrikate der angeblichen Wandervölker in ihrer alten Heimath gelten können. Sodann aber umfassen alle, über die diesseitigen Alpenländer verbreiteten archaistischen Metallarbeiten ein so großes örtliches Gebiet, daß von einzelnen Wanderzügen solcher Völker schon nicht mehr die Rede sein würde. Vielmehr müßten in diesem Falle die Ankömmlinge das ganze nördliche Europa bis zu den Alpen überfluthet haben. Dies könnte aber nur in Zeiten stattgefunden haben, von denen auch den ältesten Schriftstellern nicht einmal eine Tradition überkommen war, weil beim Auftreten der Phönikier in der Geschichte allgemein seßhafte Zustände Europas wohl nicht zu bezweifeln sind.

Da nun die neue Heimath, wie wir gesehen haben, die zur dortigen Metallindustrie nöthigen Grundbedingungen nicht bot, so müßten die angeblichen Wandervölker auch diejenigen Kunstgeräthe (wie z. B. die etrurischen Kannen, Amphoren u. s. w.), mitgebracht haben, welche nachweislich erst in einer viel spätern Zeit, als in der sie lebten, angefertigt worden waren, was natürlich undenkbar ist.

Endlich ist aus kulturhistorischen Gründen, wie Lindenschmit (Alterth. d. heidn. Vorzeit Band III. Beil. zu Heft 1 S. 37, 38) nachweist, die Annahme von der Einführung einer (aus Asien stammenden und durch die sog. indo-germanische Wanderung in Nordeuropa eingeführten) Broncekultur vor vielen Tausenden von Jahren unhaltbar.

Aus allen diesen Gründen ist sonach mit Rücksicht auf den Ursprung der von uns zusammengestellten Geräthe und Gefäße sowohl ihre einheimische Fabrikation, als auch ihre Einführung durch die Wanderzüge fremder Völker ausgeschlossen. Daher bleibt als einzig denkbare Möglichkeit ihrer Herkunft unter der — so zu sagen — erdrückenden Last von Thatsachen, welche hierbei zusammentreffen, nur der so nahe liegende und durch die übereinstimmenden unpartheiischen Berichte der alten Schriftsteller bezeugte Handel der südlichen Kulturstaaten mit den

Ostseegestaden in vorchristlicher Zeit übrig. Als betheiligt an diesem Verkehre, dessen Dauer eine Reihe von Jahrhundeten umfaßt, müssen wir Phönikier und Etrusker, Griechen und Massalioten annehmen, ohne bei allen Fundstücken das Volk, welches sie verfertigte, mit Sicherheit bestimmen zu können.

Daß ein großer Theil unserer Broncen nach Styl, Technik und Ornamentik auf die etruskische Metallindustrie in ihren verschiedenen Entwickelungsphasen während vieler Jahrhunderte vor Chr. Geb. hinreichte, haben wir bei den bezüglichen einzelnen Funden erörtert.

Unter den Metallarbeiten der Etrusker treten diejenigen Werke der Erzbildnerei, welche griechischen Einfluß bezeugen, gegen die specifisch etruskischen Arbeiten des ältesten, des strengen und des spätesten Styls (sog. barbarisirenden Mischstyls in den Jahrhunderten unmittelbar vor Chr. Geb.) in einen ganz bestimmten Gegensatz, wie es sich namentlich in den Gefäßen und deren Ornamentik ausspricht. Neben den beiden künstlerischen Stylarten: dem strengen und sog. gräko-italischen hat sich in der handwerks- und fabrikmäßigen Thätigkeit ein besonderer Geschmack von roherm und alterterthümlichem Charakter noch lange erhalten, und der Kontrast bestimmt stylisirter und trefflich ausgeführter Erzeugnisse des Kunstgewerbes mit den Erzarbeiten eines barbarischen, ganz primitiven Geschmacks ist, wie Lindenschmit (Alterth. d. heidn. Vorzeit Band III. Beilage zu Heft 1 S. 40 u. flg.) näher ausführt, ebenso auffallend, als unläugbar. Diese Gegensätze, welche Lindenschmit für die Gefäße des übrigen diesseitigen Alpengebiets (a. a. O.) nachweist, werden wir auch die Broncen unserer Gegenden genauer feststellen können, sobald ein erweitertes Beobachtungsgebiet den Anschluß an etruskische Arbeiten bestimmter erkennen läßt, als Dies zur Zeit bei der geringen Anzahl der uns vorliegenden Fundstücke möglich ist.

Für die Phönikier, welche nach den Zeugnissen der alten Schriftsteller die ältesten bekannten Handelsbeziehungen bis zu den Ostseeküsten unterhielten, und welche sicherlich den Bernstein gegen ihre zu Tauschartikeln besonders geeigneten Metallarbeiten schon im Verkehre von Volk zu Volk einhandelten, bieten sich bei der noch geringen Kenntniß ihrer Arbeiten erst wenige Anhaltspunkte, um bestimmte Broncen auf sie zurückzuführen. Ihr schon im hohen Alterthume weit verbreiteter Künstlerruhm, welcher durch ihre Heranziehung zum salomonischen Tempelbau und durch die Bewunderung ihrer hervorragend schönen Arbeiten in Erz, Silber und Gold (Odyss. XV, 114—118; Il. XXIII, 743, 744) bezeugt wird, ist trotz der auf den Inseln des Mittelmeeres vorgefundenen phönikischen Götzenkarrikaturen durch die späteren Ausgrabungen in ihren eigenen Ländern (z. B.

auf Cypern) vollkommen gerechtfertigt (vgl. Lindenschmit a. a. O. S. 39), und wir können daher nicht zweifeln, daß wir es auch unter den Broncen, welche in hiesigen Gegenden auftreten, mit phönikischen Erzeugnissen zu thun haben, doch vermögen wir zur Zeit hierüber nur Vermuthungen aufzustellen. Lubbock (vorhistorische Zeit) führt zur Begründung seines Einwands gegen eine phönikische Herkunft der vielen nordischen Broncen an: „Die Ornamentation der Broncen unserer Länder besteht nur in geometrischen Figuren; erst in der spätesten Zeit kommen Thiere dazu; Pflanzen findet man gar nicht, während nach Dem, was wir durch Beschreibungen von phönikischen Arbeiten kennen, namentlich bei der Ausschmückung des salomonischen Tempels, hier Thier- und Pflanzenornamente eine große Rolle spielten. Warum sollten die Phönikier bei den Handelsartikeln diese so ausnahmslos vermieden haben. Ferner kannten sie das Eisen, das Silber und das Blei; alle die drei genannten Metalle fehlen aber grade bei den ältesten, schönen, am wahrscheinlichsten fremdländischen Broncen, das letzte auch als Beimischung der Bronce, wozu es wegen seines geringen Preises im Verhältnisse zum Zinn doch so vortheilhaft gewesen wäre. Griechische und etruskische Broncen enthalten nach Göbel und Fellenberg häufig einen nicht unbedeutenden Zusatz von Blei."

So geistreich diese Argumentation auch sein mag, so fehlen ihr doch zunächst die thatsächlichen Unterlagen. Das Pflanzenornament ist auf nordischen Funden von Gold- und Erzgeräthen reichlich vertreten (Lindenschmit: Alterth. d. heidn. Vorzeit Band III. Beil. zu Heft 1 S. 38). Die Verzierungen unserer Flother Gürtelhaken (No. 56—58) zeigen baumartige Verzierungen (also Pflanzennachbildungen) und die hahnenkammartigen Schnörkelbildungen der No. 56 und 58 und der sog. Schiffsverzierungen an den Rasirmessern (S. 165 u. 121) erinnern ebenfalls an Pflanzentheile, sind also keineswegs regelrechte geometrische Figuren. Die getriebenen Halbkugeln der No. 56—58 gehören zwar unter die letztere Kategorie, stellen sich aber gleichzeitig als Nachbildungen runder Früchte dar. Ebensowenig erscheinen die Wellenlinien der Broncevase No. 72 (S. 176) eine streng geometrische Figur; sie sind ein naturgemäßes Ornament eines Seefahrervolkes. Auch die Verzierung am Rande der Vase No. 71 ist keine geometrische Figur. Das wagerechte Profil der geschlossenen Fibel No. 18 (S. 138) ähnelt einem Eberkopfe. Ueberhaupt zeigt diese Heftnadel so hochelegante Konturen und vollendet schöne (keineswegs rein geometrische) Linien, (welche wir trotz unsers Strebens nach getreuer Abbildung nicht vollständig in ihrer allseitigen Schönheit auf Taf. V. Fig. 4, 4a. und 4b. wiedergeben konnten), daß sie nach dieser Richtung hin alle uns bekannten etruskischen und römischen Formen weit überragt. Sie

konnte nur das (wenn auch unbewußt aus angebornem Schönheitsgefühle hervorgegangene) Erzeugniß eines Künstlervolkes ersten Ranges sein, welches (gleich den Phönikiern) durch den absolut bedeutenden Werth seiner Metallarbeiten die Bewunderung seiner Zeit erregte, und welchem deshalb in den homerischen Gesängen ein monumentum aere perennius errichtet ward. Ein solcher, von jeder Starrheit der Form freier und bis ins kleinste Detail seiner Linien vollendeter Styl, wie ihn No. 18 zeigt, tritt in keiner der bekannten archaistischen Arbeiten zu Tage, und die Muster der höchsten griechischen Blüthezeit sind ihr nur an die Seite zu stellen.

Auch die Formen sowie einzelne Verzierungen des Kopfschmucks No. 67 (S. 171 und Taf. IX. Fig. 1—3), und Ornamentmotive der Ringe No. 50 und 51 (S. 162 und Taf. VII. Fig. 6 und 7) sind ebensowenig geometrische Figuren, wie die eleganten Schwanenhälse der Fibelbügel bei No. 15—17 (S. 134 flg. und Taf. V. Fig. 1—3), deren Biegungen sich ebenfalls an thierische Muster anschließen. Ueberdies findet Nilsson an den in Cypern durch v. Cesnola gemachten Funden die nämlichen Verzierungen, welche an nordischen Broncen vorkommen (vgl. die eingehende Kritik des Prof. Dr. Schaffhausen in Bonn über Lubbock's Werk im Archiv für Anthropologie Band VIII. S. 249—278).

Sodann scheint Lubbock zu übersehen, daß die Bildung gradlinigter Figuren dem Menschen am nächsten liegt. Die Grundlage aller Symmetrie ist das Loth sowie das gleichseitige gradlinigte Dreieck und Viereck. Die Zusammenstellung daraus ergiebt das Linear- und Zickzackornament. Die ersten Versuche des Kindes zur Figurenzeichnung (und wohl jetzt ebenso wie vor Jahrtausenden) zeigen das Bestreben, gerade Linien zu ziehen, und erst bei hinreichender Ausbildung der geraden Linearzeichnung ist ein Uebergang zum Kreise und demnächst zur gefälligen Kurvenform möglich. Wenn also die Phönikier in der Pflanzen- und Thierzeichnung so weit vorgeschritten waren, daß sie solche beim salomonischen Tempelbau zum Beweise ihrer Kunstfertigkeit anwandten, so müssen sie in der Bildung geometrischer Figuren nicht nur bewandert gewesen sein, sondern solche auch bei der Technik in gleichem Maße gepflegt und angewendet haben. Auch gestatten die wenigen Ueberreste nachweisbar phönikischer Ornamentik wohl kaum den kühnen Schluß Lubbock's, daß dieselbe sich nur in Pflanzen- und Thierbildungen bewegte, und die geometrischen Figuren (bezw. bei den Handelsartikeln) vermied.

Das Sonnenornament der bemalten Thongefäße (S. 111), das auch auf Hallstatter Erzgefäßen vorkommt (v. Sacken: Grabfeld zu Hallstatt S. 104) führt über Etrurien hinaus auf den orientalischen Sonnenkultus und bezw. in letzter Instanz auf Phönikien zurück.

Oft muß das Ornamentmotiv dem Gegenstande angepaßt werden, und was den einen verschönert, kann den andern verunzieren. So z. B. würde der Neumühler Ring (No. 25 Taf. VI. Fig. 1), dessen Schönheit gerade in dem einfachen Linearmuster liegt, wesentlich verlieren, wenn ihm die Baum- und Schnörkelverzierungen der No. 56—58 eingravirt wären. Uebrigens bleibt Lubbock den Beweis schuldig, daß die nordischen Broncen mit Thierornamenten erst der spätesten Zeit angehören. Im Gegentheil ist z. B. die archaistische Erzflasche von Rodenbach mit Thieren (vgl. S. 95) weit ältern Ursprungs, als viele etruskische Arbeiten ohne Thierbilder.

Endlich dürfte das von Lubbock den Phönikiern zugeschriebene Blei mit dem von uns (S. 100) erwähnten sog. tyrischen Blei d. h. dem Zinn identisch sein.

Aus allen diesen Gründen vermögen wir den Folgerungen und Annahmen Lubbock's nach der fraglichen Richtung hin nicht beizutreten, müssen vielmehr den Phönikiern eine Betheiligung auch an den hiesigen Broncen, selbst wenn sie geometrische Figuren aufweisen, und namentlich die nach den bekannten Typen weder auf Etrurien, noch auf Griechenland hinweisenden No. 18, 50, 51, 67 und vielleicht auch No. 25, 56—58 u. s. w. zuschreiben.

Daß unter den hiesigen Broncen auch griechische und massiliische Fabrikate vorkommen, wird als naturgemäße Folge des für erstere aus Münzen Griechenlands und für letztere seit der Reise des Pytheas, welche immer mehr historischen Boden gewinnt, anzunehmenden Handelsverkehrs der Griechen und Massilioten nach unseren Gegenden wohl kaum zweifelhaft sein. Namentlich dürften die in Griechenland und in Etrurien zugleich auftretenden spiralförmigen Drahtgewinde (vgl. Abschnitt III. No. 1 u. 2, S. 119—123) auch auf griechischen Ursprung bezogen werden können, doch sind gerade in dieser Hinsicht die Akten noch lange nicht geschlossen.

Mit Rücksicht auf die damaligen Communicationsverhältnisse und die Modalitäten, unter welchen der Handelsverkehr selbst stattfand, muß man aber nicht nur einen verschiedenen nationalen Ursprung der einzelnen Fundobjekte annehmen, sondern auch die Zeit ihrer Fabrikation auf einen langen und bezw. Jahrhunderte umfassenden Zeitraum vertheilen.

Bekanntlich ist die Aufdeckung von Funden bis auf die seltenen Fälle der als Gräber erkennbaren Stätten nur Sache des Zufalls, wobei selbst die nach Gegenden verschiedene Regsamkeit und Ergiebigkeit der Forschung eine Hauptrolle spielt. Obwohl daher die Archäologie nicht mit Vermuthungen operiren darf, so rechtfertigt doch die Menge der bereits gelegentlich zu Tage geförderten Broncen des vorrömischen Alterthums den Schluß: „daß noch zahllose Mengen im Schooße der Erde ruhen.“ Um

aber im Wege des Handels bedeutende Quantitäten technischer Erzeugnisse gleichmäßig bis in den fernsten Norden zu verbreiten, war bei den schwierigen und primitiven Transportverhältnissen eine Reihe von Jahrhunderten erforderlich. Dies ergiebt sich aus der stylistischen Verschiedenheit nicht nur der Funde innerhalb der nämlichen engeren örtlichen Gebiets, wie z. B. der Provinz Preußen in Ansehung mehrerer Fibeln, welche bei gleichen Grundformen und dem nämlichen technischen Gesetze gewisse Uebergänge des Styls und Geschmacks erkennen lassen (vgl. S. 133), sondern auch der als etruskische Arbeiten nachweisbaren Geräthe und Gefäße.

Im Gegensatze hierzu findet sich aber eine Uebereinstimmung nach Form, Technik und Ornamentik in der weitesten örtlichen Ausdehnung. Wenngleich daher die stylistische Abweichung der Formen aus den verschiedenen Gegenden im Großen und Ganzen und betreffs bestimmter Gegenstände (wie z. B. hinsichtlich der nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung bisher nur im Norden nachgewiesenen Diademe u. s. w.) auf die den einzelnen Volksstämmen eigenthümliche Geschmacksrichtung zurückzuführen sein wird (vgl. S. 145 und Lindenschmit: Archiv für Anthropologie u. s. w. VIII. S. 167), so sind es doch wieder gewisse Typen, welche bei ihrer Gleichartigkeit auch im Einzelnen innerhalb der ausgedehntesten Schranken, z. B. an der Weichsel und am Rhein auftreten. So erscheint die nämliche Fibelform der No. 15 und 16 auch auf dem linken Rheinufer (vgl. S. 136) und das Flother Gefäß No. 73 kommt auch bei Augsburg und Kreuznach (vgl. S. 181) vor.

Mag man sich also den Verkehr als Tauschhandel von Volk zu Volk, was er in den ältesten Zeiten zweifellos war, oder als einen wenigstens theilweise unmittelbaren Handel der Südstaaten, wie er sich später ausbildete (z. B. durch die massilischen mercatores in Cäsars bell. Gall.), denken, so brachte es die Natur des Verkehrs zwischen den hochcultivirten Industriestaaten des Südens und den noch wenig entwickelten Ländern des Nordens mit sich, daß größere Massen nicht auf einmal oder in kurzer Zeit, sondern nur im fortgesetzten und und jedesmal kleinere Quantitäten einführenden Handel der Jahrhunderte bis zu den entlegensten Gegenden gelangen konnten.

Indem wir schließlich auf die unübertrefflichen Arbeiten Lindenschmit's (Alterth. der heidn. Vorzeit, insbesondere Band III. Beil. zu Heft 1, Archiv für Anthropologie u. s. w. Band VIII. S. 162—175) verweisen, welcher die alten Bronce- und Metallarbeiten der diesseitigen Alpenländer im Zusammenhange darstellt und sie auf (nicht römische) Handelsartikel der Kulturstaaten des Alterthums zurückführt, nehmen wir

den gleichen Ursprung auch für die von uns erörterten Geräthe und Gefäße in Anspruch.

Wenngleich es aber erst in beschränktem Maße gelingen kann, diese vorrömischen Arbeiten aus dem Süden nach Nationalität und Zeit zu bestimmen, so dürfte der von uns versuchte Nachweis, daß die bezügliche südliche Industrie bis auf die frühesten Jahrhunderte vor Chr. hinaufreicht und an ihr Phönikier, Etrusker, Griechen und wohl auch Massalioten betheiligt sein mußten, doch über die ältesten Kulturzustände unserer Gegenden einiges Licht verbreiten. Die gewonnenen Resultate berechtigen uns, die alten hiesigen Bevölkerungen auf jede Betheiligung an einer angeblich hochentwickelten einheimischen Broncekultur um so eher verzichten zu lassen, als der rege Handel mit dem Süden schon frühzeitig den Schönheitssinn weckte und dieser durch Eintausch der mit jenem Verkehre ins Land gekommenen Luxusartikel von den Landesbewohnern bethätigt wurde.

Daß die alten Werkstätten des Südens im Stande waren, die fühlbaren Bedürfnisse des öffentlichen Lebens bei den nördlichen Völkern im vollsten Umfange zu decken, weist Lindenschmit (Alterth. d. heidn. Vorzeit Band III. Beil. zu Heft 1 S. 17 u. flg.) nach.

Während schließlich das nur mit Beigaben aus Stein versehene Todtenfeld von Monsheim (vgl. Zeitschrift des Mainzer Alterthumsvereins Band III. S. 1 u. flg.) nicht viel weiter, als in das sechste Jahrhundert vor Chr. zurückreicht, und also im Westen Deutschlands erst später der Gebrauch des Metalls in Aufnahme kam, so dürfte solcher im östlichen Deutschland bei dem bis auf die Blüthezeit Phönikiens hinaufgehenden Handelsverkehre weit früher Eingang gefunden haben.

V. Oertliche Richtung und Bewegung des in den Jahrhunderten vor Chr. Geb. nach dem Norden Europas vermittelten Handelsverkehrs der vorrömischen südlichen Kulturstaaten des Alterthums, wie solcher sich an die Fundstätten der bezüglichen Handelsartikel knüpft.

Betrachtet man im Zusammenhange die nach Styl, Technik und Ornamentik verwandten und hiernach weder der römischen noch einer spätern Zeit angehörigen gewerblichen Erzeugnisse, wie sie in Abschnitt II. und III. einander gegenübergestellt und uns sonst aus zuverlässigen Quellen

bekannt geworden sind, so ergiebt sich im Anschluß an die Flußläufe nachstehendes Verkehrsnetz für den Handel der südlichen Kulturstaaten des Alterthums nach dem Norden Europas.

Zur Veranschaulichung der an den einzelnen Fundstätten aufgetretenen Gegenstände haben wir diese bei jenen angegeben mit folgenden Abkürzungen. Es bedeutet:

A = Armbänder und Armspangen mit Spiralen. A—G = Agraffen. B = Bemalte Thongefäße archaistischen Styls. B—F = Broncefunde aus (nach den Fundberichten) vorchristlicher Zeit ohne nähere Klassificirung. Bp = Bronceringe mit blauen Perlen. Br = Bronceringe von Gesichtsurnen ohne Perlen. C = Gegenstände mit concentrischen Kreisornamenten. D = Diadem, Kopfschmuck. E = Spiralförmige Einhängespangen für Fibeln, Ketten u. s. w. E—A = Arbeiten etruskischen Styls ohne nähere Klassificirung. E—I = Gegenstände mit etruskischen Inschriften. E—M = Etruskische Münzen. F = Federspiralfibeln. Fk = Fibeln mit Kettengehängen. G = Gewand- und Gürtelhalter (Schließhaken). G—E = Gehängstücke (Anhängsel an Schmuck u. s. w.). Gl = Blaue Glasperlen. Gu = Gürtel und Beschläge. H = Haarnadeln. K = Kaurimuscheln. Kn = Concave Knöpfe aus Bronce oder Gold, inwendig mit Oesen. Ks = Kessel- (Bronce-) Wagen. L = Ganz kleine Löffel (wie Ohrlöffel). M = Griechische Münzen. N = Nähnadeln. R = sog. Rasirmesser aus Erz mit Schiffsornamenten und Schnörkelverzierungen. Rg = Bronceringe mit Glasperlen von Gesichtsurnen. Ri = Ringe der verschiedenen Formen. Rt = Ringgehänge mit Thierbildern. S = Scheibenspiralfibeln. Sp = Gegenstände mit Spiralornamenten. Spo = Sporenförmige Broncen. Sr = Schraubenförmige Ringgewinde aus Spiralen. V = Broncegefäße eines archaistischen, aber nicht als etruskisch oder griechisch nachgewiesenen Styls. Ve = Broncegefäße etruskischen Styls. Z = Zierplatten.

Von den nachstehend angezogenen Quellen bedeutet:

Li—B = Lindenschmit: Alterthümer der heidnischen Vorzeit, Beilage zu Band III Heft 1.

Sack = v. Sacken: Grabfeld zu Hallstatt.

C.-B. = Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie u. s. w.

A. Die Richtung des Handels vom schwarzen Meere aus.

Wenn man den Flußläufen folgt, so ergeben sich für den Handel des Alterthums drei Haupttransportwege vom schwarzen Meere nach dem Norden Europas: der Don mit der Wolga, der Dnjepr und die Donau. Don, Dnjepr und Donau lagen im Lande der Skythen, welche um 500 vor Chr. von der Donau bis an den Don herrschten (S. 98). Sie schieden sich in mehrere Stämme, deren Lebens- und Erwerbsverhältnisse durch die Natur ihres Landes bedingt waren. Unmittelbar längs des Dons wohnten die sog. königlichen Skythen als herrschender Stamm, welcher weder Ackerbau noch Viehzucht trieb, sondern von Abgaben lebte. Durch ihr Land gingen schon vor Herodot's Zeiten direkte griechische Karawanen vom Bog zum Ural (dem Goldlande Permien, S. 98) und nach Asien, welche ihnen Zölle entrichteten und sie dadurch bereicherten. Westlich von den königlichen gegen den Dnjepr hin folgten die nomadischen Skythen, deren salziger Steppenboden nur für Graswuchs und Viehzucht geeignet war. Ackerbau ist hier nur bei besondrer Sorgfalt möglich, und der viele Meilen weit und breit sich nahe unter der Oberfläche hinziehende eisenschüssige Sandstein gestattet keinen Baumwuchs, weil die Wurzeln nicht tief gehen können. Zu beiden Ufern des Dnjepr bis über den untern Bog sowie in Podolien (am rechten Ufer des obern Bog) und der sich östlich anschließenden Ukraine wohnten die sog. ackerbauenden Skythen, und am mittlern Bog ein Mischvolk aus Skythen und Griechen, das gleichfalls Ackerbau trieb. Weiter westlich am Dnjestr, in Bessarabien, in der Moldau und Wallachei wohnten ebenfalls ackerbauende Völker. Die Landstriche am Dnjepr, Bog und Dnjestr waren nebst der Krimm die Hauptkornkammern des alten Griechenlands. Ihre Bewohner brachten um 450 vor Chr. den Dnjepr, Bog und Dnjestr herunter das Korn und nahmen südliche Producte behufs weiterer Handelsvermittelung nach dem Norden in Empfang. Der damalige Hauptstapelplatz war hier die milesische Kolonie Olbia an der Mündung des Bog, welche schon im sechsten Jahrhundert vor Chr. auf hoher commercieller Blüthe stand.

Aus Olbia und Umgegend gingen die Karawanen zum Ural (nach Permien: dem heutigen Perm) und ins Innere Asiens. Zwischen dem Don und Ural in der ὑλαία (im Waldgebiete) befand sich eine befestigte Handelsstation.

In Olbia sammelte Herodot seine Nachrichten über die Skythen, von denen er bei seinen Beschreibungen vorzugsweise die königlichen und die nomadischen ins Auge faßt. Die dortigen Griechen kannten nur die nördlichen Skythen wegen ihrer Korntransporte, sowie die östlichen: nomadischen

und königlichen Skythen, weil durch deren Land die erwähnten Karawanen gingen. Von den westlichen Skythen wußte man in Olbia nichts. Daher beschreibt Herodot aus dem Westen nur die Flüsse, welche er kennt, bis nach Siebenbürgen und Ungarn. Aus Ober-Ungarn kam Gold und Silber, und aus Siebenbürgen und den Donaufürstenthümern Silber nach dem Orient.

Bereits um 750 vor Chr. herrschten die Milesier im schwarzen Meere, und im sechsten Jahrhundert vor Chr. befand sich eine große Zahl griechischer Kolonieen auf der Krimm (vgl. den Fund von Kertsch, Sack. S. 99 Anm. 2) und der Halbinsel Taman.

Aus diesen Thatsachen ergeben sich folgende Erwägungen:

a) Ein selbstständiger (nicht von Volk zu Volk vermittelter) Handelsverkehr der Kulturstaaten des Südens nach dem Norden fand um 450 vor Chr. nur statt für die Richtung von den Nordküsten des schwarzen Meeres nach dem Ural und Asien.

An diesem Handel betheiligten sich die Skythen nicht selbstthätig. Er wurde von den südlichen Kulturstaaten durch Karawanen, welche sie ausrüsteten, betrieben. Schon Jahrhunderte vor Herodot standen die griechischen Kolonieen des schwarzen Meeres mit den Gegenden am Ural in Verkehr, welcher auf der von Herodot erwähnten Handelsstraße längs der Wolga und bezw. Kama stattfand.

b) Der Dnjepr und die Donau mit ihren Nebenflüssen waren schon lange vor dem fünften Jahrhundert vor Chr. Transportwege zur Vermittelung des südlichen und nördlichen Handels. Doch war derselbe noch um 450 vor Chr. ein Handel von Volk zu Volk, nicht ein selbstständiger Verkehr des Südens nach dem Norden.

c) Der Verkehr auf der Donau, welcher schon lange vor dem fünften Jahrhundert vor Chr. den Weizen nach Deutschland brachte, vermittelte den gegenseitigen Waarenaustausch zwischen Süden und Norden bis nach Ungarn hinein, wo dann Handelsstraßen nach dem Norden und Westen anschließen konnten.

Bringt man mit diesen Momenten die Funde und die sonstigen glaubhaften Nachrichten der Schriftsteller in Verbindung, so ergeben die Stromläufe der Wolga, des Dnjepr und der Donau nachstehende Richtungen des alten Verkehrs.

1. Vom schwarzen Meere zum Ural sowie von da nach Asien und Nordrußland.

Die Richtung dieser Handelsstraße hat K. E. v. Baer (vgl. C.-B. 1874 S. 9, 10) nachgewiesen. Danach zog sich die Straße von den Nordküsten des schwarzen Meeres durch das Land der Skythen über den Don zur Wolga und in deren Gebiete aufwärts bis in die Gegend von Kasan, längs der Kama bis etwa in die Gegend von Kamborsk und dann südlich nach Asien.

Die Kama aufwärts führte sie in das Land der Permier (um Perm) zum Ural.

Die Station des Pelzhandels wird angegeben in den Wäldern von Kasan und Murom an der Oka (südwestlich bei Nischnei-Nowgorod). Während also die Karawanenstraße an Kasan vorbei nordöstlich ging, führte eine Richtung von Kasan die Wolga aufwärts (wenngleich nur als Handelsstraße von Volk zu Volk) zum nördlichen Rußland bezw. längs der Suchona und Dwina nach den eigentlichen Gewinnungsorten des feineren Rauchwerks, da in jenen fernen Zeiten, als noch keine gebahnten Landstraßen existirten, die Flußläufe als natürliche und sichere Wegerichtungen vorgezeichnet waren.

2. Vom schwarzen Meere den Dnjepr aufwärts.

An und bezw. auf dem Dnjepr bewegte sich zu Herodot's Zeiten ein lebhafter Handelsverkehr, welcher zunächst die Kornlieferungen nach Griechenland (S. 98) betraf, und die Verbindung der Hinterländer mit dem schwarzen Meere vermittelte.

3. Die Donau und ihr Stromgebiet zur Vermittelung des Handels zwischen dem schwarzen Meere und dem Norden von Mittel-Europa.

Die Bedeutung des Donauthals als einer uralten Verkehrs- und Wanderstraße haben wir bereits S. 19 hervorgehoben. Die Donau vermittelte den Verkehr nach Mittel-Europa. Die weitere Verbindung zwischen Süden und Norden erfolgte durch die Nebenflüsse der Donau, und an diese haben wir die bezüglichen, durch Funde nachgewiesenen Richtungen geknüpft, hierbei aber sowohl den muthmaßlichen Ursprung jener, als die Frage: ob der Verkehr sich flußaufwärts oder abwärts bewegte, außer Betracht gelassen, sondern nur seine Hauptausgangspunkte: schwarzes Meer und

Norditalien ins Auge gefaßt, da ein Verkehr stromabwärts auch einen solchen stromaufwärts ermöglichte und umgekehrt. So z. B. gelangen wir (vgl. unter No. 4) von den Donaumündungen aus durch Siebenbürgen nach Ungarn in das Gebiet der Theiß, wo wir auf muthmaßlich etruskische Typen stoßen, welche doch nicht vom schwarzen Meere aus dorthin gelangt sein konnten. Sie deuten aber einen Verkehrsweg an, dessen Fortführung nach den Mündungen der Donau durch deren Nebenflüsse in der Walachei und Moldau vorgezeichnet ist.

Im Donauthale läßt sich die Verkehrsrichtung, soviel uns bekannt, erst von Ofen und Pest an durch Funde verfolgen. Sie tritt in der Margaretheninsel (F) und am Blocksberge (E—A, Sack. S. 85) bei Ofen zu Tage, geht über Kis-Terenye bei Neograd (Sr, Sack. S. 76 Anm. 1) nach Haimburg an der Donau. Hier lag der spätere römische Waffenplatz Carnuntum, wohin sich der römische Ritter unter Nero durch Steiermark und Niederösterreich [16]) (S. 102) begab, um seine Reise nach dem Bernsteinlande (an der Ostsee) anzutreten. Von Haimburg führt die Richtung weiter über Grein (S im Donauwirbel) nach Baiern über Passau (E—A, Sack. S. 70,2) und Kellheim am Ausflusse der Altmühl (A) in das obere Donauthal nach Württemberg, Hohenzollern und Baden (vgl. **E**, 3, a).

4. Die Richtung vom schwarzen Meere aus im Gebiete der Donau und ihrer Nebenflüsse durch Siebenbürgen und Ungarn bis zur Waag.

Neben der Donau und ihrem Stromthale bis in die Gegend von Ofen und Preßburg (bezw. bis zur Waag) treten uns auf dem linken Ufer im Gebiete ihrer Nebenflüsse zwei durch Funde bezeichnete Richtungen von Siebenbürgen aus entgegen. In letzteres führt von der untern Donau aus das Flußthal der Aluta, welche durch Maros und Theiß die weitere Verbindung nach der mittlern Donau herstellt. Aus Norditalien ward der Verkehr vermittelt durch Drau und Sau zur Donau, und theils längs dieser zum schwarzen Meere, theils durch Theiß, Maros und bezw. Aluta nach Ober-Ungarn und Siebenbürgen.

Innerhalb Siebenbürgens (Z) erscheinen im Flußgebiete der Maros Funde zu Bardocz bei Maros-Vasarhely (Sr, Ve u. s. w.; Sack. S. 76,1; S. 102,1), Totesd bei Broos (Sr, Sack. S. 76,1), Broos oder Sczaszwaros

---

[16]) Die Angabe auf S. 102 Zeile 19 von oben: „daß die Reise durch Kärnthen und Oberösterreich ging," beruht auf einem Druckfehler.

(S u. s. w., Sack. S. 64,4; S. 99,2). Auf dem linken Theißufer erscheint in Ungarn Haydu-Böszörmeny (E—A) nördlich von Debreczin und Szentes (E—A) nördlich von Vasarhely (Sack. S. 93,1; S. 105,2 und S. 70,2).

Diese Funde weisen mit ziemlicher Sicherheit auf eine Richtung längs des linken Donauufers bis Pesth hin.

Eine noch bestimmter erkennbare Richtung führt auf dem rechten Theißufer zur Waag und mittlern Donau. Dieselbe tritt hervor in dem (von Siebenbürgen, der Bukowina und Galizien eingeschlossenen) ungarischem Comitate Marmaros, an dessen Grenze die Bistritz zur Donau und das Visothal zur Theiß geht, führt über Szarwaszo an der Theiß (Sr, Sack. S. 76,1), Miscticze bei Nyiresfalva (Sack. S. 70,1) und Fejertse bei Beregh (Sr, a. a. O.), durch das Zempliner Komitat am Bodrog (Gu, Sack. S. 53), über Tolcsva am Bodrog (Gl, Kn, Sr, Sack. S. 76,5 und S. 81,2) und längs Sajo und Rima über Also-Hangony bei Rimah-Szombath (Sr, Sack. S. 76,1), demnächst über Kis-Terenye bei Neograd (Sr) und über die Gran, in deren Gebiete Altsohl (Sr) erscheint, durch das Komitat Neutra (Sr, Sack. S. 76,1) auf das linke Ufer der untern Waag, wo sich zwischen Komorn und Haimburg (Carnuntum) an der Donau die Richtungen aus Norditalien (vgl. E, 1) zur Weichsel- (B) (Sr) und Elbstraße (D) kreuzen. Von Carnuntum aus weist Voigt (Geschichte Preußens I. S. 81, 82) eine alte Bernsteinstraße zur Ostsee auf dem linken Weichselufer nach. In der Richtung derselben treten, wie wir sehen werden, viele (vorrömische) Erzeugnisse der südlichen Industrie auf, so daß wir Voigts (auf schriftliche Zeugnisse gestützte) Annahmen bestätigt finden, wobei sich jedoch das von Waag, Donau und einer von Haimburg über Szomolyan nach Miava gezogenen Linie gebildete Dreieck als Knotenpunkt der Anschlüsse darstellt. Da wir die Handelsrichtung auf dem linken Waagufer als nachgewiesen annehmen, so haben wir an diese auch die Waag-Oderstraße (C) angeschlossen.

Der Zusammenhang der Waag-Weichselstraße (B) mit der Richtung auf dem linken Ufer der Donau (durch Ungarn und Siebenbürgen) zum schwarzen Meere wird durch die auf letzterer Route in Gräbern (zusammen mit vorrömischen Metallarbeiten) z. B. bei Tolcsva auftretenden Bernsteinkorallen bestätigt. Diese sind zweifellos von den einheimischen Bevölkerungen aus solchem Bernstein, welcher auf seinem Transporte zum schwarzen Meere zurückgehalten wurde, hergestellt, nicht aber als Handelsartikel aus Italien gekommen.

Die Anwohner jener Gegenden bis zu den Gestaden der Ostsee stellten sich ihre Steinwerkzeuge und Geräthe in einer für ihre niedrige

Technik bewundernswürdigen Vollendung der Symmetrie und Politur her (vgl. S. 33 und 199). Daß dieselben keine auswärtigen Produkte waren, folgt aus den schon mehrfach aufgefundenen unvollendeten Steinkelten (vgl. S. 33 Anm. 18). Diese große Fertigkeit in Zurichtung des Steins ergiebt eine mindestens gleiche Gewandtheit betreffs des viel leichter zu bearbeitenden Bernsteins. Da die Landesbewohner Bernsteinkorallen anfertigen konnten, so würde es doch zu wenig gesunden Menschenverstand (S. 192) verrathen, wenn sie trotz ihrer großen Betriebsamkeit (S. 193) jene durch den Handel bezogen hätten. Aus der Herstellung der Bernsteinkorallen müssen wir aber auf einen Durchgang rohen Bernsteins durch Nordungarn und Siebenbürgen schließen, und in der angegebenen Richtung (auf dem linken Donauufer von der untern Waag nach den Donaumündungen) eine Bernsteinstraße erkennen, welche an die Waag-Weichselstraße zur Ostsee (**B**) anschloß.

B. Die Waag-Weichselstraße zur Ostsee.

1. Auf dem linken Weichselufer.

Als nördlichste Fortsetzung der Donaustraße (**A** 3 u. 4) haben wir den Handelsweg (als Bernsteinstraße) zur Ostsee unter Zugrundelegung der Stationen Voigts anzunehmen. Derselbe führte auf dem linken Ufer der Waag, östlich an Szomolyan und Miava (Sr) vorbei, über Sempte oder Schindau an der Waag, dann über Czyche und an der obern Waag und Arva durch das Comitat Liptau (Sack. S. 99,2) nach Galizien, längs des Dunajec über Alt-Sandek an die Weichsel nach Krakau. Hier ging die Straße über die Weichsel, dann über Zarnowiec an der Pilika, demnächst über Marsenin bei Sieradz und Kalisch nach Preußen in die Provinz Posen. In dieser führte die Straße, welche wieder durch zahlreiche Funde bezeichnet wird, auf dem linken Prosnaufer (E—M, M) bis zur Warthe, und hierauf weiter über Zydowo, Gnesen (M), Stanomin bei Inowraclaw (F, H, N), bei Osielsk (nördlich von Bromberg) an die Weichsel, und dicht am linken Ufer derselben in die Provinz Preußen. Hier ging sie im Regierungsbezirke Marienwerder über Kommerau (Gl, C.-B. 1874 S. 65) im Kreise Schwetz, sodann durch den Kreis Marienwerder über Münsterwalde gegenüber Marienwerder (Spo, V), Pehsken (D), Nichtsfelde (V, Gl), Broddener Mühle (Rg), Mewe und Warmhof (F), sowie im Regierungsbezirke Danzig über Stangenwalde im Kreise Karthaus (Gl, K, Rg), Danzig (Rg, Ri), Schäferei (Br) und Saskoschin

(Br, Rg) bei Danzig, und durch den Kreis Neustadt über Pogorsz (Br), Bohlschau (Br), Goschin (Br) und Zarnowitz (D, Ri, C.-B. 1875 S. 27) u. s. w. längs der Ostseeküsten bis nach Pommern.

Aus dem Regierungsbezirke Danzig führte der Stolpefluß nach Pommern, längs dessen bei Stolpe (Ri) und Dorsow im Kreise Stolp (K), sowie zwischen Stolp und Köslin (K) die Verkehrsströmung angedeutet wird.

Von der Weichselstraße unterhalb Kalisch zweigen sich wieder drei Richtungen ab: das Gebiet der Warthe, Netze und Brahe.

a. Längs der Warthe.

Auf dem rechten Ufer der Warthe in der Nähe von Miloslaw geht eine Richtung, welche bis ins Posensche durch griechische Münzen gekennzeichnet wird, über Nadziewo bei Santomysl (B), und zieht sich durch den Kreis Samter, wo zwei Broncestiere (C.-B. 1874, S. 52) gefunden sind, wahrscheinlich bis zur Oderstraße (C.) hin.

Auf dem linken Wartheufer erscheint Priementdorf bei Schmiegel (Ve, E—A, B—F, C.-B. 1875 S. 16, 17) als Verkehrspunkt.

b. Die Netzerichtung, welche nördlich von Gnesen beginnt und im ganzen Flußgebiete durch griechische Münzen, vorrömische Broncen (Ri u. s. w.) bezeichnet wird, ist auf beiden Ufern durch bestimmte Fundorte nachgewiesen.

Auf dem linken Ufer geht sie von Gnesen über Schubin (M), Wapno bei Golanlz (E—M), Budzin (Ri), Jablonowo bei Uszcz (Ri), und von hier führt die Netze zur Warthe.

Auf dem rechten Ufer der Netze zieht sich die Richtung westlich von Bromberg über Nakel (M), Lobsens (M), Tlukowo bei Lobsens (Ag), Miastesczko (Spo), Schneidemühl (E—I), nach Floth zwischen Radolin und Czarnikauer Hammer (Ag, E, G, Ri, Sr, V).

Von der Netze geht dann bei Wirsitz an dem hier mündenden Gewässer eine Richtung ab, deren Anfang durch Lobsens (M) und Tlukowo bezeichnet ist, aufwärts nach Preuß. Friedland (F) im Kreise Schlochau des Regierungsbezirks Marienwerder.

c. Die Richtung längs der Brahe[17]) ist bisher nur im Regierungsbezirke Marienwerder durch Neumühl bei Woziwodda nördlich von Tuchel (Ri) angedeutet.

2. Auf dem rechten Ufer der untern Weichsel

erscheint eine durch Funde bezeichnete Richtung des alten Handels innerhalb der Provinz Preußen im Regierungsbezirke Marienwerder. Sie beginnt im Kreise Thorn und führt über Schönsee (F), Podwitz bei Schönsee (Spo), Domäne Kunzendorf bei Kulmsee (Gl, Ri, welche später beschrieben werden sollen) und Domaine Papau (F, Ri, B—F), durch den Kreis Kulm über Groß-Lunau (Bp, Gl), und den Kreis Marienwerder über Brandau bei Marienwerder (Gl, L). Sodann führt sie durch den Regierungsbezirk Königsberg über Tengen bei Brandenburg am frischen Haff (F, Ri), Rosenau (F, Gu) und Fürstenwalde (F, Ri) bei Königsberg nach den russischen Ostseeprovinzen Kurland (F) und Livland (G—E, Sack. S. 57,1) über Sawensee bei Wenden (F, Rt, Ve).

Die an letzterem Orte auftretenden Broncen etruskischen Styls deuten darauf hin, daß die Verkehrsrichtung des rechten Weichselufers und nach Livland nicht direct vom schwarzen Meere, von wo doch keine etruskischen Arbeiten kommen konnten, ausging, sondern mit der Waagstraße und durch diese mit den Richtungen nach Norditalien und zum schwarzen Meere in Verbindung stand.

Wo die Abzweigung der Straße des rechten Weichselufers, welche als selbstständige Richtung bestanden zu haben scheint, stattfand, wird sich erst ermitteln lassen, sobald alle Alterthums-Vereine der Provinz Preußen und Polens die Funde ihrer Sammlungen durch genaue Beschreibungen und Abbildungen zur wissenschaftlichen Verwerthung bringen.

C. Waag-Oderstraße zur Ostsee.

Die Annahme Lisch's, welcher die nordischen Kesselwagen auf Phönikien zurückführt, sowie die in Abschnitt IV. gegebenen Andeutungen, wonach eine namhafte Zahl der nordischen Funde gleichfalls phönikischen Ur-

---

[17]) Da sich alle uns vorliegenden Funde mit großer Bestimmtheit den Flußläufen anschließen, so haben wir auch hier die Brahe hineingezogen, anstatt eine andere Richtung wie z. B. über Schneidemühl, Preuß. Friedland, Neumühl und Münsterwalde zur Weichsel anzunehmen.

sprung beanspruchen kann, veranlaßt uns, eine unmittelbare Verbindung des schwarzen Meeres mit der Oder und Elbe (D) anzunehmen, da ein Umweg aus Phönikien über Italien undenkbar scheint (vgl. unten). Im Anschlusse an die Donaurichtung (A, 3, 4) und die Handelsstraße auf dem linken Ufer der Waag (B) werden wir daher eine Verbindung der Waagstraße, bevor sie sich östlich wendet, mit dem Oderthale durch den Jablunka-Paß (in der nordwestlichsten Spitze Ungarns) als den natürlichen Weg zu suchen haben, welcher von hier unmittelbar zur Olsa und Oder führte. Im Stromgebiete der letztern erscheint eine durch Funde bezeichnete Richtung (wohl in Folge der im Regierungsbezirke Oppeln noch nicht entfalteten antiquarischen Thätigkeit) erst im Regierungsbezirke Breslau, wo die zahlreichen Funde von Schweidnitz (E, S, Sack. S. 60,4), Neumarkt (B), Leschwitz bei Parchwitz (B), Wohlau (B), Massel (B) und Ober-Kehle (Ks, C.-B. 1874 S. 51) bei Trebnitz, Pawellau bei Prausnitz (B, F, Ve), Beichau (B), Glogau (B), und von Zaborowo am Primenter See bei Priment (B) in Posen auf einen regen Verkehr des südlichen Handels hindeuten. Von Glogau abwärts erscheint die Richtung der Oderstraße erst bei Frankfurt a. d. Oder (Ks, Li.—B. S. 11; Sack. S. 99,2; C.-B. 1874 S. 51), und wird weiter unterhalb durch die Funde von Schwachenwalde im Kreise Arnswalde (Ri, Sack. S. 55,2), Blankenburg südöstlich von Prenzlau (Gu, Sack. S. 52) und aus der Umgegend von Stettin (S) bestätigt. Weiter westlich tritt sie dann in Mecklenburg-Strelitz zu Lübberstorf (Ve) und Roga (Ve, Sack. S. 102,1) bei Friedland und in Pommern zu Clatzow bei Treptow a. d. Toll. (V, Li.—B. S. 8) auf, in deren oberen Flußgebiete sie zu Klein-Lukow (Ve, Sack. S. 105,2) und Peckatel [18]) (Gu, Ks, Li.—B. S. 11; Sack. S. 53,5; C.-B. 1874 S. 51) bei Penzlin erscheint, worauf sie im Flußgebiete der Peene an deren oberem Laufe über Pisede bei Malchim (D) und Basedow (C) geht.

Eine Verbindung zwischen Oder und Elbe scheint längs der Spree und Havel durch die Funde zu Burg an der Spree im Spreewalde zwischen Peitz und Lübbenau (Ks, C.-B. 1874 S. 51) und zu Staaken an der Havel bei Spandau (V, C.-B. 1876 S. 6) angedeutet.

D. Die Donau-March-Elbstraße zur Ost- und Nordsee.

Eine Verkehrsrichtung, welche von der Donaustraße (A. 3 und 4) zwischen Preßburg und Haimburg durch Mähren (etwa im Flußgebiete

[18]) Ein anderes Peckatel liegt an der Stör südlich von Schwerin.

der March) zur Elbe führte und die Verbindung zwischen dem schwarzen Meere und den beiden Elbufern (auf deren linkem ebenfalls die auf Phönikien hinweisenden Rasirmesser vorkommen, S. 203) herstellte, wird durch einen Broncefund (Ochsen, C.-B. 1874 S. 52) aus der Byciskála-Höhle bei Brünn angedeutet. Von der obern March zur obern Elbe wird die Richtung durch die Nebenflüsse der letztern vermittelt und auch durch Funde des rechten Elbufers bezeichnet. Die Elbstraße erscheint zuerst in Böhmen an der Iser zu Swijan bei Semil im Kreise Gitschin (E—A, Sack. S. 90 und 99,2) und tritt an der Moldau mit einer direct aus Norditalien führenden Richtung (E. 2) in Verbindung.

Nach den Funden scheidet sich die Richtung längs der Elbe in eine des rechten und linken Elbufers.

1. Auf dem rechten Elbufer

tritt die Richtung bei Swijan zu Tage. Von hier aus vermögen wir sie erst im Nordosten der Preuß. Provinz Brandenburg (sofern nicht die Funde von Burg a. d. Spree und Staaken bei Spandau unter C. S. 217 in das Elbsystem gehören) aufzunehmen. Hier geht sie über Kyritz (A), Pritzwalk (Broncestierkopf, C.-B. 1874 S. 52), Brahlsdorf südwestlich von Wittenburg (A), Ohlsdorf (B—F, C.-B. 1872 S. 69, 70) und Fuhlsbüttel bei Hamburg an die Nordsee.

Unterhalb Kyritz schließt sich eine besondere Richtung durch Mecklenburg-Schwerin an. Dieselbe führt über Plauerhagen bei Plau (S), Altsammit bei Krakow (D, Sp) und längs der Warnow über Turloff bei Sternberg (A), Schwerin (V), Vietgast bei Güstrow (E—A, Sack. S. 99,2) und Jürgenshagen bei Schwaan (S) zur Ostsee.

Von der untern Elbe aus zieht sich eine weitere Richtung durch Holstein (F, R) längs der Ostsee über Wintershagen bei Neustadt (C) und Dahmen an der Mündung des Lübecker Busens (Ve, Li.—B. S. 11) bis nach Schleswig, wo sie im Nordseegebiete auf der Insel Sylt (Ri, S, B—F) erscheint, und von da nach Dänemark (F, R, V, Ve, B—F). In Dänemark geht sie theils nördlich bis zur Spitze Jütlands nach Siem bei Aalborg (Ve, Li.—B. S. 9), theils östlich durch die dänischen Inseln Fünen und zwar über Faaborg (A, B—F) und über Rönning bei Odense (Ve, Li.—B. S. 10), sowie Seeland über Kallundsborg (D, Ri, Sr, B—F, C.-B. 1872 S. 6) nach Schweden (V, B—F), wo sie in Ystad (Ks, Li.—B. S. 11), Halland oder Halmstad (E—A, Li.—B. S. 17) u. s. w. auftritt, und demnächst nach Norwegen (B—F).

Auf dieser ganzen Route führt eine Anzahl Funde, denen sich noch der Kesselwagen von Lund anschließt, schon auf Phönikien zurück.

2. Auf dem linken Elbufer

tritt die Richtung des Verkehrs in Böhmen (nördlich von Horsowitz) zu Zelenitz od. Zelenice (Fk, Sack. S. 64,3) hervor, und führt über Dubany bei Libochowitz an der untern Eger (Ri, Sack. S. 70,2) durch Sachsen nach der Preuß. Provinz Sachsen und hier über Roitzsch bei Torgau (V, Li.—B. S. 11).

Im Flußgebiete der obern Mulde erscheint die Richtung im sächsischen Voigtlande um Plauen (Rt, Li.—B. S. 13), sowie im Flußgebiete der obern Saale zu Ranis (Ri, Sack. S. 70,1)[19]) und Weißenfels (B—F, C.-B. 1875 S. 49), Altstedt bei Jena (B—F, C.-B. 1874 S. 14—16, 21, 22), Erfurt a. d. Gera (Rt, Li.—B. S. 13), Oldisleben a. d. Unstrut (B—F, C.-B. 1874 S. 38, 40, 59).

Weiter elbabwärts erscheint die Richtung erst wieder in der Provinz Hannover zu Sommerbeck bei Bleckede a. d. Elbe (C), sodann im Thale der Ilmenau, wo sie aufwärts über Lüneburg (F), Edendorf (F, Gu, Li.—B. S. 24), und Klein-Hesebeck bei Bewensen (C, S), Uelzen (R) und dessen Umgegend: Molzen (F), Wellendorf (R, vgl. S. 121), Dörmte (C, D), Ripdorf bei Oldenstadt (Ri, Sack. S. 74,2) und Lehmke (C) geht. Gleich unterhalb Lüneburg führt sie über Gödenstorf bei Winsen a. d. Luhe (R, vgl. S. 121), Kreienholz bei Neuhaus a. d. Oste (D) und Kuxhafen (B—F, C.-B. 1873 S. 69) an die Nordsee.

Eine Verbindung dieser Elbstraße auch mit Etrurien wird durch die etruskischen Funde des Urnenfriedhofs von Darzau in Hannover auf dem linken Elbufer angedeutet (vgl. Anzeiger d. german. Central-Museums zu Nürnberg 1875 S. 60).

E. Die Richtungen aus dem alten Etrurien (S. 92) durch den Brennerpaß nach dem Norden.

Eine alte Handelsstraße führte von Adria (Hatria am adriatischen Meere) am linken Ufer der Etsch über Verona, Roveredo, Trient, Zembra oder Zimmers bei Lawis (Ve, Sack. S. 95 u. Anm. 6), Botzen, dann im Eisackthale über Brixen und durch den Brennerpaß nach Matrey südlich von Innsbruck (Sack. S. 95, 97).

---

[19]) Aehnliche Funde stammen aus Athen.

Im Anschlusse an die Funde theilen sich hier die Richtungen: 1. Eine östliche führt im Flußthale der Mur und durch Niederösterreich zur Donau und Waag. 2. Eine nordöstliche zieht sich im Flußthale der Salzach und Traun nach Böhmen und hier längs der Moldau zur Elbe. 3. Eine nördliche Richtung geht nach Baiern und von da weiter nach Westen und Norden.

1. Die östliche Richtung längs der Mur zur Donau bei Haimburg und zur Waag

führte vom Brennerpasse durch Steiermark im Murthale über Strettweg bei Judenburg (Ks, Ve, Sack. S. 86,2 und S. 100,1), Glein bei Knittelfeld (E—A, Sack. S. 99,2), wo sich die Richtung **F**. abzweigte, nach Niederösterreich und hier über (Wiener) Neustadt (E, Sack. S. 60,2) nach Haimburg an der Donau (Carnuntum), und von da theils zur Donau und durch Mähren zur Elbe (**D**), theils durch Ungarn auf die Donaustraße (**A**, 3 u. 4), theils über Szomolyan und Miava an die Waag und auf die Handelsstraßen der Weichsel (**B**) und Oder (**C**).

2. Die nordöstliche Richtung längs der Salza, Traun und Moldau zur Elbe

geht vom Brennerpasse über Matrey (Ve) in das Herzogthum Salzburg (E, Ve, Li.—B. S. 9). Hier weist das Thal der Salzach an Hallstatt (B, C, F, Gu, Kn, L, N, Ri, S, Ve, Z, E—A) und St. Koloman bei Lebenau an der Salzach in Baiern (bemalte Gesichtsurne, C.-B. 1875 S. 7, 8) vorbei über Eck bei Völklabruck an der Völkla (S) zur Agger, Traun und Donau, längs welcher die Richtung bis in die Gegend von Grein (S im Donauwirbel an der Grenze Oberösterreichs) führt. Von da zieht sich dieselbe durch Niederösterreich nördlich über Merzenstein bei Zwettel (F) nach Böhmen (F, Ri) und hier im Flußgebiete der Moldau über Maskowitz (Ri) im Kreise Budweis bei Networzitz, Hradist und Horsowitz (Ve) südlich von Prag, Jince oder Jinec (S) bei Horsowitz nebst Piwon oder Piwana (Sp) an der Mieß bei Tuskau, und über Okor (Ri) bei Prag (vgl. Sack. S. 68; S. 63,1; S. 55,4; S. 60,4; S. 70,2; und Li.—B. S. 20) zur Elbe (**D**).

3. Die nördliche Richtung über Baiern nach Westen und Norden.

Die namhafte Verbreitung von Funden etruskischen Styls über Baiern und Württemberg veranlaßt uns, eine directe nördliche Handelsverbindung Etruriens mit und über Baiern anzunehmen. Auch muß man den Etruskern soviel praktischen Verstand zutrauen, daß sie bei ihrem Export die nächsten Wege wählten, und bei ihren ausgedehnten Handelsbeziehungen (vgl. S. 91—93) verstand sich Dies wohl von selbst.

Eine nördliche Richtung vom Brennerpasse aus wird durch den Lauf des Sill und das untere Wippthal angedeutet und ging über Matrey nach Innsbruck an den Inn, welcher abwärts an die Donau bei Passau (E—A) führte. Doch liegen uns aus dem Innthale keine Fundangaben vor.

Zwei weitere Richtungen werden durch Isar und Lech angedeutet und im Flußgebiete beider treffen wir Funde, wenngleich diese noch zu vereinzelt sind, um daraus bestimmte Richtungen nachweisen zu können.

Im Gebiete der Isar weisen die Roseninsel des Würm- oder Starnberger Sees (B, H, N, B—F, C.-B. 1373 S. 45) und Kellheim (A) an der Mündung der Donau und Altmühl nach Norden, sowie im Lechthale Augsburg (V) westlich zum obern Donauthale nach Württemberg.

a. Die westliche Richtung

zum Lech und obern Donauthal, sowie nach dem nördlichen Württemberg führt durch den Brennerpaß und Matrey nach Augsburg (V) am Lech, von da in das obere Donauthal und geht hier über Raunau bei Krumbach an der Kammlach in Baiern (F, Sack. S. $63_{,4}$) auf dem rechten Ufer der Donau weiter, sowie auf deren linkem Ufer längs der Brenz nach Mergelstetten (Gu) und Kipfendorf (C, Gu) bei Heidenheim in Württemberg. Nördlich von hier führt das Gebiet des Kocher über Oehringen (F) und Kappel bei Oehringen (Gu, E—A, Sack. S. 52, 53, $73_{,1}$) zum Neckar.

Oberhalb der Brenz zieht sich die westliche Richtung dann weiter in Württemberg über Zwiefalten (F, Sack. S. $63_{,1}$) durch den Preuß. Regierungsbezirk Sigmaringen über Inneringen (F), Laiz (Gu), Habsthal (Gu, Sack. S. $47_{,1}$, S. 52, 53) und Jungau (E—A) bei Siegmaringen nach Kreenheinstätten bei Mößkirch in Baden (Gu, Sack. S. 52) und nach Mahlstetten (F, Fk) bei Spaichingen in Württemberg und Honstetten bei Engen in Baden (B, V, B—F, C.-B. 1875 S. 22, 23).

Außer den angegebenen Orten treten Funde der in Rede stehenden Art im obern Donauthale noch an vielen, nicht näher angegebenen Stellen auf, so daß wir eine Verkehrsrichtung des etruskischen Handels durch den Brennerpaß auf dem nächsten Wege zur obern Donau (im westlichen Baiern) und dieselbe aufwärts annehmen müssen, wie sich denn auch solche Funde noch über Württemberg zerstreut finden.

b. Die nördliche Richtung durch Baiern zum Main

führte vom Brennerpasse über Matrey und die Roseninsel im Würmsee (B) nach Kellheim (A) beim Zusammenflusse der Donau und Altmühl. Ihr weiterer Verlauf mitten durch Baiern wird durch die zahlreichen Funde (E, F, Ri, B—F) bestätigt, doch fehlen uns die Angaben der bezüglichen Fundorte, um ihre Anschlüsse im Einzelnen zu verfolgen. Erst im Maingebiete tritt sie mit bestimmten Spuren auf.

c. Die Richtung des Maingebiets.

Dieselbe läßt sich über Baireuth (A, Ri), Wodendorf bei Hollfeld (Gu) und Oberlangheim bei Lichtenfels (Gu, Sack. S. 52, 53) längs des obern Mains (B—F), verfolgen, und führt in Unterfranken[20]) flußabwärts über Dankenfeld (Ri) und Wallburg (Ri) bei Eltmann, Kloster Heidenfeld (Ri, B—F) und Schwabheim (E—A gleich Hallstatter Funden) bei Schweinfurth, Schraudenbach bei Werneck (B—F), Kolitzheim bei Volkach (E—A gleich Hallstatter Funden), Darrstadt bei Ochsenfurth (H), Würzburg (Ri), Wiesenburg bei Karlstadt (Ri, V, B—F), Waizenbach bei Hammelburg (H, Ri) und Wallstadt bei Aschaffenburg (Ri) zum Untermain, wo sie mit der Rheinstraße des rechten Ufers (J, 2) in Verbindung tritt.

Vom rechten Mainufer Unterfrankens scheint weiter nördlich eine Richtung zur Werra, Fulda und Weser über Großthal bei Euerndorf (Sr), Thundorf bei Münnerstadt (E), Geckenau (Sr) und Oberwaldbehrungen (L, Ri, E—A gleich Hallstatter Funden) bei Mellrichstatt zu führen.

---

[20]) Die hier aufgeführten Broncen sind mit ganz rohen Thongefäßen zusammen gefunden und daher von uns in den Kreis der Darstellung gezogen (vgl. C.-B. 1875 S. 77 u. Archiv des historischen Vereins für Unterfranken zu Würzburg Band I, III, IV, XXIII. S. 420).

Obwohl die Mainstraße für den Verkehr vom Osten zum Westen und umgekehrt nur die Verbindung der Elbe und bezw. Moldau mit dem Rheine vermittelte, so war dieselbe doch für den Süden (Etrurien) der nächste Weg in die zwischen Elbe bezw. Moldau und Rhein gelegenen Länder. Da die in Unterfranken mehrfach auftretenden Funde etruskischen Styls, wie ihn die Hallstatter Gräber aufweisen, den Verkehr Etruriens mit dem Maingebiete bestätigen und eine Bewegung dieses Verkehrs auf den großen Umwegen der Salzach-Traun-Moldau- und Elbstraße (E, 2 u. D) oder der Rheinstraße (J, 2) weder den Etruskern als einem praktischen Industrievolke, noch den alten Anwohnern des Rheins als vernünftigen Menschen zugemuthet werden kann, so haben wir eine direkte Verkehrsrichtung vom Brennerpasse mitten durch Baiern und im Gebiete des Mains angenommen.

F. Die Richtungen aus Etrurien durch den Brennerpaß längs der Mur und Drau zur Donau, und vom adriatischen Meere (östlich von der Etsch) zur Donau.

Die erstere führte aus dem Brennerpasse durch Steiermark längs der Mur über Strettweg bei Judenburg (Ks), Glein bei Knittelfeld (E—A, wo sich die Richtung E, 1 abzweigte), Gratz (Ks, Li.—B. S. 41), über das Saggauthal (Ve und E—A, Li.—B. S. 9, Sack. S. 105,2) und Radkersburg (Ks, Li.—B. S. 11) zur Drau und Donau.

Auf dem rechten Drauufer erscheint eine Richtung nach Süden über Maria-Rast bei Marburg (B—F), Negaun bei Windisch-Feistritz (E—A und E—I, Sack. S. 95) und Cilli am Sann (E—A und E—I, Sack. S. 94,1). Ob letztere auch außerhalb Etruriens direct vom adriatischen Meere über Cilli, Negaun, Saggauthal, Gratz, Wiener-Neustadt zur Waag und auf die Straße A, 4 und B führte, ist durch weitere Funde noch nicht festgestellt, doch spricht die Nachricht des Plinius (hist. XXXVII, 3) von dem Bernsteintransporte aus Pannonien (Haimburg) zu den Venetern (östlich von der Etsch, S. 92) für eine solche Verkehrsrichtung.

G. Die Straßenzüge aus Norditalien durch die Schweiz und an den Rhein bis Basel.

Nach den uns bisher bekannten Funden etruskischen Styls erscheinen folgende Handelsrichtungen durch die Schweiz bis zum Rheine bei Basel:

1. Durch den Kanton Graubündten zum Rheine bis Schaffhausen (direct am Rheine und über Zürich).

In den Kanton Graubündten führte aus dem Veltlin (den Thälern der Adda und des Liro) um Sondria im alten Etrurien (S. 92) die nachweisbar zur Römerzeit gangbare Septimerstraße nach Stalla (Bivio) und im Oberhalbstein-Thale über Contres (E, Sack. S. 60,2) an die Albula und den Rhein bis Chur (E—A).

Unterhalb des letztern Orts erscheinen Funde im unmittelbaren Rheingebiete erst am Bodensee (Erzhelm), bei Konstanz (S) und zu Schlatt bei Diessenhofen (Sack. S. 90,1).

Dagegen führt eine ziemlich bestimmt ausgesprochene Richtung etwa in der Nähe der Ortschaften Meyenfeld und Sargans sowie längs des Wallenstädter Sees nach dem Züricher See. Auf dessen südlichem Ufer geht sie über Zollikon im Kanton Schwyz (Ve, E—A, Sack. S. 102,1) und Affoltern am Albis im Kanton Zürich (Gu, Sack. S. 53,4), sowie auf dem nordöstlichen Ufer über Russikon (Gu, Sack. S. 53,1) in das Gebiet von Zürich, wo sie zu Zürich (E—A), und in dessen Umgegend auf dem Lindenhofe (G, Sack. S. 53,1), Uetliberge (Gu, Ve, Sack. a. a. O.), Burghölzli (F, Sack. S. 63,4) und zu Hard (F) auftritt. Von hier aus zieht sie sich über Trüllikon nördlich von Andelfingen (E—A) an den Rhein bei Schaffhausen, sowie längs der Glatt über Bülach (Gu, Sack. S. 53,4) zum Rheine.

2. Durch den Kanton Tessin über den St. Gotthard und längs der Aar an den Rhein.

Im Kanton Tessin erscheint Davasko bei Lugano (E—I, Sack. S. 95) als Fundort etruskischer Alterthümer.

Von hier weist eine naturgemäße Straße über den St. Gotthard zur Aar, längs welcher eine durch Funde angedeutete Richtung über Thun (Gu, Sack. S. 53), Grächwyl (Ve) und Grauholz (Ve, Sack. S. 98,2) bei Bern, Rapperswyl bei Aarberg (E—A), Büren (E—A) und Kulm (E—M) zum Rheine führte.

3. Ueber den großen St. Bernhard zur Rhone und zum Genfer See bis Lausanne, sowie über den Neuenburger und Bieler See zum Rheine bei Basel.

Ueber den großen St. Bernhard (E—M) ging schon in den ältesten Zeiten eine Handelsstraße nach dem Norden. Sie führte durch den Kanton

Wallis (Ri) zur Rhone, auf deren linkem Ufer über Colombey (E—M) und Port-Valais (E—M) bei Monthey, sowie auf deren rechtem Ufer über Bex und Aigle (E—A, am Berge Charpigny zwischen beiden), sodann am nördlichen Ufer des Genfer Sees über Hauteville bei Vevay (Ge, Sack. S. 56,2) bis Bois-Genon bei Lausanne (Ge, Sack. S. 56,2). Nördlich von Lausanne ging die Richtung über Echallens (E—A, Sack. S. 70,1) Vuitteboeuf (Gu, Sack. S. 53) und Bofflens (Gu, Sack. S. 53,4) bei Orbe nach Yverdun (F) am Neuenburger See, dessen Pfahlbaustationen (F und E—A) im Verkehrsgebiete lagen, demnächst auf dem östlichen Ufer des Sees über Avenches (E—A), Champagny (E—A, Sack. S. 70,2) bei Murten (Morat) und über Inns oder Anet bei Erlach (Gu, V, Sack. S. 53,4) zum Bieler See (Pfahlbau von Möringen: Sr, Sack. S. 76,5), über den Steinberg bei Niedau (Ri, Sack. S. 55,3), durch den Bezirk Delsberg (Delèmont im Kanton Bern) über Lüttelsdorf (Courroux) am Zusammenflusse der Birse und Scheulle (E—A) nach der Hardt bei Basel (F, Sack. S. 61,2) und an den Rhein.

Diese Richtungen 1—3 vermittelten dann längs des Rheins den Verkehr zur Nordsee (**J**).

H. Die Richtung aus Norditalien über den großen St. Bernhard und längs der Rhone nach Frankreich und Großbrittannien.

Dieselbe ging anfangs in der Richtung **G**, 3 zur Rhone und längs dieser über Bex, Aigle, Hauteville und Boisgenon (wo die Richtung **G**, 3 nach Norden führte), dann die Rhone abwärts über Longirod bei Aubonne (E—A, Sack. S. 70,1) nach Frankreich (F, Ri, B—F), wo der Verkehr Etruriens längs des Allier im Departement Puy de Dome (Ve, Li.—B. S. 8) und bei Amiens in der Picardie (F, Li.—B. S. 12) nachgewiesen ist.

Von den Nordküsten Frankreichs ging der südliche Handel nach England (F, B—F) insbesondere nach Kent (F, B—F, Sack. S. 63,1) sowie nach Irland (F, Ve, B—F, Li.—B. S. 11 u. 9).

J. Die Rheinstraße von Basel bis zur Nordsee.

Diese Richtung scheidet sich nach den Funden in eine links- und in eine rechtsrheinische.

1. Die linksrheinische Richtung

führte durch den Elsaß über Straßburg (Ri) zur bairischen Pfalz. Hier erscheint sie zu Haßloch zwischen Speier und Dürkheim (B—F), Dürkheim (Ve, E—A, Li.—B. S. 8), Rodenbach bei Kaiserslautern (B, E—A, Ve) und Heidesheim bei Grünstadt (S).

In Rheinhessen ist die Straße angedeutet zu Herrnsheim bei Worms (E—A), Monsheim nördlich von Worms (F), Blödesheim südöstlich von Alzey (Ri), Armsheim (E—A, Ve, Li.—B. S. 11), Oppenheim (F), und Gauböckelheim bei Oppenheim (E—A), Ludwigshöhe im Kreise Oppenheim (A), Schwabsburg zwischen Nierstein und Selzen (E—A, F, G), Nierstein (E—A), Groß-Winternheim (F), Mainz (A, F, Ri, V), Heidesheim westlich von Mainz (F), und Bingen (E—A) mit dem Gebiete der untern Nahe bei Kreuznach (E, F, V, E—A). In der Preuß. Rheinprovinz erscheint die Richtung längs des Rheins in Waldalgesheim (Ri, Ve, E—A, Li.—B. S. 8) zwischen Bingen und Stromberg, Gallscheid bei St. Goar (Ve, E—A, Li.—B. S. 24), Dörth bei Boppard (Ve), und hierauf in Holland bei Nymwegen (Ve).

Als Seitenstränge der westlichen Rheinstraße werden durch Funde noch folgende Richtungen angedeutet.

a. Die Saar abwärts (mit der Blies) zur Mosel.

Die ungewöhnlich zahlreichen Funde etruriſchen Styls an der untern Saar (von der Bliesmündung bei Saargemünd bis Trier) bekunden einen sehr belebten Handelsverkehr, welcher streng das Saarthal innehält und nach dem Typus der Funde noch bis in das 2. Jahrhundert vor Chr. hineinreicht.

Im ersten Jahrhundert vor Chr. waren es vorzugsweise zwei rheinische Stämme, welche durch Handels- und Verkehrsbeziehungen bekannt waren: die Ubier (S. 22 Anm. 7), deren Schifffahrt von Köln bis Bingen reichte und welche daher wohl auf dem rechten Ufer des Mittelrheins den Markt beherrschten, und die Treverer (S. 22 Anm. 6), welche mit den Stämmen des östlichen und südöstlichen Frankreichs in directem Verkehre standen.

Eine ausgebreitete Handelsthätigkeit konnte sich unter den damaligen ungeregelten Verkehrsverhältnissen und bei dem mangelhaften Zustande der Wege nicht in einigen Decennien entwickeln. Vielmehr war wohl ein Jahrhundert umfassender Zeitraum nöthig, um den begonnenen Verkehr

soweit zu entwickeln, daß Cäsar die Ubier ein Handelsvolk nennen konnte. Daher müssen sie und die Treverer schon lange vorher am etruskischen Handel längs des Rheins betheiligt gewesen sein und ebenso natürlich erscheint es, daß der Handel auch nach ihren Stammgebieten besonders gerichtet war. Zum Lande der Ubier führte nur die Rheinstraße, zu dem der Treverer aber außer dieser noch längs der Saar eine Zweigstraße. Diese war besonders geeignet, dem westlichen Trevererlande und dem Stromgebiete der untern Maas die Erzeugnisse südlicher Industrie zuzuführen, da der Transport längs des Rheins bis Koblenz, die Mosel aufwärts bis Trier und die Saar aufwärts bis Saargemünd einen bei verständigen Menschen nicht abzusehenden Umweg gemacht haben müßte. Daher haben wir im Anschlusse an die Funde auch für die Saar (mit Einschluß der Blies) bis zur Mosel eine besondere Verkehrsrichtung angenommen, welche sich vielleicht von der linken Rheinstraße zwischen Basel und Straßburg abzweigte, von uns aber erst in der bairischen Pfalz aufgenommen werden kann.

Diese Richtung erscheint zuerst innerhalb des Saargebiets an der Blies und führt diese aufwärts über Schwarzenbach bei Homburg (Ve, Li.—B. S. 8) in die Preuß. Rheinprovinz über Remmersweisler bei St. Wendel (Ve), nach Tholey (Ve, E—A), wo sie an die Nahe anschließt.

Längs der Saar führt die Richtung in der Preuß. Rheinprovinz über eine Reihe von Orten unmittelbar am Flusse und zwar über Saarlouis (A), Wallerfangen (E—A), Weißkirchen (F, Ve, E—A, Li.—B. S. 8), Besseringen (E—A, Li.—B. S. 23) und Mettlach (Ve, E—A) in die Umgegend von Trier (Ri, V, Ve, E—A).

Südöstlich von Trier erscheint Hermeskeil (Ve, E—A) als Fundort im Saar- und Mosel-Delta.

b. Die Richtung längs der Maas

erscheint nur in Belgien (Provinz Limburg) zu Eygenbilsen bei Bilsen (E—A) und in Holland bei Nymwegen an der Waal (Ve).

2. Die rechtsrheinische Richtung

ist, soviel uns bekannt, im Gebiete des Oberrheins (F) ebenfalls noch nicht durch eine größere Anzahl von Funden im Rheinthale erkennbar. Sie erscheint in Baden zu Griesbach (Ri, S, Sack. S. 68,4), sowie dicht dabei in Württemberg zu Ober-Iflingen bei Freudenstadt (E—A), hierauf im

Großherzogthum Hessen (rechtsrheinischen Antheils, F), im Walde bei Lorsch (Gu, Sack. S. 52, 53) und jenseits des Mains (wo sich zwischen Main und Lahn eine Richtung durch die Provinz Oberhessen zur Fulda und Weser abzuzweigen scheint, vgl. **K.**), und führt durch den Preuß. Regierungsbezirk Wiesbaden (F, S), wo sie bei Wiesbaden (Ri, Ve, B—F) auftritt.

Weiter stromabwärts vermögen wir sie nicht zu verfolgen, doch finden wir im Flußgebiete der Ems bei Aurich in Hannover (R) und weiter westlich im Norden Hollands zu Anloo (V) in der Provinz Drenthe eine Verbindung der Nordsee mit dem südlichen Handel, welche wohl durch den Rhein vermittelt wurde.

K. Die Main-Weser-Straße.

Neben der oben (**E**, 3, c. S. 222) angedeuteten Richtung vom Maine zur Weser tritt noch weiter unterhalb am Maine, nicht weit von seiner Mündung in den Rhein eine durch Funde gekennzeichnete Richtung auf, welche von der Rheinstraße zur Weser und Nordsee führt. Dieselbe zieht sich wahrscheinlich den Main aufwärts bis zur Nidda, längs dieser auf dem rechten Ufer, wo Butzbach (F) und Gambach (Ri) bei Butzbach mit dem Wetterthale hineingezogen sind, über Borsdorf (Ve, Li.—B. S. 8) bei Nidda zur Fulda und längs dieser zur Weser.

Im Gebiete der Weser führt diese Richtung durch die Preuß. Provinz Hannover, wo sie im Thale der Leine bei Hannover (F) erscheint, über Nienburg a. d. Weser (F, V), Luttum (V) und Langwedel bei Verden (F) sowie durch das Gebiet von Bremen (B—F bei Bremen, C.-B. 1872 S. 7) über Zesum bei Marssel (C, Sp), sodann wieder in Hannover an der Weser-Mündung über Frelsdorf (B) bei Beverstadt an der Lune und Bremerhafen (B – F, C.-B. 1872 S. 7) zur Ostsee.

Längs der Oldenburgischen Küste bis nach Wangerode tritt in den sog. Kreisgräbern der Nordseewatten eine Anzahl Broncen auf, unter denen man phönikische Arbeiten zu erkennen glaubt (C.-B. 1873 S. 70, 79) so daß man zutreffenden Falls eine Verbindung vom schwarzen Meere längs der Donau und des Mains zur Weser annehmen könnte.

In vorstehender Zusammenstellung haben wir versucht, die Handelsbeziehungen und Verkehrsrichtungen der südlichen Kulturstaaten des Alterthums zu veranschaulichen. Obwohl das gegebene Bild auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen soll, so dürften doch die nachgewiesenen Funde den von uns zu Grunde gelegten Anschluß an die Stromthäler als die natürlichen Wegweiser in Zeiten, wo es an gebahnten geraden Landwegen durch dünn bevölkerte Wälder, Ebenen, Gebirgs- und Sumpfdistricte fehlte, bestätigen und in Verbindung mit den Nachrichten der alten Schriftsteller ein im Großen und Ganzen richtiges Verkehrsnetz andeuten. Auch für die Entstehung der einzelnen Straßenzüge werden sich im Allgemeinen zutreffende Anhaltspunkte ergeben. Als älteste Richtung glauben wir die Donau- und Waagstraße, an welche sich die Weichsel-, Oder-, Elb- und Weserstraße anschlossen, für den Verkehr Phönikiens, dessen Handelsartikel im Gebiete der vorgenannten Ströme mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen sind, sowie die Straße vom adriatischen Meere durch den Brennerpaß mit ihren Anschlüssen an die bezüglichen Straßen für den frühesten Verkehr Etruriens nach dem Norden bezeichnen zu können. Seit dem sechsten Jahrhundert vor Chr., keinenfalls wohl aber früher (Zeitschrift des Mainzer Alterthums-Vereins III. S. 1 u. flg.) scheint dann die Rheinstraße von Basel abwärts in Aufnahme gekommen zu sein, nachdem schon früher die Straßen durch den großen St. Bernhard zur Rhone und nach Frankreich (für den Bezug des den Etruskern nöthigen Zinns aus England), sowie durch den kleinen St. Bernhard (für den Verkehr mit den Ligurern und südlichen Kelten bezw. mit Massilia) benutzt sein mögen.

Gegenüber den vorstehenden, aus dem Charakter der Funde und den Geschichtsquellen gezogenen Resultaten hat Herr Dr. Genthe (Pick'sche Monatsschr. für rhein.-westfäl. Geschichtsforschung u. s. w. II. Jahrgang, Trier, bei Linz, S. 1—20) wesentlich andere Ansichten entwickelt. Da dieselben mit den von uns gewonnenen Resultaten im unmittelbarsten Zusammenhange stehen, so müssen wir, ohne dem geehrten Herrn Verfasser nahe treten zu wollen, auf die hierher gehörigen Momente näher eingehen.

Zunächst sucht Herr Dr. Genthe seine schon oben (S. 103) erwähnte Ansicht von einem schon in den ältesten Zeiten stattgefundenen Vertriebe des Nordseebernsteins (auf der Rheinstraße) nach Italien zu erweisen.

Die Existenz des Nordseebernsteins sowie seine Verwerthung und Verarbeitung als Schmuck seitens der Anwohner in den frühen Jahrhunderten vor Chr. soll nicht in Abrede gestellt werden. Die im unmittelbaren Gebiete der Nordsee auftretenden Bernsteinfunde (z. B. zu Cuxhafen, C.-B. 1873 S. 69) scheinen darauf hinzudeuten. Doch dürfte der Beweis

daß der Nordseebernstein als Handelsartikel schon vor Chr. Geb. rheinaufwärts nach Italien kam, durch Herrn Dr. Genthe nicht geführt sein.

Die von ihm beigebrachten Gründe sind theils mit dem praktischen Leben aller Jahrhunderte unvereinbar, theils unterschätzen sie den kaufmännischen Verstand der alten Kulturvölker sowie den gesunden Menschenverstand und die technische Fertigkeit der alten Bewohner Deutschlands und Oesterreichs, theils endlich stehen sie nicht nur mit den bestimmten, glaubhaften Nachrichten der Alten, sondern auch mit dem Thatbestande der Funde im Widerspruch.

Die bezüglichen Ausführungen des Herrn Dr. Genthe besagen:

1) „Ein phönikischer Handel vom schwarzen Meere die Donau aufwärts sei ein Phantasiegebilde. Längs der Donau sowie an der Nordküste des schwarzen Meeres fehle es an Spuren phönikischer Niederlassungen und phönikischen Verkehrs, und seit 750 vor Chr. hätten an den Nordküsten des schwarzen Meeres die Milesier geherrscht."

Dem setzen wir entgegen:

„Von den im Gebiete der Weichsel, Oder und Elbe auftretenden vorrömischen Funden, welche weder etruskischen noch griechischen Ursprungs sind, muß ein namhafter Theil auf Phönikien zurückgeführt werden. Da letzteres bis zu den Weichselmündungen (schon als verständiger Handels- und Industriestaat) nicht seine Schifffahrt ausdehnen konnte (S. 115, 116) und auch dieser Seeweg von der Geschichte nicht mehr aufrecht erhalten wird (S. 77), so waren die Phönikier für den Vertrieb ihrer Waaren nach der Ostsee auf den Landweg (mittelst des Handels von Volk zu Volk) angewiesen. An der Nordküste des schwarzen Meeres, (d. h. am Bog und Dnjepr bis zum Don) hatten sie nach Genthe nicht festen Fuß gefaßt, zumal hier schon im achten Jahrhundert vor Chr. die Milesier den Handel in Händen hatten. Daher beherrschten sie auch weder die Straße vom Bog zum Don und längs der Wolga (**A.**, 1, S. 211), noch das Flußgebiet des Dnjepr (**A.**, 2, S. 211). Daß sie ihre Waaren erst nach Norditalien geführt und dieselben durch Vermittelung der Veneter, Etrusker oder Ligurer zur Ostsee befördert und dafür den Bernstein eingetauscht haben sollten, hätte weder von kaufmännischem Verstand gezeugt, zumal sie den Bernstein an der Westküste des schwarzen Meeres beziehen konnten, noch der Stellung Phönikiens als See- und Handelsmacht, welche seinen wichtigsten Handel durch Vermittelung anderer Nationen unmöglich betreiben konnte, entsprochen. Jeder Handelsstaat des Alterthums hatte bekanntlich sein eigenes Territorium als nächsten Ausgangspunkt seines Verkehrs und herrschte hier allein und absolut (Abschnitt I.).

Als einziger Weg vom schwarzen Meere zur Weichsel blieb also den Phönikiern nur die Donaustraße (**A**, 3, 4) und als Ausgangspunkt ihres Handels das Terrain der Donaumündungen.

Noch zu Herodot's Zeiten wußten die Griechen in Olbia (S. 210) nichts über die Gegend westlich vom Bog und hatten also daselbst noch keine Handelsbeziehungen mit den einheimischen Bevölkerungen, obwoh die Donaustraße ihnen für den westlichen Verkehr wichtig sein mußte und auf dieser schon lange vorher der Weizen nach Deutschland gelangt (S. 73), d. h. die Donaustraße also bereits gangbar war. Außer den Phönikiern konnte somit kein anderer Kulturstaat des Alterthums hier Handelsbeziehungen unterhalten.

Außerdem finden wir aber im fünften Jahrhundert vor Chr. um die Donaumündungen keine griechische Kolonie, und dieser befremdende Umstand scheint nur dadurch erklärlich, daß hier den schon im achten Jahrhunderte vor Chr. im schwarzen Meere mächtigen Griechen ein Einfluß entgegentrat, welcher stark genug war, um (ähnlich wie an der etruriſchen Westküste, S. 88) ihre Ansiedelung zu verhindern. Dieser Einfluß wird aber in der Stellung Phönikiens zu suchen sein, welches trotz seines in Asien seit 730 vor Chr. sinkenden Einflusses (S. 78) mächtig genug blieb, um sich an den Donaumündungen zu behaupten. Der Umstand, daß wir hier noch keine phönikischen Niederlassungen oder Spuren gefunden haben, kommt selbstredend nicht in Betracht.

Dagegen zeugen die in Ober-Ungarn in der Richtung des linken Donauufers (**A**, 4 S. 213) zwischen der Waag und Aluta häufig auftretenden Bernsteinkorallen von einer directen Verkehrsrichtung zwischen dem schwarzen Meere und der Ostsee (längs der Donau und Weichsel) zur Zeit der phönikischen Blüthe bezw. vor 750 v. Chr.

Wie wir gesehen haben (S. 213), waren alle Bernsteinkorallen, welche aus Gräbern des Weichselgebiets und des nördlichen Ungarns stammen, zweifellos Erzeugnisse der Landesbevölkerungen, keineswegs aber Exportwaaren Etruriens (welches sie aus dem erhaltenen Rohbernstein hergestellt und dann erst nach Norden und Osten vertrieben hätte), und die Richtung auf dem linken Donauufer von der untern Waag zum schwarzen Meere (**A**, 4) bildete zusammen mit der Waag-Weichselstraße (**B**) eine uralte Bernsteinstraße von der Ostsee zum schwarzen Meere.

Ein Theil der Funde auf dieser Bernsteinstraße und namentlich der mit Bernsteinkorallen versehenen Gräber fällt nach den bei v. Sacken (Grabfeld zu Hallstatt, insbesondere S. 81,2, S. 23 und 145) gezogenen Parallelen in die Zeiten vor 400 vor Chr., als die Griechen zu den Donaumündungen noch keine Beziehungen hatten. Jener Bernsteintransport

im Gebiete der Donau kann sich daher noch nicht auf einen griechischen Handel bezogen haben und nur auf Phönikien hinweisen. Denn mit dessen Verschwinden als Großmacht (500 v. Chr.) hörte noch nicht sein Handel auf allen Punkten auf, sondern wurde nur örtlich eingeschränkt (S. 78, 83, 97, 98), und die bis zu den Ost- und Nordseeländern ausgedehnte Richtung seines Verkehrs durch Vermittelung der Donaustraße nach dem nördlichen Mitteleuropa gewinnt sonach in den hier auftretenden phönikischen Arbeiten eine thatsächliche Unterlage.

Das Vorkommen etruskischer und griechischer Erzeugnisse längst der Donaustraße weist aber darauf hin, daß diese Richtung sowohl den Verkehr Etruriens nach dem Osten, als auch noch später (nach dem gänzlichen Verfalle Phönikiens) den der griechischen Kolonien (an der Westküste des schwarzen Meeres) nach dem Westen vermittelte.

2) „Nach sprachlichen Zeugnissen, namentlich den darauf bezüglichen Angaben Strabos IV, 6 und der bei Plinius hist. nat. XXXVII, 2, 11, § 34, aufgeführten älteren Schriftsteller (wie z. B. des Theophrast, welcher glaubte, der Bernstein werde in Ligurien gegraben u. s. w.) hält Herr Dr. Genthe das alte Ligurien (Gebiet von Genua) für den Hauptstapelplatz des Nordseebernsteins und den Ausgangspunkt eines Nordsee und Mittelmeer verbindenden Verkehrsweges des Bernsteins."

Aus den Quellen des Plinius könnte u. E. nur folgen, daß das alte Ligurien einer der verschiedenen Hauptstapelplätze des Bernsteins überhaupt war. Dagegen dürfte sich aus dem von uns entworfenen Verkehrsnetze des alten Handels ergeben, daß derjenige Ostseebernstein, welcher nicht in Italien blieb, sondern als Handelsartikel (im rohen Zustande) für den Weitertransport bestimmt war, auf naturgemäßem Wege nicht nur über Etrurien (E), sondern, ohne den Brenner zu passiren, in das Genuesische gelangen konnte.

Wenn übrigens im Po, oder in der Rhone oder Eider der alte Eridanus gesucht wird, so hat doch die Radaune bei Danzig (mit welchem Namen anscheinend in älteren Zeiten eine Weichselmündung bezeichnet wurde) noch mehr Berechtigung.

Obwohl nun Herr Dr. Genthe auf Strabo und des Plinius Quellen Gewicht legt, um sie seinen Schlüssen anzupassen, ignorirt er die positive Angabe eines früheren Autors: des Diodor Sikul., welcher doch ebenfalls aus älteren Nachrichten schöpfte und (L. V, c. 23) ausdrücklich bezeugt, „daß der Bernstein nur von der Ostsee komme" und daß also, soweit eine

zuverlässige geschichtliche Kunde reichte, in Italien nur Ostseebernstein als Handelsartikel bekannt war (103).

Während Herr Dr. Genthe zugiebt, daß weder ein griechischer noch römischer Schriftsteller den Nordseebernstein als Handelsartikel erwähnt und daß unter den vielen als Fundorte des Bernsteins von den Gewährsmännern des Plinius genannten Ländern (worunter sogar Britannien) die Nordseeküste nicht vorkomme, folgert er ganz richtig, daß Plinius und die ihm zugänglichen alten Quellen über den Nordseebernstein und seinen Vertrieb auf der Rheinstraße Nichts wußten.

Da nun Plinius auf Grund der ihm vorliegenden Quellen zu deren Kritik befähigt war und mit bekannter Gewissenhaftigkeit (S. 13) alle Nachrichten mit Ausnahme der Angaben des Pytheas und der diesen gleichlautenden Nachrichten in das Gebiet der Fabel verweist, so lag doch nichts näher, als hiermit die erwähnte Nachricht Diodors und die bestimmte weitere Angabe des Plinius (hist. nat. XXXVII, 3) daß der Bernstein (seit Alters) von den Germanen über Pannonien (d. h. also nicht von der Nordsee, sondern von der Ostsee) zu den alten Venetern gelangt sei, in Verbindung zu bringen, um zu dem natürlichen Schlusse zu gelangen, daß Niemand über den Nordseebernstein etwas bekunden konnte, weil solcher als Handelsartikel nicht existirte (vgl. S. 101 u. flg.).

3) Nach Herrn Genthes Ansicht ist die östliche (baltisch-pannonisch-adriatische) Handelsstraße (d. h. **B** und **E**, 1 unseres Systems) jünger, als die westliche längs des Rheins (**G** und **J**), „weil jener die streng stylisirten Kannen mit steilem Ausgußschnabel fehlten, während sie die auf der Rheinstraße fehlenden Kesselwagen und Stierfiguren aufweise. Geräthe der westlichen Straße hätten ihre Seitenstücke mehr in den Funden von Corneto, Cervetri und Vulci im eigentlichen Etrurien, während die jüngeren Necropolen von Bomarzo, Marzabotto und Villanova im später keltisch-etruskischen Gebiete mehr Seitenstücke für die Alterthümer in der östlichen Straße ergäben."

Dieser Ansicht widerspricht der Thatbestand der Funde.

Die etruriſchen Kannen alten Styls aus Schlesien und Livland nebst ihren Begleitfunden (S. 94, 95, 147, 163, 181), welche an ihren Fundort nur auf einer der Straßen **E**, 1, 2 bezw. **B** und **C** gelangt sein können, sind älter als die Erzkannen des Rheingebiets. Sodann führen Gefäße aus Mecklenburg und Rönning bei Odense auf der dänischen Insel Fünen (vgl. **D**, 1, S. 218), sowie die Vase des Kesselwagens aus Strettweg an der Mur (vgl. **E**, 1, S. 220) nicht nur auf eine Reihe Hallstatter

Erzgefäße, sondern auch mit diesen auf die Gräber von Cervetri und Vulci d. h. auf das alte Etrurien als den gemeinsamen Ausgangspunkt hin (Li.—B. S. 10, 11). Auch die Becken und schüsselförmigen Gefäße getriebener Arbeit, welche in Norddeutschland, wie z. B. aus Lüneburg (Lindenschmit Alterth. d. heidn. Vorzeit Band II. Heft 3 Taf. V. und Beil. zu Taf. V.), also im Gebiete der Richtungen **D**, 2 bezw. **E**, 2 auftreten und ebenfalls in Hallstatt bestimmte Anknüpfungspunkte finden, entsprechen etruskischen Gefäßen von sehr altem Styl (Li.—B. S. 11). Die Kesselwagen von Strettweg und Radkersburg (**F**, S. 223) führen auf Vulci zurück (Li.—B. S. 11), und die Vogelgestalten der Hallstatter Gräber und des Schildes zu Halland in Schweden (**D**, 1) schließen sich genau den Gräbern von Corneto an (Li.—B. S. 16, 17).

Aus allen diesen Gründen dürfte der östlichen Straße (**E**, 1 u. **B**) ein weit höheres Alter beizulegen sein, als der Rheinstraße (**J** und **G**). Abgesehen von der vielleicht abweichenden Geschmacksrichtung der östlichen und westlichen Völker (S. 199, 150), würde das Fehlen der Kesselwagen im Rheingebiete mit Rücksicht auf ihr zweifellos hohes Alter (vgl. **C**, S. 216) sich vielleicht daraus erklären, daß zur Zeit, als die rheinischen Erzkannen in Italien Mode waren, die Kesselwagen daselbst nicht mehr angefertigt wurden, keineswegs aber zu den weittragenden Schlüssen des Herrn Dr. Genthe berechtigen. Letzterer giebt übrigens selbst zu, daß seine Ansicht von der Priorität der östlichen Straße mit dem Resultate der Sprachvergleichung in Widerspruch stände.

Wenn übrigens — wie Herr Dr. Genthe annimmt — die Ligurer noch vor Ankunft der Phönikier und Griechen in den westlichen Gewässern ein mächtiges Handelsvolk mit ausgedehnten Beziehungen längs des Rheins bis zur Nordsee waren, so hätten sie auch Industrie gehabt (S. 76) und deren Erzeugnisse (einschließlich der zunächst als Tauschwaaren gangbaren Metallarbeiten) dem Norden zugeführt. Alle bisher im Rheingebiete nachgewiesenen Funde reichen aber u. W. nicht einmal über diejenigen Zeiten zurück, welche Herr Dr. Genthe selbst als den Anfang des Verkehrs der Etrusker mit dem Norden bezeichnet (C.-B. 1873, S. 50, 51), während, wie wir gesehen haben, die östliche Handelsstraße noch Funde aus viel älterer Zeit aufweist. Auch hat Lindenschmit nachgewiesen, daß der Metallgebrauch im Rheingebiete nicht über das sechste Jahrhundert vor Chr. zurückreicht (Zeitschrift des Mainzer Alterthums-Vereins III. S. 1 u. flg.).

4) „Die Rheinstraße zeige — meint Herr Genthe — je näher Italien, um so häufiger Spuren davon, daß Handel mit Bernstein auf

ihr getrieben sei und daß neben den Waaren des Südens auch der Bernstein verarbeitet aus Etrurien wieder seinen Weg zu den Barbaren fand, durch deren Gebiet er südwärts geschafft war."

Letztere Annahme ist zunächst in Ansehung der Bernsteinkorallen kaum denkbar. Den westlichen Völkern muß man eine mindestens gleiche Fertigkeit in der Bearbeitung des Bernsteins zuschreiben, als den östlichen (S. 227). Die im Gebiete des Rheines aufgefundenen zahlreichen Bernsteinkorallen ergeben allerdings, daß sich am Rheine ein Verkehrsweg für den Bernstein hinzog. Allein dieser Umstand ist u. E. nur eine Bestätigung der Angaben Diodors (V, 22, 23, 38): „daß der Bernsteinhandel der Ostsee durch Gallien (über Deutschland) ging und daß Massilia einer der wichtigsten Plätze dieses Verkehrs war. Der Weg, welchen der Bernstein von der untern Weichsel nach Massilia zu nehmen hatte, ergiebt sich aus unserm Verkehrsbilde.

Daher dürfte wohl Herrn Dr. Genthe's Behauptung: „daß die Reise des Pytheas ohne entsprechende Nachwirkung blieb" um so weniger begründet sein, als gerade jene Nachwirkung in der noch zu Cäsars Zeiten nachgewiesenen großen Verbreitung massilischer Kaufleute über ganz Deutschland zu suchen sein wird (vgl. S. 85, 86).

Wenn nun, wie Herr Dr. Genthe annimmt, der rohe Bernstein immer zunächst nach Italien gegangen und erst dort verarbeitet wäre, worauf die Bernsteinarbeiten wieder in den nördlichen Handel gekommen seien, so könnte man mit gleichem Rechte Dasselbe, was für den Nordseebernstein geltend gemacht wird, auch für den Ostseebernstein annehmen und also die längs der Rheinstraße auftretenden Bernsteinarbeiten als Ostseebernstein anerkennen, zumal die östliche Straße weit älter war, als die westliche. Somit dürften also nach keiner Seite hin die Bernsteinfunde am Rhein für den Handel mit Nordseebernstein sprechen.

5) Zum Beweise, daß man bei der Anlage von Eisenbahnen den durch Funde gekennzeichneten alten und durch die Natur vorgezeichneten Verkehrsstraßen auf die Spur komme, führt Herr Dr. Genthe aus: „Es sei nicht zufällig, daß viele der archaistischen Funde bei Eisenbahnbauten gemacht wären. Die Eisenbahnen suchten nämlich wegen des Nivellements möglichst die natürlichen Straßenzüge in Flußthälern, Pässen und Hochebenen auf und träfen daher oft mit uralten Handels- und Völkerwegen zusammen. Poststraßen schlössen sich den im Terrain vorgezeichneten Natur-

und Wildwegen weit weniger an, sondern suchten die kürzesten Verbindungen zwischen den jetzt vorhandenen Orten."

Wir trauten kaum unsern Augen, als wir Dies lasen. Wie eine oberflächliche Bekanntschaft mit dem praktischen Leben ergiebt, ist das oberste Princip aller, in erster Reihe zur Vermittelung eines größeren (vorhandenen oder zu schaffenden) Verkehrs bestimmten Eisenbahnanlagen: die Herstellung der kürzesten Verbindung zwischen den Stapelplätzen des Verkehrs, weil jede Meile auch mehr Transportkosten macht. Unter möglichster Durchführung dieses Grundsatzes, welcher in den auf weitere Verkürzung schon bestehender Routen gerichteten und nur dadurch lebensfähigen Concurrenzbahnen seinen thatsächlichen Ausdruck findet, sucht man solche Richtungen, welche sich möglichst der Horizontale nähern, um starke Steigungen und starke Gefälle, wie solche den Flußthälern, Pässen und Hochebenen oft eigen sind, zu vermeiden. Daneben kommen auch zum Theil strategische Rücksichten in Betracht. Ein Blick auf die Eisenbahnkarte bestätigt, daß man den Flußläufen nur da folgte, wo diese den kürzesten Weg oder die geringsten Terrainschwierigkeiten boten. Die Entstehungsgeschichte unserer Eisenbahnen, ehe sie sich zu dem über ganz Deutschland verzweigten Netze gestalteten, beweist, daß sogar die einzelnen, jetzt zu großen Systemen verschmolzenen Bahnanlagen stets den kürzesten Weg, welcher nur durch den Gesichtspunkt einer Berührung wichtiger Verkehrspunkte verlängert ward, im Auge hatten, und also ausschließlich den materiellen Interessen der Gegenwart Rechnung trugen.

Auch betreffs der Poststraßen bezw. Chausseen spricht die Erfahrung gegen Herrn Genthe. Das oberste Prinzip zur Anlegung derselben war von jeher Erschließung von Absatzwegen zu den Hauptpunkten des großen Verkehrs, um den einzelnen Gegenden eine Verwerthung ihrer Erzeugnisse zu ermöglichen und sie in den Weltverkehr zu ziehen. Daher stellen sehr viele unserer heutigen Chausseen, welche jetzt immer den unmittelbaren oder mittelbaren Anschluß an die Bahn erstreben, durchaus nicht die kürzesten Wege dar.

Wenn man nun von der Existenz des Nordseebernsteinhandels absieht, so fallen auch alle mit dieser Idee unvereinbaren Voraussetzungen. Im Wesentlichen bleibt dann ein der geschriebenen Ueberlieferung sowie den Thatsachen und natürlichen menschlichen Verhältnissen entsprechender Beitrag zur alten Kulturgeschichte Norddeutschlands übrig. Auch bleibt den Rheinlanden eine wesentliche Betheiligung am vorrömischen, seit der Reise des Pytheas entstandenen Bernsteinhandel von der Ostsee (durch

Norddeutschland und längs der Rheinstraße) nach Massilia und Ligurien, und ebenso werden sie bei der Nothwendigkeit eines Einvernehmens zwischen Etrurien und Massilia (wegen des diesem nöthigen und nur aus jenem zu beziehenden Kupfers und Eisens, Li.—B. S. 5) durch Erschließen der Rheinstraße für den etruskischen Handel[21]) mit der südlichen Industrie in unmittelbarem Verkehr gebracht. Als Gewinn eines so belebten Handels wird man, wie Herr Genthe ausführt, die reichen Grabfunde des Rheingebietes zu betrachten haben, und in dem intensivern Verkehre eine Erklärung finden für die höhere Kulturstufe der rheinischen Germanen vor den östlichen Stämmen, obwohl die Rheinstraße erst später in Aufnahme kam, als die östliche.

Durch diese Erwägungen dürfte übrigens Herrn Dr. Genthe's verdienstvolle Studie nicht an Werth verlieren, und wenn wir auch unsere Folgerungen keineswegs als unfehlbar hinzustellen wagen, so glaubten wir doch die aus hiesigen Gegenden gewonnenen Resultate den u. E. zuwiderlaufenden Momenten des Herrn Dr. Genthe entgegenstellen zu müssen. Nur auf diesem Wege ist eine allseitige Klärung unserer älteren Kulturzustände erreichbar.

Bevor wir die Reihe unserer Betrachtungen, bei denen wir für die häufig unvermeidlich trockenen Beweisführungen um geneigte Nachsicht bitten, schließen, liegt uns noch die angenehme Pflicht ob: allen Denjenigen, welche uns bei unserer Arbeit gütigst unterstützten, und insbesondere den Herren: Regierungs- und Baurath Kirchhoff, Bau-Inspector B: Kreis-Schulinspector Karassek hierselbst, Landrath Hoppe, Oberbürgermeister Bollmann und Handelskammer-Präsidenten Adolph sowie dem Curatorium des städtischen Museums in Thorn, und Lehrer Haelke in Mewe unsern ganz besondern Dank auszusprechen.

[21]) Die etruskischen Kannen von der im Rheingebiete auftretenden Art kommen noch weiter westlich (in Frankreich) vor (Li.—B. S. 8), so daß also Etrusker und Massalioten neben einander in Frankreich Handelsbeziehungen hatten.

VII. Litteratur.

Unter diesem Abschnitte sollen alle, die hiesige Landes- und Kulturgeschichte betreffenden Schriften aufgeführt und bezw. besprochen werden. Unsere Absicht, eine Uebersicht der vor Gründung unseres Vereins bereits erschienenen bezüglichen Bücher zu geben, mußten wir aus Mangel an Zeit für die folgenden Hefte aufsparen, und beschränken uns auf nachstehendes Werk des durch seine umfangreichen Forschungen bereits bekannten Historiographen des Kulmerlandes: Dr. Franz Schulz, wovon das erste Heft bereits vorliegt:

Geschichte der Stadt und des Kreises Kulm

von Dr. Franz Schulz, Verlag von A. W. Kafemann in Danzig, gr. 8°, complett in 4—5 Lieferungen à 2 Mark.

Die erste Lieferung (10½ Bogen) enthält:

I. **Das Kulmerland vor der Ordensherrschaft:**

Land und Leute; der Handelsverkehr; die ältesten Nachrichten über das Kulmerland; der 200jährige polnisch-preußische Grenzkrieg; Gründung der Feste Kulm; der Name Kulm; Christian von Oliva; der Kreuzzug ins Kulmerland.

II. **Geschichte der Stadt und des Kreises Kulm während ihres Aufblühens unter der Ordensherrschaft (1230—1300):**

Berufung des deutschen Ordens; Christian und der deutsche Orden; erstes Auftreten des Ordens im Kulmerlande; Kulm beim Eintreffen der Ordensritter; die Gründung von Althaus; Wiederaufbau der Stadt Kulm; die inneren städtischen Verhältnisse; die erste Kulmer Handfeste; Privileg des polnischen Landadels; Wappen der Stadt Kulm; Christian und der deutsche Orden; Waffenerfolge des deutschen Ordens; der Papst nimmt

das neue Ordensland in seinen Schutz; die ersten Zerwürfnisse mit Swantopolk; Dietrichs von Bernhaim Angriff auf Sartowitz; die Reliquien der h. Barbara; Swantopolks Rache; Versöhnung; Ordnung der bischöflichen Verhältnisse; Einfall Swantopolks; erste Belagerung Kulms; Schlacht bei Rondsen; zweite Belagerung; versuchter Verrath; Swantopolk wird von den Kulmern überfallen; Befestigung der Stadt Schwetz; Befestigung des Lorenzberges; Flußkampf der Kulmer bei Zantir; Flußkampf bei Schwetz; Demüthigung Swantopolks; das Friedensinstrument; das Testament Swantopolks; Einfall der Preußen ins Kulmerland; mangelhafte Befestigung Kulms; Ottokar von Böhmen in Kulm; Einfall der Sudauer ins Kulmerland; dritte Belagerung Kulms; der Sudauerfürst Skomand vor Kulmsee; Aufschwung in der Stellung des Ordens; Abbruch der Wonneburg (Lorenzberg); neue Einfälle der Sudauer; Belagerung von Willisas; Meinhart von Querfurt.

Die innere Entwickelung der Stadt und des Kreises Kulm während dieser Zeit:

Die alte Stadt Kulm; die Kulmer Pfarrkirche; das Dominikanerkloster; das Nonnenkloster; die Befestigung der neuen Stadt; die Veranlagung und Begrenzung der neuen Stadt; die Translokation der Altstadt; das Franziskanerkloster; das Hospital zum heiligen Geiste; die Kulmer Plebanei; der Konvent der Dominikaner; das Bisthum Kulm; die ursprüngliche Bevölkerung Kulms; die älteste städtische Verfassung; Kulmer Handelsverkehr; die ältesten Handelsbeziehungen der Stadt; Kulm als Hauptstadt des Landes; die transmarinen Beziehungen; das Weichbild der Stadt; Bevölkerung und Ansiedelung im Kulmer Kreise; die Ritterburgen im Kulmer Kreise.

III. Die Blüthezeit der Stadt und des Kreises Kulm (1300—1479):

Aeußere Geschichte.

Die Erweiterung des Ordens-Staates im Westen; Einnahme von Schwetz; Kulm und Marienburg; der Streit um Entrichtung des Peterspfennigs; Kulm während des Streites um den Peterspfennig; Einfälle der Polen; Belagerung von Lippinken; Theilnahme des Kulmerlandes an den Heidenfahrten.

Die in der Ausarbeitung begriffene folgende Lieferung wird enthalten:

Kulm im Hansabunde (nach hanseatischen Recessen und Urkunden); das engliche Packhaus; die Artusbrüderschaft (nach einh. Nachrichten);

Gründung der Universität Kulm; Mißvergnügen der Handwerksschmiede; sociales und politisches Leben auf dem Lande; Reibungen mit dem Kulmer Bischofe; die Eidechsengesellschaft (im an Anschluß Dr. Schulz' Abhandlung hierüber, Ausführung der darin angedeuteten Gedanken); die Schlacht bei Tannenberg; das Kulmer Wappen; die wachsende Gährung im Lande; Umtriebe auf dem flachen Lande; der 13jährige Städtekrieg; Bernhard von Zinnenberg (nach neuen archivalischen Quellen bearbeitet mit Zugrundelegung einer Monographie Philipps); Parteikämpfe in der Stadt; Huldigung der Stadt i. J. 1479; Kulms Stellung unter den anderen Städten; Verarmung der Stadt; die Akademie im 15. Jahrhundert.

Innere Geschichte.

Die Ordensdomainen, ihre Verwaltung, Bewirthschaftung und ihr Ertrag; die Kulmer Fähre; der bischöfliche Antheil; das Domkapitel; die Pfarrgemeinden im Kulmer Kreise; die Ortschaften der Stadtfreiheit; ihre Kolonisation und Bewirthschaftung; sonstige Ortschaften zu adelichen Rechten; ländliche, vorstädtische und städtische Gerichtsbarkeit; die Behörden der Stadt und ihre Wirksamkeit; Kulm als Oberhof; Münze; Maaß und Gewicht; polizeiliche Handhabung; Kleinhandel und Marktverkehr; Flußschifffahrt; Gewerke und Brüderschaften; fromme Institute; das Vermögen der Stadt; Gebäude und Straßen; die Vorstädte; Wein- und Hopfenbau; Maulbeerpflanzungen; sociales und bürgerliches Leben u. s. w.

VIII. Fragen und Aufforderungen.

Die verehrlichen Mitglieder und Leser unsrer Zeitschrift werden ergebenst ersucht, über die nachstehenden Gegenstände, soweit ihnen darüber etwas bekannt ist, der Redaction gütigst Auskunft zu ertheilen.

1. Mauerwerk aus der ältesten Kulturperiode.

Auf den an den Ufern der Weichsel und Ferse entdeckten und auf Hügelplateaus befindlichen Wohnstätten einer bis in die Jahrhunderte vor Chr. Geb. (vgl. S. 32 Anm. 17, S. 135, 136 u. 199) hinaufreichenden Bevölkerung finden sich zahlreiche Ueberreste eines regelmäßigen Mauerwerks, welches unter der Erdoberfläche an den Rändern des Plateaus hinläuft und in Gestalt einer roth- und röthlich-gebrannten und starken Ziegelschuttmasse auftritt. Die mehr oder minder conglomeratartig zusammengebackene Masse ist durchweg, jedoch in verschiedenen Abstufungen nach Festigkeit und Farbe, gebrannt. Einige Theile sind dunkelroth, anscheinend sehr scharf gebrannt, leicht zerbröckelnd und stellenweise mit kleinen Quekenwurzeln durchzogen. Andere Stücke von hellrother Farbe sind so fest gebrannt, daß keine Wurzeln in sie hineingewachsen, und sie auch nicht mit der Hand zu zerbrechen, sondern nur mit dem Hammer zu zerschlagen waren. Weitere Stücke sind röthlich-gelb und hellgelb, ebenfalls fest, wenngleich weniger hart, als die vorigen; und endlich noch andere bräunlich und dunkelbraun, nicht scharf gebrannt und sehr bröckelig.

Zwischen den vorstehend beschriebenen Abstufungen lassen sich noch verschiedene Uebergänge von der einen zur andern nach Farbe und Festigkeit erkennen. Soweit meine bisherigen Untersuchungen einen Anhalt bieten, scheinen sich die einzelnen Uebergänge von der dunkelrothen (am schärfsten gebrannten) bis zur dunkelbraunen (am schwächsten gebrannten)

in regelrechter Reihenfolge nach Farbe und Festigkeit der Länge nach derartig auf- und absteigend an einander zu schließen, daß auf die Skala von dunkelroth bis dunkelbraun die Skala dunkelbraun bis dunkelroth, auf diese wieder dunkelroth bis dunkelbraun, dann dunkelbraun bis dunkelroth u. s. w. folgt. Die Aufeinanderfolge der Uebergänge nach Farbe und Festigkeit ist an einzelnen, noch fest aneinander gebackenen Conglomeraten deutlich zu erkennen.

Soweit sich bis jetzt übersehen läßt, ist die Masse zuerst mit Pflanzentheilen durchknetet und demnächst (in einer noch nicht festzustellenden Weise) dem Feuer ausgesetzt worden, wenigstens enthalten die minder stark gebrannten Theile noch deutlich erkennbare Pflanzentheile.

Ueber Zweck und Herstellungsweise dieser Masse lassen sich zur Zeit nur Vermuthungen aufstellen. Von der Herstellung der gebrannten Masse durch eine einfache Feuersbrunst kann wohl bei einer in 1 Meter Stärke durch und durch gebrannten Schicht kaum die Rede sein. Die Annahme, daß man es auf allen, am schärfsten gebrannten Punkten mit regelrechten Feuerstellen zu thun hat, ist — obwohl einzelne als solche ausweislich der vorgefundenen Kohlenreste u. s. w. dienten — nicht stichhaltig, weil sich dann innerhalb des ganzen, durch die Mauerlinie abgegrenzten Raumes eine Feuerstelle an die andere gereiht hätte. Ebensowenig ist an eine Fabrikationsstätte von irdenen Geschirren u. s. w. zu denken. Denn bei der großen Zahl der mit solchen Ziegelmassen der nämlichen Beschaffenheit versehenen Stätten müßte man sich den ganzen Landstrich zwischen Weichsel und Ferse als einen Töpferdistrict mit einer (dem sächsischen Erzgebirge ähnlichen) Massenproduction denken, und auf die Frage: für welches Absatzgebiet diese den eigenen Bedarf bei Weitem übersteigende und nach den aufgefundenen Geschirren und Scherben noch sehr rohe Industrie thätig war? jede Antwort schuldig bleiben, zumal alle alten Landesbevölkerungen, denen solche Ueberreste zuzuschreiben sein werden, sich die irdenen Geschirre für ihren Bedarf selbst verfertigten.

Wenngleich man daher betreffs dieser Ziegelmassen, welche wegen der daselbst aufgefundenen Steingeräthe und rohen Broncearbeiten in die späteren Zeiten nicht zu versetzen sind, vor einem erst durch weitere Forschungen lösbaren Räthsel der Vorzeit steht, so scheint doch mit Rücksicht auf die örtlichen Verhältnisse und den thatsächlichen Befund die Annahme eines Zusammenhanges mit dem damaligen Bauwesen schon jetzt nicht unberechtigt. Jedenfalls dürfte es sich der Mühe lohnen, diesen für die älteste Geschichte bedeutungsvollen und bisher noch nicht beachteten Ueberresten einer längst untergegangenen Civilisation sorgfältig nachzuforschen, und da sich solche wohl noch in andern Gegenden finden dürften, so

erlaube ich mir die ergebenste Bitte, denselben vorkommenden Falls besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden und Proben der desfallsigen Funde nebst genauer Beschreibung der Oertlichkeit gütigst einzusenden.

Auch sind wir gern bereit, für die etwaige weitere Forschung und Vergleichung Proben der in Rede stehenden Masse zu versenden.

v. Hirschfeld.

2. Altgermanische Landesvertheidigung.

Den bei Cäsar (bell. Gall. II, 29) beschriebenen und am Maaßufer belegenen befestigten Zufluchtsstätten der dortigen Germanen, welche sich für Kriegsfälle und zur Landesvertheidigung aus den offenen Dörfern in jene, für gewöhnlich unbewohnten festen Plätze mit Familie und fahrender Habe zurückzogen, entspricht eine über das altgermanische Gebiet (von Frankreich bis Ostpreußen, S. 22 und Anm. 8) verbreitete Reihe von Wallanlagen, welche das nämliche System repräsentirten und auf den nur von germanischen Stämmen bekannten Zweck besonderer, von den regelmäßigen Wohnplätzen getrennter Festen hindeuten. Derartige Anlagen kommen vor auf dem linken Rheinufer in den Ardennen, auf den Höhen der Eifel, den Bergkuppen des Soon- und Hochwaldes, der Haardt, den Vogesen u. s. w. bis in den Elsaß hinein (und zwar auf diesem altgermanischen Gebiete unter den Namen Steinringe, Hünenschanzen, Heidenmauern, alte Burgen u. s. w.), sowie östlich des Rheins auf den Bergkuppen und Bergkämmen des Taunus (unter den Namen Steinringe, Rentmauern u. s. w.), auf den rheinisch-westfälischen Gebirgen (in Westfalen unter den Namen Hünen- oder Heidenburgen, Hünen-Ringe und -Mauern, und Schanzen), zwischen dem Rhein und der Weser, sowie über die Weser hinaus bis zum Harz in namhafter Anzahl und oft von erheblicher Ausdehnung. In diesen meist felsreichen Gegenden erscheinen sie als Mauereinschlüsse, welche aus aufgeblocktem Gestein ohne Bindemittel (Mörtel oder Klammern) errichtet sind. Sie bestehen meist aus mehreren Abschnitten, von denen der häufig auf dem höchsten Punkte angelegte innere Ring mit besonderer Sorgfalt befestigt war und als Kernwerk (reduit) zur letzten Zufluchtsstätte für die Besatzung dienen konnte, nachdem der äußere Ring nebst der etwa noch vorhandenen Vormauer genommen war.

Während diese Steinwerke durch den Felsreichthum der Gegend bedingt waren, konnten solche Zufluchtsstätten in steinarmen Gegenden nur aus Erdwällen und Gräben unter Benutzung natürlicher Höhen, steiler

Flußabhänge und sonstiger Terrainvergünstigungen gebildet sein. Mit dieser Maßgabe schließen sich unter wesentlich gleichen Systemen auch östlich der Elbe Verwallungen an, als deren bedeutendste die Wallwerke von der Insel Rügen, sowie die sogen. alte Preußenburg Grewose an der Sorge bei Christburg bekannt sind. Letztere, welche unlängst seitens unseres Vereins vermessen und aufgenommen ist, und den großartigen ähnlichen Werken des Rheingebiets an die Seite gestellt werden kann, soll nebst den wichtigsten Repräsentanten des ganzen Typus im nächsten Hefte unserer Zeitschrift durch Schrift und Bild veranschaulicht werden.

Um indessen für die nähere Vergleichung dieser hochwichtigen Kulturstätten weitere Unterlagen zu gewinnen, bitten wir unsere verehrlichen Mitglieder und Leser, uns von den ihnen bekannten ähnlichen größeren Wallanlagen in hiesigen Gegenden gütigst Mittheilung zu machen.

v. Hirschfeld.

3. Zur Personalchronik des deutschen Ordens.

Ist über die Lebensverhältnisse des deutschen Ordens-Komthurs von Oppen zu Schönsee (Kowalewo) etwas Näheres bekannt?

4. Geschichte der deutschen Ordens-Niederlassungen.

Als eine seiner wichtigsten Aufgaben hat unser Verein sich die Aufgabe gestellt: die Niederlassungen des deutschen Ordens innerhalb des Regierungsbezirks Marienwerder und seiner nächsten Umgebung der Reihe nach unter Beifügung der bezüglichen Ansichten, Pläne und Aufrisse darzustellen. Daher bitten wir unsere Mitglieder und Leser, welche sich im Besitze darauf bezüglicher Urkunden, Nachrichten und Zeichnungen befinden, uns gütigst davon Kenntniß zu geben.

Zugleich bitten wir um baldige Einsendung der desfallsigen Mittheilungen bezüglich der Komthurei Schönsee (Kowalewo), deren Geschichte schon vorbereitet ist.

5. Bernsteintransport zwischen Weichsel und Rhein vor Chr. Geb.

Aus archäologischen Mittheilungen über Bernsteinkorallen in Gräbern (welche zugleich Steingeräthe oder ältere Broncen enthalten) findet der

von Diodor bekundete Transport des Bernsteins von der Ostsee nach Gallien (seit 320 vor Chr.) Bestätigung. Um die Richtungen dieses Verkehrs verfolgen zu können, bitten wir um gütige kurze Mittheilung der auf solche Gräber aus vorchristlicher Zeit bezüglichen Nachrichten, welche sich namentlich in den Schriften der bezüglichen Alterthums- und Geschichtsvereine befinden dürften.

v. Hirschfeld.

6. In Klösterchen am Klostersee und auf der kleinen Insel des letzteren bei Neudörfchen (Kreis Marienwerder) befinden sich Ueberreste alten Gemäuers. Die nachweisbaren Fundamente ergeben größere Etablissements. Die noch vorhandenen (gebrannten) Mauerziegel stimmen nach Form bezw. Länge, Breite und Tiefe mit den zu den Ordensbauten in Marienwerder, Mewe u. s. w. verwandten. Ueber die genannten Gebäulichkeiten, welche hiernach in die Zeiten des deutschen Ordens fallen könnten, ist bisher nichts Näheres mit Sicherheit ermittelt, zumal das Gräflich v. d. Gröben'sche Archiv zu Neudörfchen verbrannt ist. Soviel bekannt, sind Klösterchen und Klostersee etwa 1710 durch den Grafen O. F. v. d. Gröben-Neudörfchen von der Familie v. Dobeneck zu Klein-Tromnau gekauft. Die Namen Klösterchen und Klostersee deuten indessen mit ziemlicher Bestimmtheit auf ursprünglich klösterliche Niederlassungen. Diejenigen unserer verehrlichen Mitglieder und Leser, welche über die frühere Geschichte der genannten Orte Näheres wissen bezw. Urkunden besitzen oder kennen, werden um gütige Nachricht gebeten.

Die Redaction.

7. Beiträge zum frühern Bauwesen.

a. Es wird gebeten, von Bauten unserer Gegend aus dem 14., 15., 16., 17. und 18. Jahrhundert (bezw. Anfang des 19.) Angaben über Länge, Breite, Tiefe und technische Beschaffenheit (Festigkeit u. s. w.) der in den genannten Zeiten verwandten (gebrannten) Mauerziegel gütigst einzusenden.

b. Beim Abbruch von Ruinen einer Niederlassung des deutschen Ordens sind im Innern der Mauern zwischen einzelnen Ziegeln an Stelle des Mörtels Schichten von ungelöschtem Kalk aufgefunden, welcher, nach-

dem er in Wasser gelegt wurde, sich jetzt noch löschte. Dies deutet darauf hin, daß man zur Ordenszeit — (ob allgemein? ist noch nicht zu bestimmen) — den Kalk ungelöscht auftrug und erst während des Mauerns durch Begießen mit Wasser löschte, um eine größere Dauerhaftigkeit des Bindemittels zu erzielen. Ist Aehnliches schon öfter beobachtet? Was ist in dieser Hinsicht bekannt geworden? Um gütige Nachricht wird gebeten.

v. Hirschfeld.

IX. Beilagen.

A. Chronik des historischen Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder im ersten Vereinsjahre bis zum 15. September 1876.

Unter dem 9. November 1875 erließen die Herren v. Hirschfeld, Küster, Wagner, Gigas und Dr. Fibelkorn hierselbst einen Aufruf zur Gründung eines historischen Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder nebst Umgegend, und traten nach Eingang von 100 Beitrittserklärungen am 9. Januar 1876 unter Zuziehung der Herren Dr. Pianka, Barnick und Diehl als Verein zusammen, constituirten sich als provisorischer Vorstand desselben, entwarfen ein vorläufiges Statut und nahmen diejenigen Personen, welche sich bis dahin zum Beitritte gemeldet hatten, als Mitglieder auf.

Zugleich ward, um dem gesammten Regierungsbezirke eine Mitwirkung an der Leitung des Vereins zu sichern, mit der Wahl von (sog. correspondirenden) Vorstandsmitgliedern für die einzelnen Kreise und Kreistheile begonnen (vgl. sub B. Statut § 6 No. 2).

Auf einer am 23. Januar 1876 abgehaltenen Vorversammlung wurden die Maßnahmen des provis. Vorstandes genehmigt, das Statut (B.) vorberathen und die Einrichtung des Vereinsmuseums zu Marienwerder beschlossen. Hierauf gab der Vorstand den Geschichts- und Alterthumsvereinen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz, Dänemarks und der russischen Ostseeprovinzen Nachricht von der Gründung des Vereins und beantragte den Austausch der Vereinsschriften.

Am 9. April 1876 fand die erste ordentliche Generalversammlung im hiesigen Casino statt. Herr Regierungsrath v. Hirschfeld eröffnete dieselbe mit folgender Ansprache:

Hochgeehrte Versammlung!

„Die zahlreiche Betheiligung an dem von uns angeregten Unternehmen liefert den thatsächlichen Beweis, daß die Hoffnungen und Erwartungen, welche wir an dasselbe knüpften, berechtigt waren. Sie werden es uns nicht verargen, daß wir — obwohl größtentheils nicht Eingeborene des Regierungsbezirks — es gewagt haben, zu diesem patriotischen Werke aufzurufen. Allein auf geistigem Gebiete gilt wohl erst recht der Satz: ubi bene, ibi patria! Das Licht der Wissenschaft ist Gemeingut, und wo der Funke hinfällt, da zündet er. Und ein wie reicher Stoff bietet sich hier dar! Der Boden, auf dem wir wandeln, ist voll von historischen Erinnerungen! Unsere Provinz, deren westlicher Theil zweimal den Germanen entrissen ward, bildet, Dank dem deutschen Orden, den Schlußstein der christlich-germanischen Eroberung des Mittelalters. Dann ward sie Ausgangspunkt der großstaatlichen Entwicklung unsers Vaterlandes und eine wesentliche Stütze für die von unserm erlauchten Fürstenhause verfolgte Politik freier geistiger Bewegung. Während in den brandenburgischen Landen durch die Beschränkungen der westfälischen Friedensverträge die Glaubens- und Gewissensfreiheit ausgeschlossen war, blieb in dem nicht zum Deutschen Reiche gehörigen Preußen den Landesherren freie Hand zu religiöser Duldung, welche sie auch im ausgedehntesten Maße übten.

Selbst in den Entwicklungsgang der Wissenschaften griff unsere Provinz mit kräftigem Arme ein. Von Thorn aus offenbarte Kopernikus der erstaunten Menschheit eine neue Weltordnung und aus Königsberg entsandte jene Richtung philosophischer Forschung, welche in Kant ihren Träger und Meister fand, ihre Lichtstrahlen nach allen Theilen der Welt.

Auch die Stelle, auf der wir heute stehen, ist von geschichtlicher Bedeutung. Hier wurden die Steine geformt für unsern ehrwürdigen Dom: jenen Riesenbau, welcher als Wahrzeichen christlicher Gesittung weit in das Land hineinragte und gewürdigt ward, dem Sturme der Zeiten zu trotzen, und indem ich Ihnen, meine Herren, auf diesem klassischen Stück Erde ein herzliches Willkommen entgegenrufe, eröffne ich die erste General-Versammlung unsers neuen Vereins. Möge derselbe blühen und gedeihen!"

Herr von Hirschfeld erstattete hierauf den Rechenschaftsbericht über die bisherigen Maßnahmen des provisorischen Vorstandes, welche von der Generalversammlung genehmigt wurden, und hielt den auf S. 3—9 des I. Heftes der Zeitschrift abgedruckten Vortrag.

Demnächst setzte die Generalversammlung das Statut in der unter B. mitgetheilten Form fest und wählte die Mitglieder des provisorischen

Vorstandes zum ordentlichen Vorstand für das laufende Gesellschaftsjahr und bis zur nächsten ordentlichen Generalversammlung, welche der Vorstand im Laufe des nächsten Sommers anzuberaumen hat.

Sodann wurde Allen, welche sich durch Geschenke an das Museum (vgl. unten), an die Bibliothek und das Archiv verdient gemacht hatten, sowie Herrn Hofbuchdruckereibesitzer Kanter hierselbst für seine Unterstützung des Vereins der öffentliche Dank ausgesprochen.

Der General-Versammlung schloß sich ein gemeinschaftliches Festmahl an.

Nachdem der Vorstand am 21. April d. J. zur ersten statutenmäßigen Sitzung zusammengetreten war, beschloß derselbe, die allmonatliche Sitzung (§ 7 des Statut) am ersten Donnerstage eines jeden Monats Nachmittags 5 Uhr im hiesigen Casino abzuhalten.

Ueber die vom Vorstande in Ausführung des Statuts getroffenen weiteren Maßnahmen ist zu bemerken:

1. Der Vorstand. Derselbe besteht aus den im Mitgliederverzeichnisse (D.) aufgeführten Personen, mit den daselbst angegebenen Functionen.

2. Die Mitgliederzahl beträgt 314 und zwar aus den Kreisen: Marienwerder 104, Stuhm 22, Löbau 6, Rosenberg 12, Strasburg 12, Graudenz 10, Kulm 9, Thorn 6, Schwetz 43, Tuchel 6, Dt.-Krone 12, Flatow 7, Schlochau 39 und Konitz 11, sowie außerhalb: 16.

3. Zeitschrift. Wie schon im Statute angedeutet, beabsichtigt der Verein, alle Funde und Alterthümer des Regierungsbezirks Marienwerder und seiner Nachbarschaft, welche zu seiner Kenntniß gelangen, durch Beschreibungen und getreue Abbildungen zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. Erst dadurch glaubt der Vorstand der Wissenschaft zu nützen und das allgemeine Interesse an der hiesigen Landesgeschichte auch in den weitesten Kreisen zu beleben. Daher soll die Zeitschrift, deren Umfang und Ausstattung von der Mitgliederzahl abhängt, in zwangslosen Heften erscheinen. Nach dem bisherigen Ueberschlags-Etat sind vorläufig von den 4 Mark, welche jedes Mitglied entrichtet, 3 Mark für die Zeitschrift bestimmt.

Für das folgende Heft der Zeitschrift sind schon außer den Fundberichten des letzten Jahres u. A. folgende Arbeiten eingereicht und bezw. angemeldet: 1) Eine Ziegelei aus der Ordenszeit; 2) Die alten Wallwerke (Steinringe und Ringwälle) im Rheingebiet, auf Rügen und in der Provinz Preußen (Grewose bei Alt-Christburg, gr. Klosterinsel bei Neu-

dörfchen); 3) Die Ordensniederlassungen des Kreises Schwetz sowie 4) Komthurei Schönsee; 5) Der sog. Potrimpos zu Christburg und die Bartensteiner Steine; 6) Das Wappen der Familie von Wedel, Erbherrn von Tütz, 7) Ein Beitrag zur Geschichte des Kulmerlandes; 8) Die sog. adlichen Dörfer in der Kassubei; 9) Grab eines Zigeunerhäuptlings in Christburg und Lebensverhältnisse der Zigeuner.

4. Museum. Demselben haben Geschenke zugewandt die Herren: Geh. San.-Rath Abegg in Danzig, Rittmeister v. Auerswald auf Rinkowken, Boltz auf Krökren, Borries auf Weißhof, Frhr. v. Buddenbrock auf Ottlau, Conrad auf Fronza, Dr. Fibelkorn hiers., Fibelkorn auf Warmhof, Apoth. Fischer in Rehden, Just.-Rath Fleck in Konitz, Fournier auf Milewken, Hanno auf Brandau, Hartwich auf Grabau, Dr. Heidenhain hiers., Reg.-Rath Henning in Potsdam, Forst-Sekr. Herrmann in Kl.-Lutau, Heudtlaß auf Oschen, Major und Postdirector Hickmann in Soldin, Reg.-Rath v. Hirschfeld, Ob.-Amtmann Höltzel auf Kunzendorf, John auf Watkowitz, Kanter und Kreis-Schul-Insp. Karassek hierselbst, Stadt-Kämmerer Kecker in Christburg, Dr. v. Klinggraeff auf Paleschken, Amtsrath v. Kries auf Ostrowitt, Forstmeister Küster hiers., Bürgermstr. Losse in Christburg, Kreis-Ger.-Rath Martini in Neuenburg, Lehrer Nagel in Deutsch-Brodden, Oberförster Nicolai in Zanderbrück, Päsler auf Luschkowo, Reg.-Hauptk.-Buchh. Peter, Reg.- und Med.-Rath Dr. Pianka und Bauinsp. Reichert hiers., Wirkl. Geh.-Rath Frh. v. Rosenberg auf Klötzen, Hauptm. Frh. v. Rosenberg auf Hochzehren, Redacteur Rubehn hiers., Oberförster Schütte in Woziwodda, Reg.- und Schulrath Dr. Schulz und Reg.-Sekr. Schumacher sowie Fabrik. Schwabe hiers., Oberförster Siewert in Lindenbusch, Gymnasiallehrer Dr. Sucker in Insterburg, Postdirector Thiel hiers., Warnhof in Mrotschen, Juw. Weilandt hiers., sowie Frau Ober-Staatsanwalt Dalcke, Frau Kattner auf Wiersch, Frau Forstmeister Peters, Frau Oberlehrer Reimann und Frau Geh. Reg.-Rath v. Schrader hierselbst, Herr Kuntze hiers. und Landrath v. Stumpfeld in Kulm.

Das Museum enthält durch die reichlichen Zuwendungen der vorgenannten verehrlichen Geber, denen hiermit der Dank des Vereins nochmals ausgesprochen wird, eine namhafte Reihe interessanter Alterthümer seit den ältesten Zeiten bis in das vorige Jahrhundert hinein, u. A. aus den ältesten Zeiten Urnen und Gefäße, Mahlsteine, Steinkelte und Steinwerkzeuge (darunter von seltener Größe und Schönheit), Bernstein- und Glasperlen, Lanzenspitzen und Kelte aus Bronce, Bronce-Sicheln, Gußformen für Sicheln, Bronceschmuckgeräthe u. s. w., sowie aus der Ordens- und slavischen Zeit: Thongefäße, Baureste, Waffen und Rüstzeug u. s. w.,

außerdem eine große Anzahl römischer, Ordens-, polnischer, deutscher (mittelalterlicher), städtischer und älterer Preuß. Münzen, einige Oelbilder des vorigen Jahrhunderts u. s. w.

Das Museum befindet sich in der großen Saalloge des hiesigen Kasinos, dessen Vorstande hiermit der Dank des Vereins für die Einräumung der obern Saalloge ausgesprochen wird, und ist jederzeit zugänglich. Behufs Besichtigung wollen sich die Betreffenden mit einem hiesigen Vorstandsmitgliede in Verbindung setzen.

5. Ausgrabungen sind seitens des Vereins auf zwei umfangreichen Todtenfeldern begonnen, auch ist eine Anzahl Gräber dem Vereine zur Verfügung gestellt, deren Hebung voraussichtlich noch in diesem Herbste erfolgen kann, und außerdem hat eine Anzahl Vereinsmitglieder, denen der Dank des Vereins hiermit im Voraus ausgesprochen wird, eine Reihe von Ausgrabungen auf ihren Ländereien in Aussicht gestellt. Die Veröffentlichung der desfallsigen Funde in Bild und Schrift durch die Zeitschrift soll im nächsten Jahre erfolgen.

Eine kurze Anleitung für Ausgrabungen ist unter C. gegeben.

6. Archäologische Untersuchungen und Aufnahmen durch eine Commission des Vereins fanden statt am 10., 11. Juni und 31. August 1876. Dieselben betrafen die Alterthümer der Stadt Christburg, das alte Wallwerk Grewose bei Alt-Christburg, das Wallwerk der großen Klosterinsel nebst den Ruinen und Fundamenten der kleinen Klosterinsel und von Klösterchen bei Neudörfchen. Die Aufnahmen, Vermessungen und Kartirungen, deren Resultate im nächsten Heft der Zeitschrift veröffentlicht werden sollen, erfolgten durch den Herrn Kataster-Secretär Gloy, welchem der Vorstand für diese umfassende Thätigkeit den besonderen Dank des Vereins hiermit ausspricht.

7. Bibliothek und Archiv. Von den Geschichts- und Alterthums-Vereinen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz, Dänemarks und der russischen Ostseeprovinzen, sowie von der Königl. bairischen Academie der Wissenschaften zu München sind dem Vereine bisher etwa 70 Bände und bezw. Hefte zugegangen, und wird den genannten Vereinen hiermit der herzlichste Dank für ihr wohlwollendes Entgegenkommen ausgesprochen. Um den Mitgliedern unseres Vereins Gelegenheit zu bieten, sich mit den Forschungen der bezüglichen Länder vertraut zu machen, soll der genaue Inhalt aller uns zugehenden Vereinsschriften in der Zeitschrift veröffentlicht

werden, so daß jedes Mitglied die ihm erwünschten Gegenstände aus der Bibliothek entnehmen kann.

Auch von Mitgliedern ist eine Reihe von Büchern dem Vereine geschenkt und wird denselben hiermit der besondere Dank ausgesprochen. Die Bibliothek befindet sich in der Bibliothek der städtischen Realschule und können daselbst Bücher, sowie nähere Auskunft vom Herrn Oberlehrer Diehl Donnerstags und Sonnabends von 12—1 Uhr eingefordert werden. Die Benutzung der Bibliothek und des Archivs ist nur den Mitgliedern gestattet. An Nichtmitglieder dürfen Bücher u. s. w. nur mit Genehmigung des Vorstandes ausgeliehen werden. Auch ist kein Mitglied befugt, ohne diese Genehmigung Bücher an Nichtmitglieder zu verleihen.

Mit Gründung eines Vereinsarchivs ist schon begonnen. Auch ist in Aussicht genommen, die in städtischen und Privatarchiven befindlichen, für die Landesgeschichte wichtigen, aber noch nicht durch den Druck veröffentlichten Urkunden (bezw. in Abschriften) zu sammeln.

Das Staatsarchiv zu Posen, welches dem Vereine beigetreten ist, und in dessen archivalischen Sprengel ein Theil unseres Regierungsbezirks fällt, hat durch seinen Vorsteher Herrn Dr. Clausewitz die Güte gehabt, dem Vereine und seinen Mitgliedern nicht nur die umfassendste archivalische Auskunft, sondern auch eine Betheiligung an den Arbeiten für die Zeitschrift in Aussicht zu stellen. Indem der Vorstand Herrn Dr. Clausewitz, welcher noch besonders auf die Gerichtsbücher des ehemals polnischen Districts Deutsch-Krone seit 1554 aufmerksam macht, für diese hochwichtige Unterstützung den ganz besonderen Dank des Vereins auszusprechen sich beehrt, wird den verehrlichen Mitgliedern, welche das Archiv zu Posen für Arbeiten oder Forschungen zu benutzen wünschen, anheim gegeben, sich zu diesem Behufe an unsern Vorstand zu Händen des Herrn Regierungsraths v. Hirschfeld zu wenden.

Auch einer Unterstützung des Königsberger Staats-Archivs, dessen Vorstand ebenfalls Mitglied des Vereins ist, sowie der Archive derjenigen Städte, Vereine und Privatpersonen, welche Mitglieder unseres Vereins sind, glaubt der Vorstand versichert zu sein.

Diejenigen verehrlichen Mitglieder, welche nach dieser Richtung hin für einzelne Gebiete Auskunft über etwa vorhandene Materialien u. s. w. wünschen, wollen geneigtest ihre im Fragetheile der Zeitschrift zu veröffentlichenden desfallsigen Wünsche bis zum 1. Januar 1877 der Redaction einsenden.

Indem wir nach Vorstehendem auf ein recht reges wissenschaftliches Leben unsers Vereins hoffen, schließen wir die diesjährige Chronik mit

dem Wunsche, daß uns im nächsten Vereinsjahr eine wesentliche Zunahme der Mitglieder in den Stand setzen möge, den vielseitigen Aufgaben der Vereinsthätigkeit Rechnung zu tragen.

Marienwerder, 15. September 1876.

Der Vorstand.

B. Statut

des historischen Vereins für den Regierungs-Bezirk Marienwerder.

§ 1.

Der historische Verein für den Regierungsbezirk Marienwerder bezweckt, für die Erhaltung, Bekanntmachung und Erklärung geschichtlich bedeutungsvoller Gegenstände aller Art und aller Zeiten innerhalb des Regierungsbezirks Marienwerder (und bezw. in seiner Nachbarschaft) Sorge zu tragen, ein reges Interesse für geschichtliche Forschung zu verbreiten und dahin zu wirken, daß die bezüglichen Alterthümer aus ihrer Vereinzelung in der Forschung zugängliche Sammlungen versetzt werden.

§ 2.

Zur Erreichung dieser Zwecke wird:

1) In der Stadt Marienwerder ein Museum eingerichtet, und
2) Eine zwangslos erscheinende Zeitschrift herausgegeben.

Diese soll Alles umfassen, was sich auf die Geschichte der hiesigen Gegend, sowie auf die Kultur- und Lebensverhältnisse ihrer Bewohner seit den ältesten Zeiten bezieht: Abhandlungen und Berichte, sowie Beschreibungen der Denkmale und Funde unter Erläuterung durch Abbildungen, litterarische Besprechungen, Anfragen und Antworten betreffs solcher Gegenstände aus dem Gebiete der hiesigen Landes- und Kulturgeschichte, über welche nähere Auskunft gewünscht wird, sowie die Vereinschronik.

Jeder Verfasser von Abhandlungen kann 12 Abzüge seiner Arbeit verlangen.

§ 3.

Die Mitgliedschaft wird bedingt durch Aufnahme seitens des Vorstandes auf Grund schriftlicher oder mündlicher Meldung bei einem Vor-

stands-Mitgliede und Zahlung eines Jahresbeitrags von 4 Mark, wofür die Zeitschrift geliefert wird.

Das Vereinsjahr beginnt mit dem 1. October. Das erste Vereinsjahr hat mit dem 1. October 1875 begonnen und schließt am 1. October 1876. Die Jahresbeiträge sind innerhalb der ersten drei Monate eines jeden Vereinsjahres dem Rendanten einzusenden. Unterbleibt die Einsendung, so ist der Rendant zur Einziehung durch Postvorschuß ermächtigt.

§ 4.

Als Mitglieder können aufgenommen werden: alle Personen, welche sich für die Bestrebungen des Vereins interessiren (also auch Kreise, Kreisausschüsse, Stadtgemeinden, Behörden, Vereine, Bibliotheken, Archive) innerhalb und außerhalb des Regierungsbezirks Marienwerder. Die moralischen Personen sind befugt, sich in der Generalversammlung mit je einer Stimme vertreten zu lassen.

Wer seinen Austritt bis zum Schlusse des Vereinsjahres nicht angezeigt hat, muß für das nächste Jahr seinen Beitrag entrichten.

§ 5.

Der Sitz des Vereins ist in Marienwerder.

§ 6.

Der Vorstand besteht:

1) Aus acht in Marienwerder wohnhaften, von der jährlich einmal abzuhaltenden und vom Vorstande anzusetzenden ordentlichen Generalversammlung auf je ein Jahr (bezw. bis zur nächsten ordentlichen Generalversammlung) zu wählenden Mitgliedern für die verschiedenen Zweige der geschäftlichen Thätigkeit. Die bezüglichen Functionen vertheilt der Vorstand selbst unter seine Mitglieder.
2) Aus einer Anzahl sog. correspondirender Vorstandsmitglieder, welche vom Vorstande dauernd gewählt werden. Sie sind befugt, aber nicht verpflichtet, an den Sitzungen des Vorstandes Theil zu nehmen, gehören dem letztern als vollberechtigte Mitglieder an, werden für einzelne Kreise oder Theile derselben ernannt und bilden für diese Gebiete zugleich die Kreis- oder Lokal-Vorstände zur Förderung der Vereinszwecke.

§ 7.

Der Vorstand hält alle Monate eine Sitzung ab.

§ 8.

In der ordentlichen Generalversammlung erfolgt die Rechnungslegung und Dechargirung des Vorstandes.

§ 9.

Die Beschlüsse der Generalversammlung erfolgen durch absolute Stimmenmehrheit.

Zum Beschlusse der Auflösung des Vereins ist die Majorität von $^2/_3$ der Anwesenden erforderlich.

§ 10.

Im Falle der Auflösung des Vereins bestimmt der Vorstand über die Verwendung des Vereins-Inventars und Vermögens.

Festgesetzt und angenommen von der ersten ordentlichen General-Versammlung zu Marienwerder am 9. April 1876.

C. Anleitung

für Ausgrabungen und Erhaltung der dabei gefundenen Alterthümer.

1. Die beste Jahreszeit zu Ausgrabungen ist im Allgemeinen für das hiesige Klima der Spätsommer oder Herbst, wo nicht nur die Felder abgeerntet sind, sondern auch das Erdreich trocken und locker ist, und also die darin befindlichen Gegenstände, namentlich aber die gar nicht oder schlecht gebrannten Gefäße, welche ohnehin schon durch die seit Jahrhunderten auf sie einwirkende Feuchtigkeit gelitten haben, möglichst unversehrt gehoben werden können. Doch kommt hierbei zunächst die Beschaffenheit des Bodens in Betracht. Derselbe muß, wenn überhaupt eine Erhaltung der Gefäße u. s. w. erzielt werden soll, so mürbe und leicht zu bearbeiten sein, daß er ein vorsichtiges allmähliges Abtragen oder Abstechen des Erdreiches gestattet. Daher wird z. B. bei schwerem Lehmboden, welcher erst in Folge von Nässe mürbe und für eine leichte Bearbeitung mit dem Spaten zugänglich ist, das Frühjahr vorzu-

ziehen sein, während der reine Sandboden sich für den vorliegenden Zweck am Besten eignet, wenn er vollständig trocken ist.

2. Die Nachgrabung selbst wird am Besten nicht senkrecht (von oben nach unten), sondern wagerecht, durch sorgfältiges und vorsichtiges Abtragen des Erdreichs vorgenommen.

3. Das Abgraben von Hügeln erfolgt am Besten, wenn man an der Spitze beginnt und den Hügel nach allen Richtungen hin bis zum äußersten Rande wagerecht abträgt. Ist der Hügel besonders hoch und umfangreich, so kann man damit beginnen, daß man vom äußersten westlichen Rande aus einen Gang von etwa 1 Meter Breite nach Osten hin mittelst horizontalen Abtragens durchsticht.

Das abgetragene Erdreich ist sofort, damit es nicht im Wege liegt, aus dem Umkreise der abzutragenden Fläche zu entfernen, jedoch vor seiner Fortführung genau zu untersuchen, damit nicht Knochen, Asche und technische Gegenstände verloren gehen.

Beim Abgraben ist Alles, was nicht dem natürlich gewachsenen Boden angehört, zu beachten und aufzubewahren. Eine erhöhte Sorgfalt ist der Mitte und den Rändern des Hügels zuzuwenden, weil sich daselbst meist die gesuchten Gegenstände befinden.

Bevor man auf die Gefäße und Gegenstände der eigentlichen Grabstätte stößt, findet man oft (30—60 Centimeter höher) schon Asche, Kohle und röthliche Branderde (welche auch aufzubewahren ist). Dann ist die Vorsicht zu verdoppeln, weil nunmehr die Hauptfunde zu erwarten sind.

4. Bei muthmaßlichen Grab- und Kulturstätten (ohne Ueberhügelung) ist nach Abgrenzung eines bestimmten Umkreises in ähnlicher Weise zu verfahren, wie bei Hügeln.

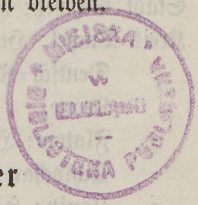
5. Sobald man auf irdene Gefäße stößt, lege man dieselben von oben herab vorsichtig frei. Zuerst wird der obere Rand heraus präparirt und sobald die obere Contur des Gefäßes bloß gelegt ist, wird das Erdreich ringsherum fortgenommen. Das Gefäß selbst wird dann vorsichtig (durch Anwendung der Hände, eines Hölzchens oder Messers) bis auf seinen Boden vollständig bloß gelegt, aber nicht sofort herausgehoben. Man lasse dasselbe vielmehr erst 24 Stunden der Luft ausgesetzt, damit es vollständig wieder erhärten kann, oder lasse es, wo Gefahr der Entfremdung vorliegt, eine Weile stehen und bestreiche es dann mit Wasserglas, worauf es nach einiger Zeit mit Vorsicht herausgenommen werden kann.

Im Allgemeinen empfiehlt es sich, die in den Gefäßen befindlichen Erd-, Aschen- und Knochenmassen nicht herauszunehmen, doch wird man beim Stehenlassen derselben wohl thun, den Inhalt, wenn er locker ist, vorsichtig zu sondiren und die Beigaben (namentlich Metallarbeiten, Perlen u. s. w.) an sich zu nehmen.

Das nämliche Verfahren ist bei dem Inhalte der sog. Steinkistengräber zu beobachten.

6. Endlich ist es nöthig, daß die ganze Arbeit von einer geeigneten Persönlichkeit geleitet und daß sofort an Ort und Stelle eine Zeichnung der Stätte, einschließlich der Lagerungsverhältnisse der einzelnen Fundstücke aufgenommen wird.

7. Die besonderen, den örtlichen Verhältnissen sich anlehnenden Maßnahmen müssen der Umsicht des Einzelnen überlassen bleiben.



D. Verzeichniß der Mitglieder des historischen Vereins für den Regierungs-Bezirk Marienwerder.

Vorstand:

A. Zu Marienwerder:

Herr Regierungsrath v. Hirschfeld: Geschäftsführer und Redacteur der Zeitschrift.
= Regier.- und Med.-Rath Dr. Pianka: für die anthropologischen Untersuchungen.
= Forstmeister Küster: Conservator der Alterthümer des Regierungsbezirks.
= Dr. Fibelkorn, prakt. Arzt: Conservator des Vereins-Museums.
= Apothenbesitzer Gigas: Rendant und Kassirer, sowie Techniker für die chem. und mikroskopischen Untersuchungen.
= Bau-Inspector Barnick: Bautechniker.
= Oberlehrer Diehl: Bibliothekar und Archivar.
= Gen.-Landschafts-Rentmeister Wagner.

B. Correspondirende Mitglieder.

Kreis Marienwerder: rechtes Weichselufer: Herr Frh. v. Rosenberg, Wirkl. Geh. Rath und Kgl. Kammerherr auf Klötzen.
= = = linkes Weichselufer: Herr Kreisrichter Kabilinski in Mewe.
= Stuhm: Herr Dr. von Klinggraeff auf Paleschken.
= Löbau: Herr Gymnasiallehrer Dr. Brock in Neumark.
= Rosenberg: Herr Kreisphysikus Dr. Nadrowski in Rosenberg.
Stadt Riesenburg: Herr Director Müller in Riesenburg.
Kreis Graudenz: Herr Apotheken-Besitzer und Beigeordneter Engel in Graudenz.
= Kulm: Herr Landrath v. Stumpfeld in Kulm.
= Schwetz: Herr Landrath Dr. Gerlich in Schwetz.
Stadt Schwetz: Herr Kreisgerichts-Director Rittgen in Schwetz.
Kreis Tuchel: Herr Landrath Dr. Wehr in Konitz.
= Deutsch-Krone: Herr Kreis-Bau-Inspector Schönrock in Deutsch-Krone.
= Flatow: Herr Kreis-Schulinspector Gerner in Pr.-Friedland.
= Schlochau: Herr Landrath v. Tepper-Laski in Schlochau.
= Konitz: Herr Justizrath Fleck in Konitz.

Mitglieder:

(Die mit * bezeichneten gehören dem Vorstande an.)

I. Im Kreise Marienwerder.

1. In der Stadt Marienwerder (69).

Herr Dr. Albrecht, Realschullehrer.
= Dr. Bandow, Gymnasiallehrer.
= Baranowski, Kreis-Gerichts-Kassen-Rendant.
= Barnick, Bau-Inspector.
= Bauer, Kataster-Supernumerar.
= Bergius, Regierungsrath.
= Boege, Gymnasiallehrer.
= Dr. Böhme, Realschullehrer.
= Böhnke, Buchhändler.
= Braunschweig, Regierungs- und Consistorial-Rath.
= Brommundt—Mareese.

Herr Burckhardt, Sanitäts-Rath und Kreisphysikus.
= Dalcke, Oberstaatsanwalt.
= Datschewski, Fabrikbesitzer und Zimmermstr.
= Dr. Daude, Staatsanwalt.
= Diehl, Oberlehrer.*
= Erdmann, Baurath.
= Dr. Fibelkorn, pract. Arzt.*
= v. Flottwell, Regierungs-Präsident.
= Gigas, Apothekenbesitzer.*
= Frh. v. Glaubitz, Chef-Präsident des Appellationsgerichts.
= Gloy, Kataster-Secretair.
= Grimsinski, Kataster-Secretair.
= Graeber, Rechts-Anwalt.
= v. Groddeck, Justiz-Rath.
= Grünberg, Kataster-Supernumerar.
= Harich, Buchdruckereibesitzer.
= Dr. Heidenhain, pract. Arzt.
= Heimlich, Steuerrath.
= Dr. Hennig, Oberlehrer.
= Henske, Regierungs- und Schulrath.
= Heyking, Appellationsgerichts-Rath.
= v. Hirschfeld, Regierungs-Rath.*
= Horwicz, Baumeister.
= Kanter, Hofbuchdruckereibesitzer.
= Karassek, Kreis-Schul-Inspector.
= Kauffmann, Steuer-Rath.
= Dr. v. Klinggraeff.
= Dr. Köhler, Sanitäts-Rath.
= Dr. Küntzer, Oberlehrer.
= Küster, Forstmeister.*
= Kuntze, Kaufmann.
= J. Liebert, Kaufmann.
= Matthiae, Fabrikbesitzer.
= Nack, Landrentmeister.
= Peter, Regierungs-Hauptkassen-Buchhalter.
= Dr. Pianka, Regierungs- und Medicinal-Rath.
= Reichert, Kreis-Bau-Inspector.
= Rosinski, Kaufmann.
= Rotzoll, Kataster-Supernumerar.
= Rubehn, Redacteur.

Herr Schirrmacher, General-Rendant.
= Schlickmann, Forstmeister.
= Schmidt, Geh. Regierungs- und Baurath.
= Schumacher, Regierungs-Secretär.
= Schwabe, Kaufmann und Fabrikant.
= Dr. Schulz, Regierungs- und Schul-Rath.
= Schweitzer, Apothekenbesitzer.
= Steinmann, Ober-Regierungs-Rath.
= Thiel, Post-Direktor.
= Ulrich, Hauptmann a. D.
= Wacker, Realschullehrer.
= Wagner, General-Landschafts-Rentmeister.*
= Walter, Regierungs-Assessor.
= Walther, Gestüts-Thierarzt.
= Weilandt, Juwelier.
= Wetzki, Kreis-Gerichts-Director.
= Winkler, Departements-Thierarzt.
= Würtz, Bürgermeister.

2. In der Stadt Mewe (6):

Der Bildungs-Verein.
Herr Borowski, Strafanstalts-Pfarrer.
= Haelke, Lehrer.
= Kabilinski, Kreisrichter.*
= Kahle, Apothekenbesitzer.
= Dr. Wiedemann, pract. Arzt.

3. Auf dem Lande (28):

Herr Rittmeister v. Auerswald auf Rinkowken.
= Boltz auf Kröxen.
= Borris auf Weißhof.
= Frh. v. Buddenbrock auf Ottlau.
= Conrad auf Fronza.
= Curtius auf Alt-Jahn.
= Diener, Administrator in Groß-Tromnau.
= Fibelkorn auf Warmhof.
= Amtsrath Fournier auf Kosielec.
= Fournier auf Milewken.

Herr Graf v. d. Groeben, Generallieutenant auf Neudörfchen.
= Hanno auf Brandau.
= Heudtlaß auf Oschen.
= Köhelr, Pfarrer in Gr.-Tromnau.
= Amtsrath v. Kries auf Ostrowitt.
= August Leinweber in Groß-Krebs.
= Plehn auf Kopitkowo.
= Plehn auf Lichtenthal.
= v. Rabe auf Lesnian.
= Lieutenant Reschke auf Bialken.
= Röser auf Jellen.
= v. Rohr auf Smentowken.
= Frh. v. Rosenberg, Wirkl. Geh. Rath auf Klötzen.*
= Hauptmann Frh. v. Rosenberg auf Hochzehren.
= Schesmer auf Gorken.
= Amtsrath v. Schmeling auf Deutsch-Brodden.
= Rittmeister v. Selle auf Zigahnen.
= Weise auf Liebenthal.

II. Im Kreise Stuhm.

1. In der Stadt Christburg (5):

Herr Dr. Hannemann, pract. Arzt.
= Losse, Bürgermeister.
= Ludwig, Apoth. und Stadtverordneten-Vorsteher.
= Schlichting, Apothekenbesitzer.
= Dr. Schmidt, pract. Arzt.

2. In der Stadt Stuhm (5):

Herr Dr. Hesse, Sanitäts-Rath.
Kreis-Ausschuß des Kreises Stuhm.
Herr Pelzer, Kataster-Controlleur.
= Schulz, Apothekenbesitzer.
Stadtgemeinde Stuhm.

3. Auf dem Lande (12):

Herr Burckhardt auf Straszewo.
= Geißmer auf Bruch.

Herr John auf Groß-Watkowitz.
= Jost—Altmark.
= Dr. v. Klinggraeff auf Paleschken.*
= v. Kries auf Trankwitz.
= Paesler auf Troop.
= Plehn auf Krastuden.
= Graf Rittberg auf Stangenberg.
= v. Schlemmer sen. } auf Klein-Watkowitz.
= A. v. Schlemmer }
= Oberförster Wadzack in Rehhof.

III. Im Kreise Löbau.

1. In der Stadt Löbau (1):

Stadtgemeinde Löbau.

2. In der Stadt Neumark (2):

Herr Dr. Brock, Gymnasiallehrer.*
= Schall, Kataster-Controlleur.

3. Auf dem Lande (3):

Herr Conrad auf Gwidzin.
= Oberförster Dahrenstädt in Lonkorsz.
= Ober-Amtmann Hüter auf Wawerwitz.

IV. Im Kreise Rosenberg.

1. In der Stadt Deutsch-Eylau (4):

Herr Bourbiel, Apothekenbesitzer.
= Larz, Lieutenant.
= Staffehl, Bürgermeister.
= Dr. Steppuhn, pract. Arzt.

2. In der Stadt Riesenburg (3):

Herr Dr. Krause, Sanitäts-Rath.
= Müller, Director der Weber'schen Schule.*)
= Steinort, Apothekenbesitzer.

3. In der Stadt Rosenberg (4):

Herr v. Brünneck, Landrath.
= Cornelius, Kreis-Gerichts-Actuar.
= Dr. Nadrowski, Kreis-Physikus.*
= Wittmütz, Kataster-Controlleur.

4. Auf dem Lande (1):

Herr v. Borcke auf Groß-Jauth.

V. Im Kreise Strasburg.

1. In der Stadt Gollub (1):

Herr Pfund, Bürgermeister.

2. In der Stadt Lautenburg (1):

Herr Dr. Luchterhandt, pract. Arzt.

3. In der Stadt Strasburg (7):

Herr Herhudt, Kataster-Kontrolleur.
= Jäckel, Kreisrichter.
= Dr. Roquette, Kreis-Physikus.
= Dr. Schmidt, pract. Arzt ꝛc.
= Stylles, Apothekenbesitzer.
= Weißärmel, Oberamtmann.
= Zander, Regierungs-Secretair.

4. Auf dem Lande (2):

Herr Gottschalk, Lehrer in Hammer.
= Zimmermann, Oberförster in Wilhelmsberg.

VI. Im Kreise Graudenz.

1. In der Stadt Graudenz (7):

Herr Sanitätsrath Dr. Blanck, Kreisphysikus.
= Engel, Apothekenbesitzer und Beigeordneter.*
= Engelhardt, Apothekenbesitzer.
= Florkowsky, Maler.

Herr Mangelsdorff, Rechts-Anwalt.
= Rex, Kataster-Kontrolleur.
= Dr. Wollmann, pract. Arzt.

2. In der Stadt Rheden (1):

Herr Fischer, Apothekenbesitzer.

3. Auf dem Lande (2):

Herr Büsch, Oberförster in Jammi.
= Landschafts-Director Streckfuß auf Powiatek.

VII. Im Kreise Kulm.

1. In der Stadt Kulm (8):

Herr Gerhard, Kreisgerichts-Rath.
= Heinersdorff, Apothekenbesitzer.
= Hoffmann, = =
= Kairies, Justizrath.
= Kalweit, Bürgermeister.
= Meyer, Kreisrichter.
= Dr. Fr. Schulz, Oberlehrer.
= v. Stumpfeldt, Landrath.*

2. Auf dem Lande (1):

Herr Conrad Plehn auf Josephsdorf.

VIII. Im Kreise Thorn.

1. In der Stadt Thorn (4):

Herr Adolph, Präsident der Handelskammer.
= Hensel, Kataster-Kontrolleur.
Kopernikus-Verein.
Stadtgemeinde Thorn.

2. Auf dem Lande (2):

Herr Oberamtmann Hölzel auf Kunzendorf.
= v. Wolff auf Gronowko.

IX. Im Kreise Schwetz.

1. In der Stadt Neuenburg (4):

Herr v. Kownacki, Bürgermeister.
= Martini, Kreisgerichts-Rath.
= Riebensahm, Apothekenbesitzer.
= Dr. Synagowitz, pract. Arzt 2c.

2. In der Stadt Schwetz (17):

Herr Apel, Rechtsanwalt.
= Denso, Kreisrichter.
= Detleffen, Kreisrichter.
= Dr. Falcke, Arzt an der Prov.-Irren-Anstalt.
= Friemel, Kreisgerichts-Rath.
= Dr. Gerlich, Landrath.*
= Goecke, Kreisrichter.
= Dr. Grunau, Arzt an der Prov.-Irren-Anstalt.
= Dr. Ihlo, Assistenz-Arzt.
= Mantell, Kreisrichter.
= Müller, Rechtsanwalt.
= Niemojewsky, Kreisausschuß-Secretär.
= Rittgen, Kreisgerichts-Director.
= Schuster, Kreisrichter.
= Skrodzki, Kreis-Baumeister.
= Vallbracht, Kataster-Kontrolleur.
= Dr. Wendt, dirig. Arzt der Prov.-Irren-Anstalt.

3. Auf dem Lande (22):

Herr Berendt auf Konschütz.
= Block auf Schönau (Pzechowo).
= Graf Czapski auf Bukowitz.
= Landschaftsrath Eben auf Ebensee.
= Otto Feilke auf Kossowo.
= Pfarrer Freytag in Schirotzken.
= Funk auf Gruppe.
= G. Gerlich auf Bankau.
= v. Gordon auf Laskowitz.
= Oberförster Hildenhagen in Bülowsheide.
= Oberförster Holtz in Osche.

Herr v. Holtzendorf auf Simkau.
= Pfarrer Karrmann in Gruppe.
= Liedtke auf Lowinnek.
= Niemeyer auf Gruczno.
= Nitikowski auf Bremin.
= Paesler auf Luschkowko.
= Rasmus sen. auf Niewisczyn.
= Fr. W. Richert auf Deutsch-Westphalen.
= Oberförster Siewert in Lindenbusch.
= Kommissionsrath Wichert in Warlubien.
= Wisselink auf Taschau.

X. Im Kreise Tuchel.

1. In der Stadt Tuchel (4):

Herr Bars, Kataster-Kontrolleur.
= J. C. Schmidt, Kaufm. und Stadtverordneten-Vorsteher.
= Stange, Bürgermeister.
= Weise, Apothekenbesitzer.

2. Auf dem Lande (2):

Herr Oberförster Schütte in Woziwodda.
= Martens auf Neu-Tuchel.

XI. Im Kreise Deutsch-Krone.

1. In der Stadt Deutsch-Krone (7):

Herr Frh. v. Ketelhodt, Landrath.
= Kowaleck, Gymnasiallehrer.
= Dr. Matz, pract. Arzt.
= Messerschmidt, Apothekenbesitzer.
= Schönrock, Kreisbaumeister.*
= Dr. Wagner, pract. Arzt ꝛc.
= Sanitäts-Rath Dr. Wilde, pract. Arzt.

2. In der Stadt Schloppe (1):

Herr Adrian, Lehrer.

3. Auf dem Lande (4):

Herr Brümmer auf Brotzen B.
= Günther auf Marzdorf.
= Krefft, Pfarrer in Marzdorf.
= Laur. Schmidt, Lehrer in Knakendorf.

XII. Im Kreise Flatow.

1. In der Stadt Flatow (1):

Herr Wilmeroth, Kataster-Kontrolleur.

2. In der Stadt Vandsburg (3):

Herr Apothekenbesitzer Kasten.
= Bürgermeister Piper.
= Dr. Weyl, pract. Arzt ꝛc.

3. Auf dem Lande (3):

Herr Golaczewski, Lehrer in Groß-Lutau.
= Herrmann, Forst-Sekretair in Klein-Lutau.
= Ikier, Administrator in Dobrin.

XIII. Im Kreise Schlochau.

1. In der Stadt Baldenburg (1):

Herr Scheffler, Apothekenbesitzer.

2. In der Stadt Hammerstein (1):

Herr Wiedemann, Kreisrichter.

3. In der Stadt Preuss. Friedland (9):

Herr Barts, Gutsbesitzer.
= Dr. Brabänder, Dirigent der Bürgerschule.
= Dannebaum, Bürgermeister.
= Gerner, Kreis-Schulinspektor.*
= Konitzer, Pfarrer.
= Lieder, Apothekenbesitzer.
= Dr. Schürmann, Lehrer an der Bürgerschule.
= Skubich, Pfarrer.

4. In der Stadt Schlochau (12):

Herr Bütow, Färbermeister.
= Bütow, Kaufmann.
= Demuth, Bürgermeister.
= Fischer, Kreisrichter.
= Leon, Kaufmann.
= O. Müller, Kataster-Kontrolleur.
= v. Schäwen, Kreisrichter.
= Schläbitz, Hotelbesitzer.
= Siebenfreund, Rendant.
= Siewert, Kaufmann.
= Stör, Kreis-Thierarzt.
= v. Tepper-Laski, Landrath.*
= Wenger, Rector.

5. Auf dem Lande (16):

Herr Bedau auf Engsee.
= v. d. Goltz auf Pagdanzig.
= Pfarrer Gronau in Flötenstein.
= Hartwich auf Schönau.
= Hartwich auf Grabau.
= Oberförster Kutzen in Pflastermühle.
= Laßmann, Lokal-Schul-Inspector in Mellno.
Laßmann'scher Lehrer-Verein in Mellno.
Herr Oberförster Meyer in Lindenberg.
= = = Nicolai in Zanderbrück.
= v. Schuckmann auf Stretzin.
= Kreisdeputirter Stendell auf Krummensee.
= Herr Oberförster Tripke in Eisenbrück.
= Wedell auf Pagelkau.
= Pfarrer Welsnitz in Eickfier.
= Zierold auf Klein-Konarzin.

XIV. Im Kreise Konitz.

1. In der Stadt Konitz (7):

Bürger-Verein.
Herr Fleck, Justiz-Rath.*
= Gebbert, Zimmermeister.

Herr Dr. Müller, pract. Arzt.
= Dr. Praetorius, Oberlehrer.
= Dr. Redner, Gymnasiallehrer.
= Schulze, Apothekenbesitzer.

2. Auf dem Lande (4):

Herr Oberförster Feusner in Czersk.
= = Hempel in Königsbruch.
= Rendant Rathke in Czersk.
= Dr. Wehr, Landrath auf Paglau.*

XV. Außerhalb des Regierungsbezirks Marienwerder (15):

1. In der Provinz Preußen.

a. Im Regierungsbezirk Königsberg.

α. In der Stadt Königsberg:

Herr Micke, Hauptmann.
= Dr. Philippi, Vorsteher des Staats-Archivs.

β. Im Kreise Mohrungen.

Herr de la Croix, Staatsanwalt in Mohrungen.
= Oberamtmann Kriese auf Preuß. Mark.

b. Im Regierungsbezirke Gumbinnen.

Herr Dr. Sucker, Gymnasiallehrer in Insterburg.

c. Im Regierungsbezirke Danzig.

α. In der Stadt Danzig.

Herr Dr. Abegg, Geh. Sanitätsrath.
= Dr. Lissauer, pract. Arzt und Vorsitzender der anthropologischen Gesellschaft.

β. Im Landkreise Danzig.

Herr Dr. Wiedemann, pract. Arzt in Praust.

γ. In der Stadt Marienburg.

Herr Breitsprecher, Betriebsdirector.
= Oberlehrer Dr. Rindfleisch.

2. In der Provinz Posen.

Königliches Staatsarchiv in Posen.
Herr Baurath Crüger in Schneidemühl.

3. In der Provinz Schlesien.
Herr Dr. Paul, Seminardirector in Münsterberg.

4. In der Provinz Brandenburg.
Herr Henning, Regierungsrath in Potsdam.

5. In der Provinz Sachsen.
Herr Voßwinkel, Staats-Anwalt in Halle.

6. In der Provinz Westfalen.
Herr Humperdink, Regierungs-Assessor in Münster.

Etwaige Unrichtigkeiten (in Namen, Titel u. s. w.) des vorstehenden Verzeichnisses bitten wir der Redaction gütigst mitzutheilen. Außerdem bemerken wir, daß mehrfache Anmeldungen zum Vereine uns nicht zugekommen sind. Wir bitten daher ganz ergebenst Diejenigen, welche sich gemeldet haben, aber in vorstehendes Verzeichniß nicht aufgenommen sein sollten, ihre Meldungen durch kurze Mittheilung (Correspondenzkarte) an den Herrn Regierungsrath v. Hirschfeld zu wiederholen oder anstatt dessen den Jahresbeitrag mit 4 Mark dem Herrn Gen.-Landschafts-Rentmeister Wagner einzusenden.

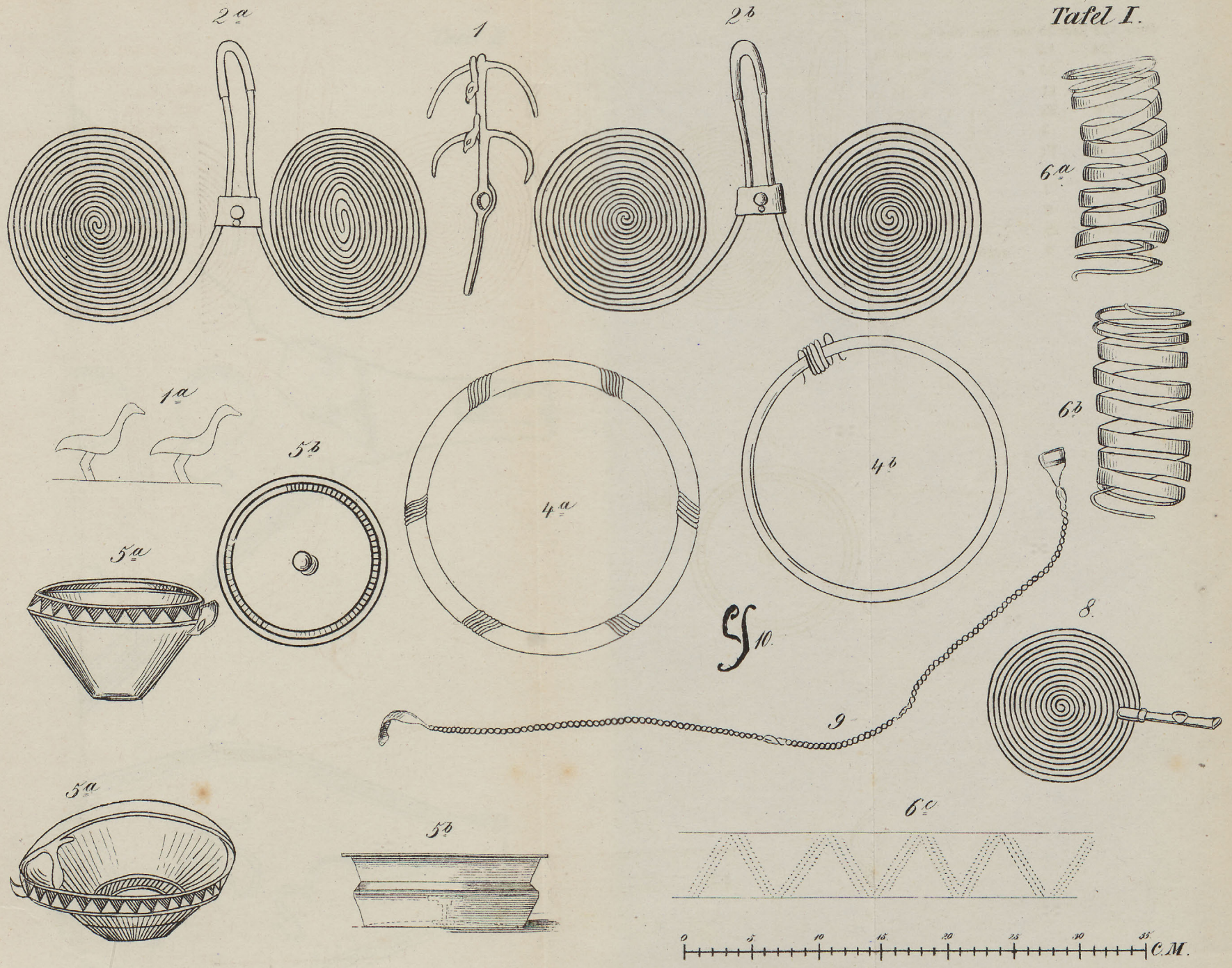
Ueberhaupt vertritt die Einsendung des Beitrags mit kurzer Begleitnotiz die Stelle einer besonderen Meldung (§ 3 des Statuts).

Druckfehler-Berichtigung.

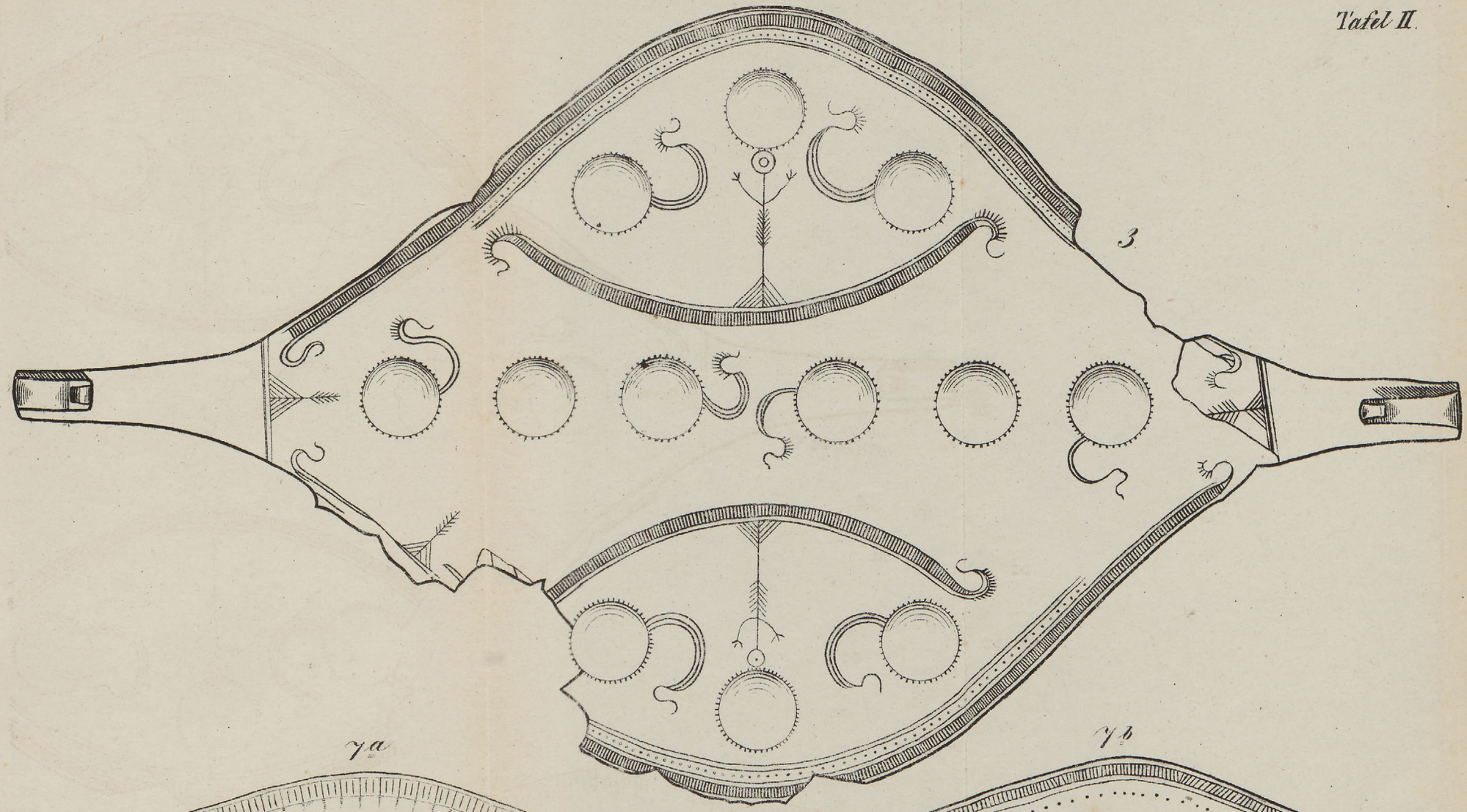
Seite	11	Zeile	1	von	oben	lies: vom anstatt von.
=	12	=	2	=	unten	= (30 v. Chr.) anstatt (20 n. Chr.).
=	20	=	2	=	oben	= vorgeschrittener anstatt vorgeschichtlicher.
=	26	=	19	=	=	= Anm. 15 anstatt Anm. 14.
=	27	=	3	=	unten	= Arioviſt anstatt Arionist.
=	31	=	17	=	oben	= Abh. VI. anstatt Abh. IV.
=	34	=	6	=	=	= ihre Wildheit dergestalt ab anstatt dergestalt ab.
=	59	=	12	=	=	= lastendem anstatt lastenden.
=	62	=	4	=	=	= Conrad Bitschin anstatt Conrad Latschin.
=	62	=	6	=	=	= 1430 anstatt 140.
=	62	=	8	=	=	= und anstatt um.
=	63	=	3	=	=	= 1484 anstatt 1884.
=	66	=	1	=	unten	= war, „wo die anstatt war, „die.
=	67	=	1	=	=	= vielleicht anstatt vielleicht vielleicht.
=	68	=	29	=	oben	= Voltaires anstatt Voltaire.
=	69	=	2	=	=	= Jl anstatt Je.
=	69	=	3	=	=	= réduisit anstatt riduisit.
=	69	=	4	=	=	= vêtu anstatt vê tu.
=	69	=	8	=	=	= Wernick anstatt Wkrnicke.
=	73	=	1	=	=	= Nachricht anstatt Rachricht.
=	83	=	26	=	=	= die Ostküsten anstatt den Ostküsten.
=	90	=	13	=	=	= die etruriſche anstatt dieetruriſche.
=	102	=	13	=	=	= zunächst anstatt zuuächst.
=	102	=	19	=	=	= über Steiermark und Unteröſterreich anstatt über Kärnthen und Oberöſterreich.
=	103	=	12	=	unten	= der Gleſſarien anstatt des Gleſſarien.
=	106	=	10	=	=	= und das Zeichen anstatt und da Zeichen.
=	112	=	6	=	=	= Pawellau anstatt Pagelau.
=	114	=	15	=	oben	= aufgemalten anstatt aufgemahlten.
=	121	=	7	=	=	= Floth: anstatt Floth;
=	121	=	4 u. 3	=	unten	= zu Wellendorf (unweit Uelzen), zu Gödenstorf (bei Winſen a. d. Luhe), anstatt: zu Wellendorf (unweit Hannover), zu Gödenstorf (bei Celle),

Seite	122	Zeile 15	von	oben	lies der Insel Sylt anstatt der Sylt.
=	124	= 17	=	=	gelegt ist, worauf sie anstatt: gelegt ist und dann.
=	132	= 19	=	=	Fig. 3) anstatt Fig.).
=	138	= 11	=	=	3—14 anstatt 4—14.
=	158	= 22	=	=	in $^3/_8$ der natürlichen Größe anstatt in halber
=	159	= 3	=	=	natürlicher Größe.
=	175	= 10	=	=	in halber natürlicher Größe anstatt in natürlicher Größe.
=	200	= 7	=	=	Sogar die anstatt Sogar das.
=	202	= 8	=	=	Geb. hinweist, anstatt Geb. hinreichte,
=	202	= 25	=	=	für die Broncen anstatt die Broncen.
=	203	= 9	=	unten	(S. 176) als eine anstatt (S. 176) eine.

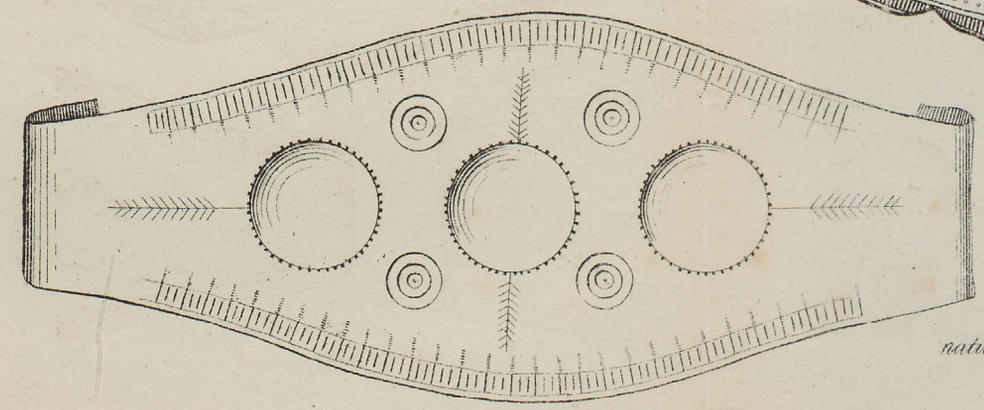
Tafel I.



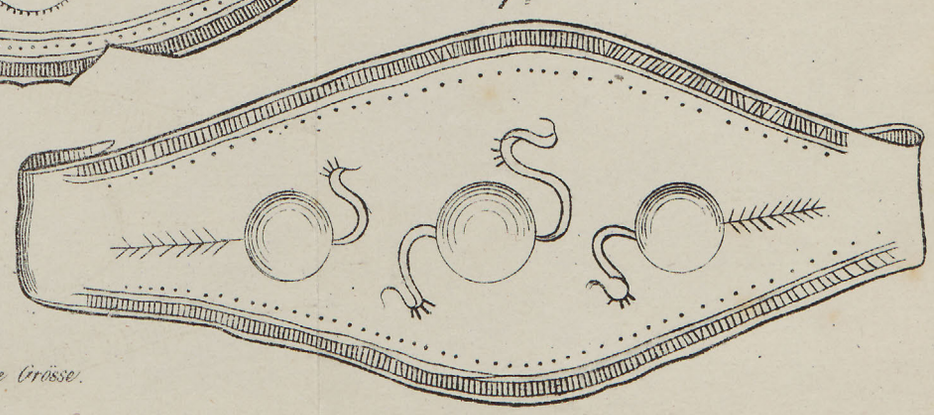
Tafel II.



7a

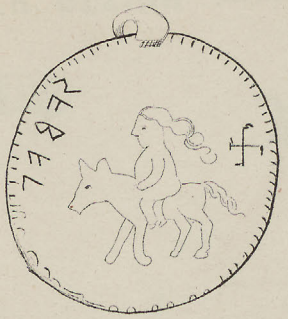


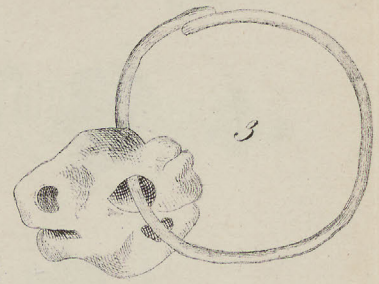
7b

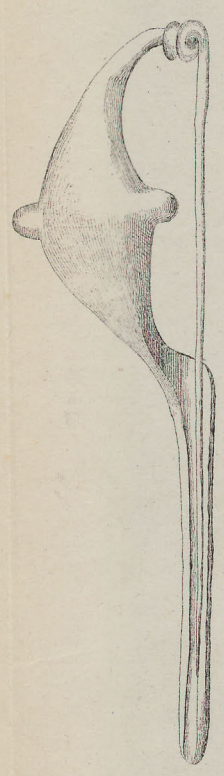


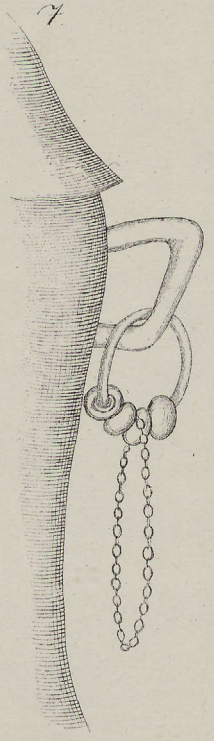
natürliche Grösse.

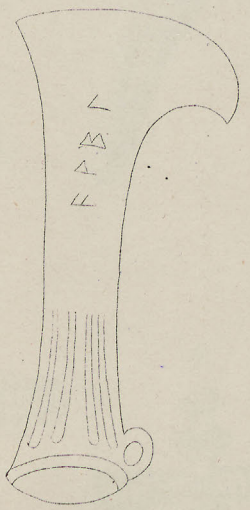
Tafel III

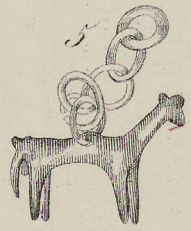

1.


3.


6.

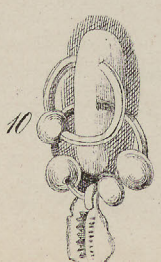

7.

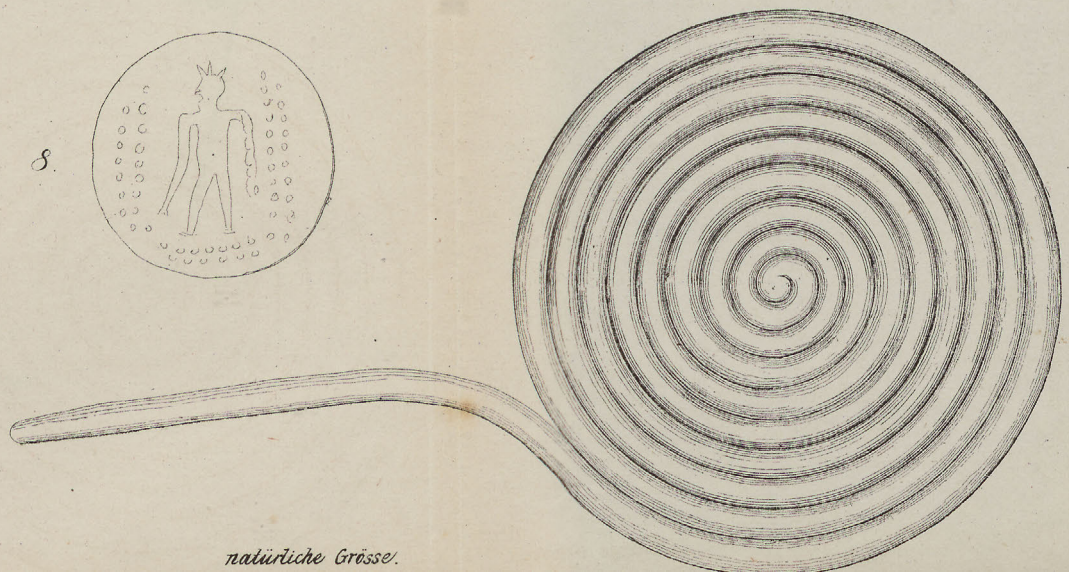

2.


5.

4.

8.

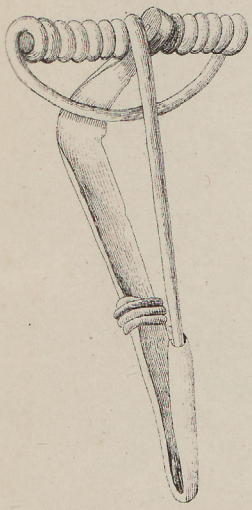

10.


9.

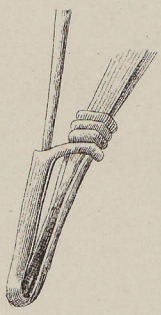
natürliche Grösse.

Tafel IV

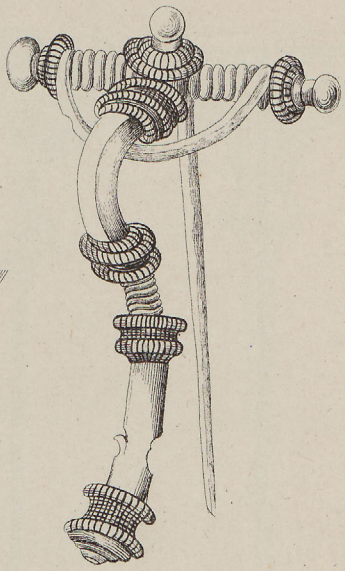
1



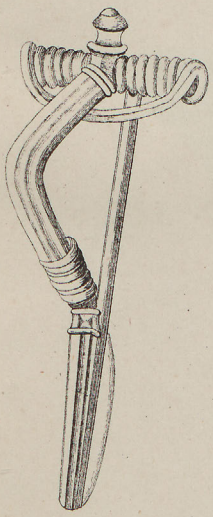
1a



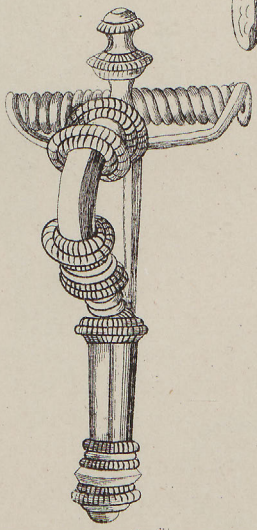
3



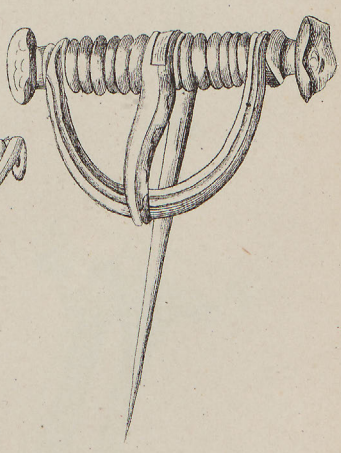
2



4



5



natürliche Grösse

Tafel V

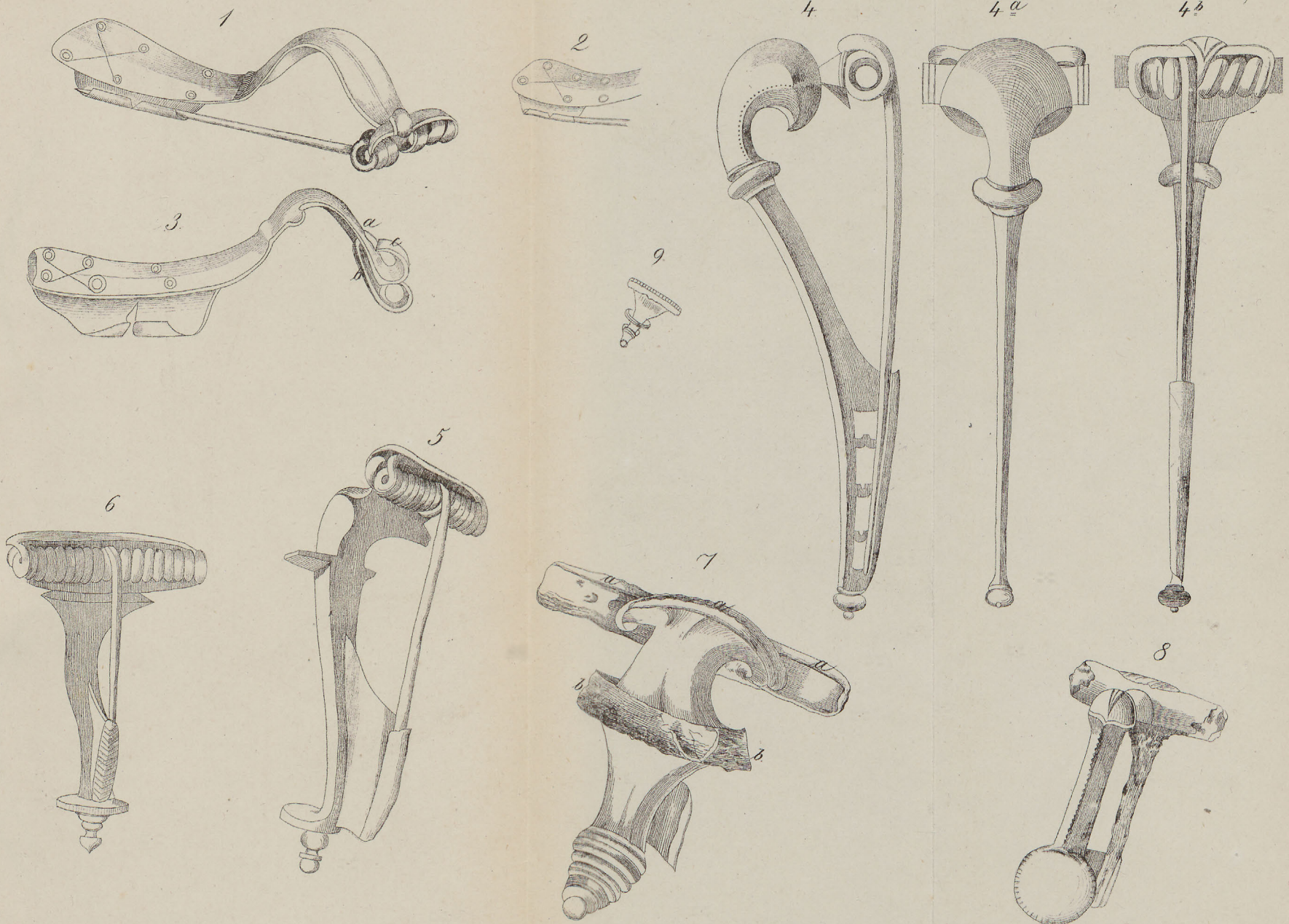
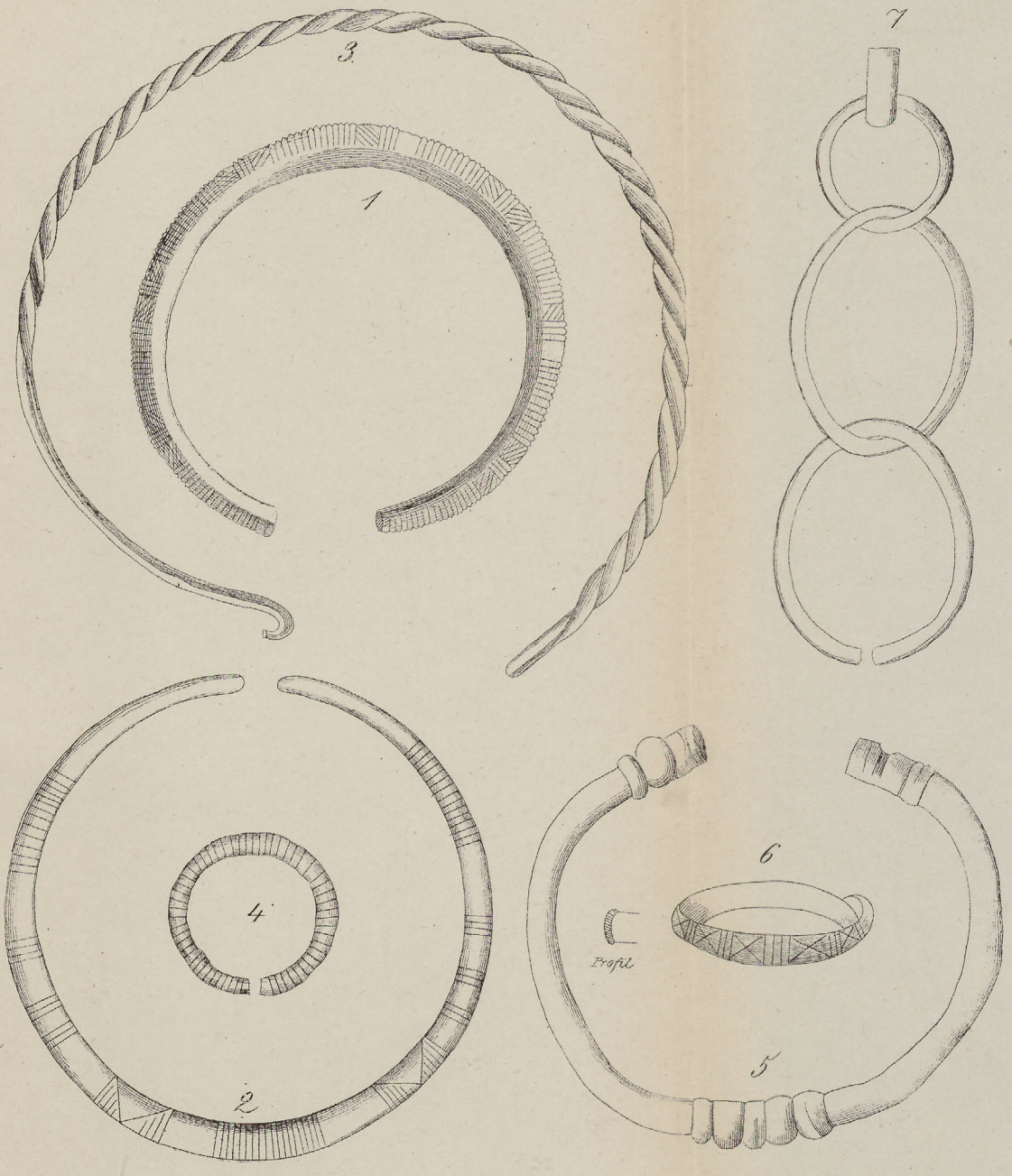


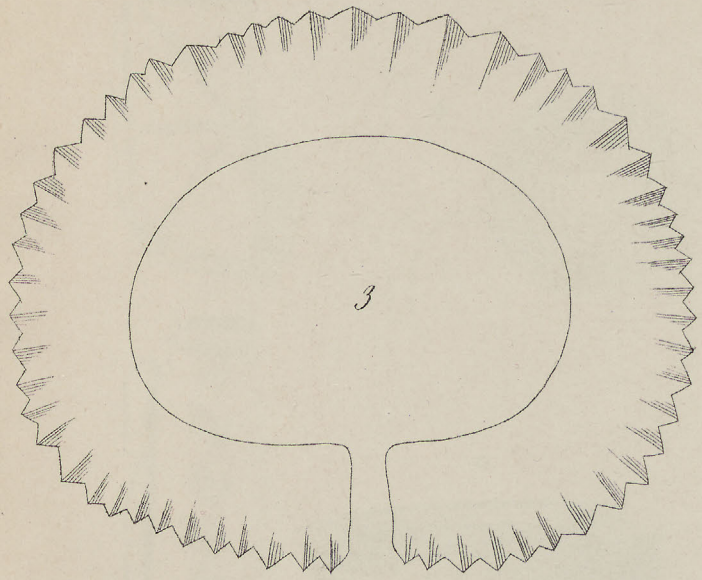
Fig. 1–8 natürl. Gr. Fig. 9 ¼ d. nat. Gr.

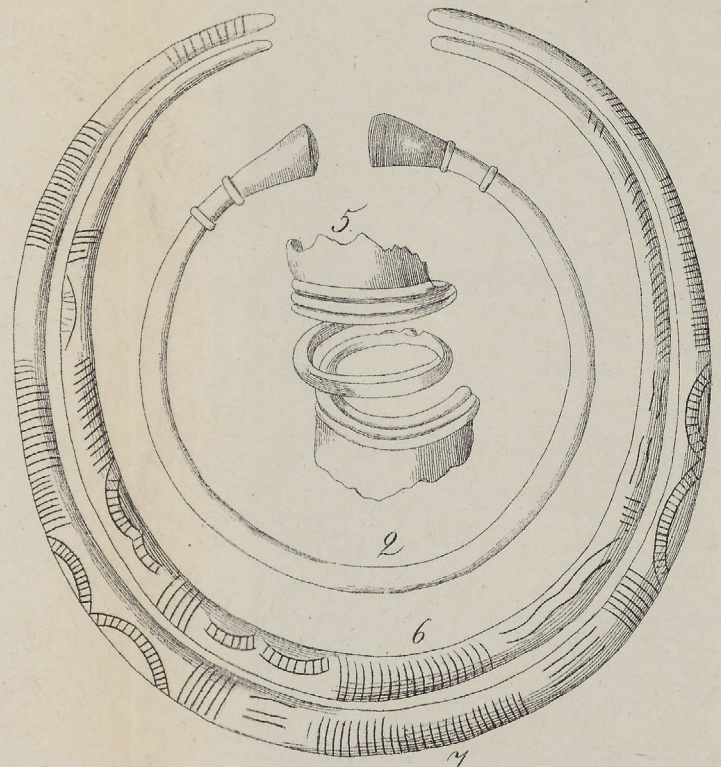
Tafel VI.

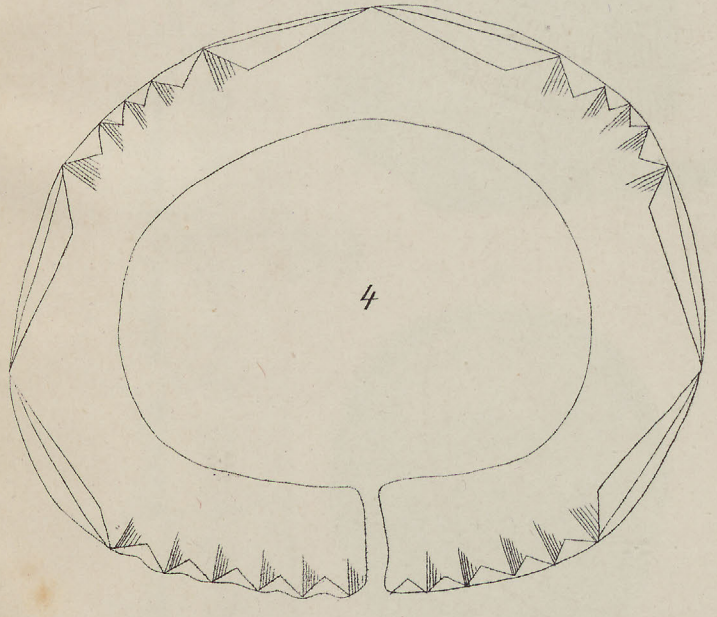


natürliche Grösse.

Tafel VII.







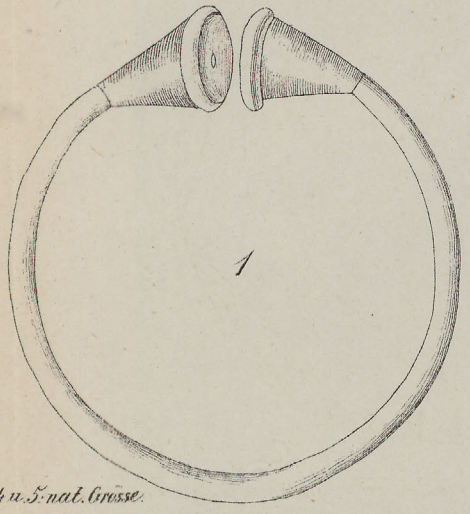
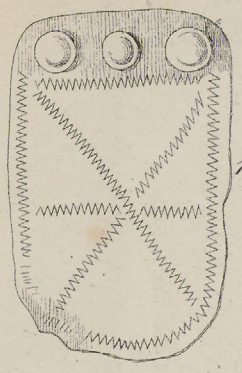
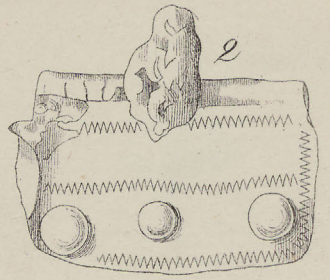
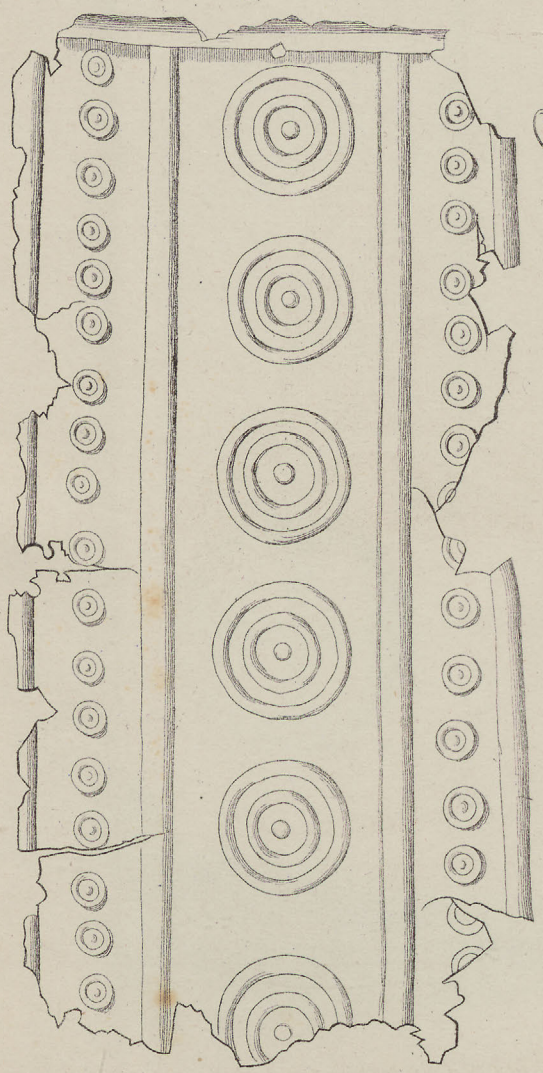


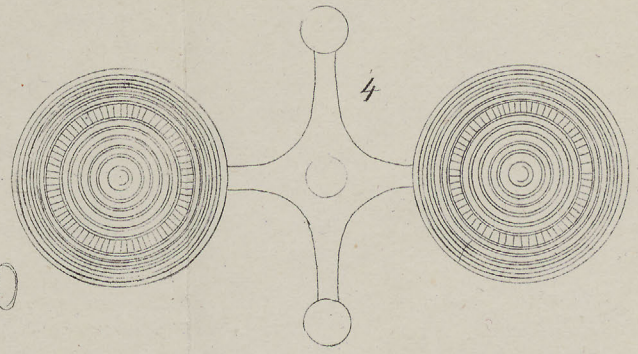
Fig. 1 u. 2. ⅔ nat. Grösse, Fig. 6 u. 7. ½ nat. Grösse, Fig. 3, 4 u. 5. nat. Grösse.

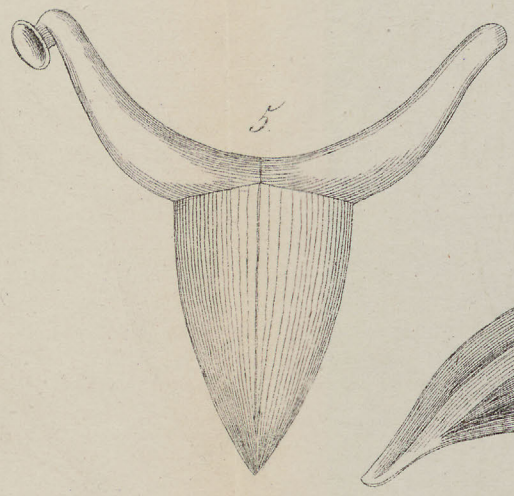
Tafel VIII.

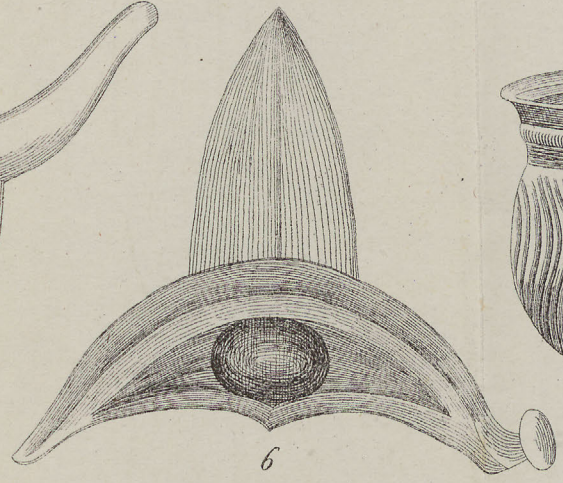


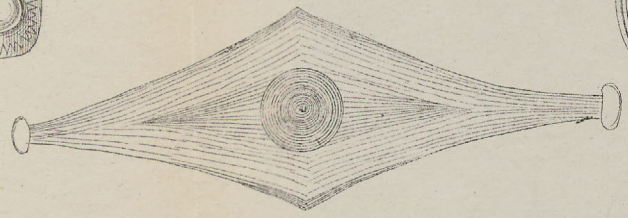


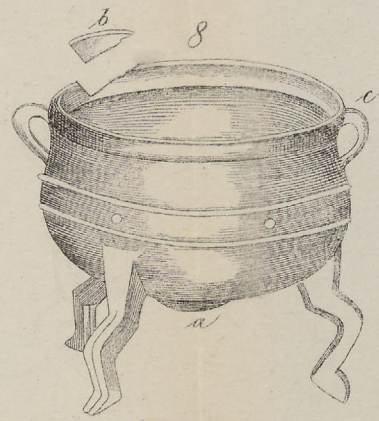


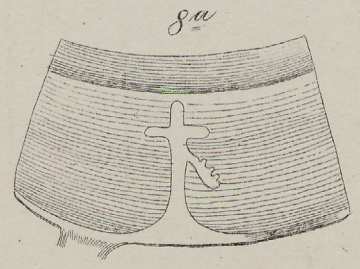


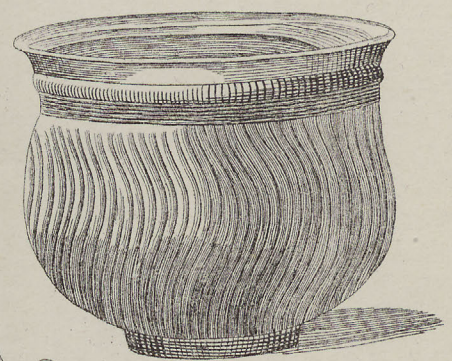












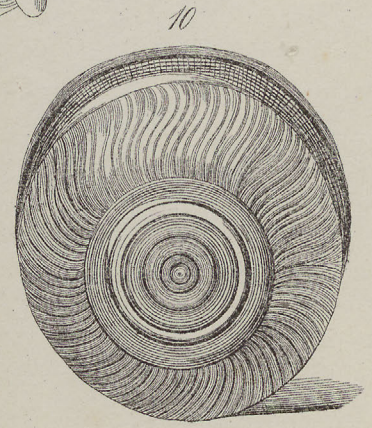


Fig 1,2,3,5,6,7 u. 8a nat. Grösse, Fig 4. 1/2 d. n. G. Fig 8,9 u. 10. 1/4 d. n. G.

Tafel IX.

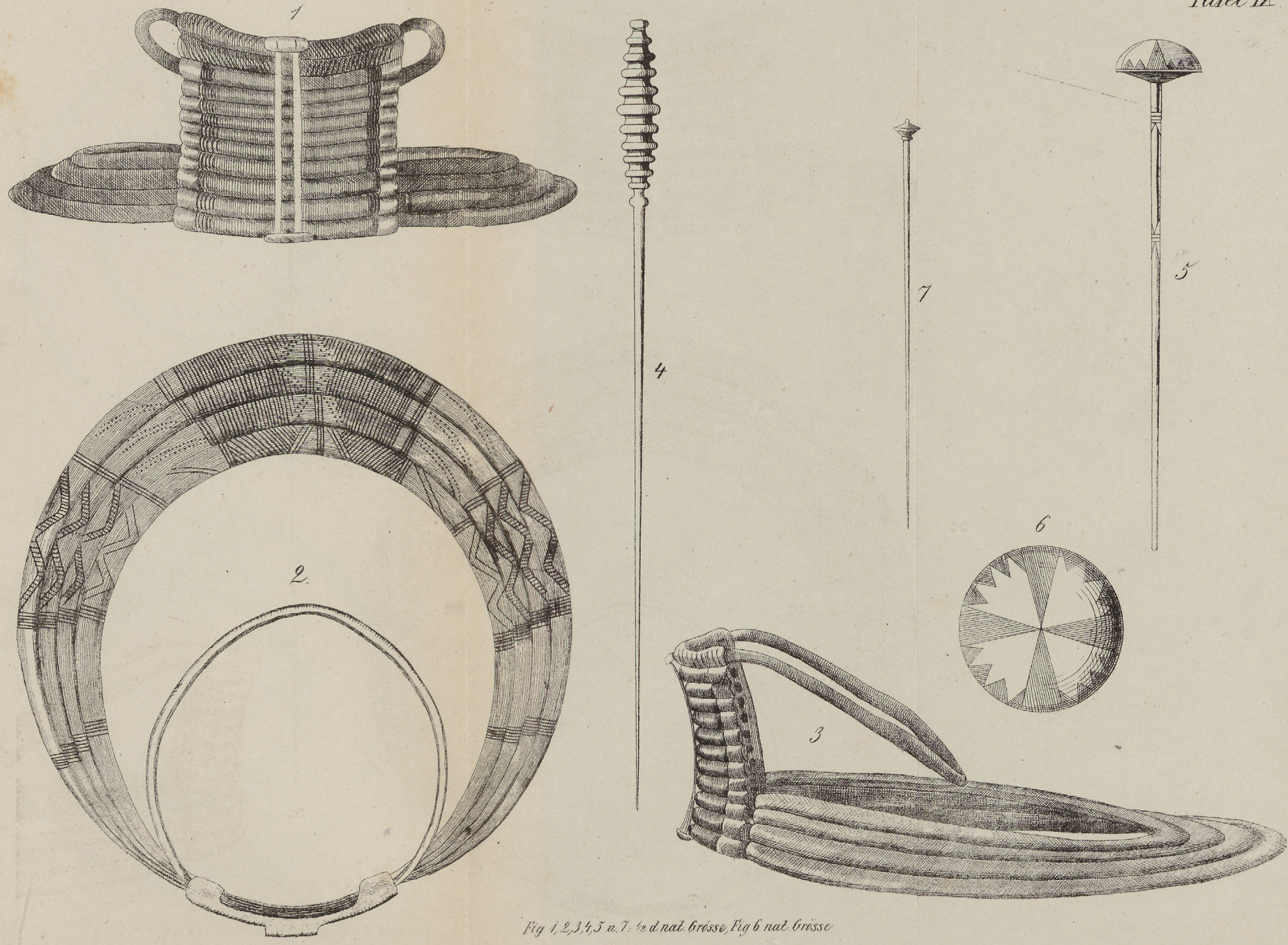
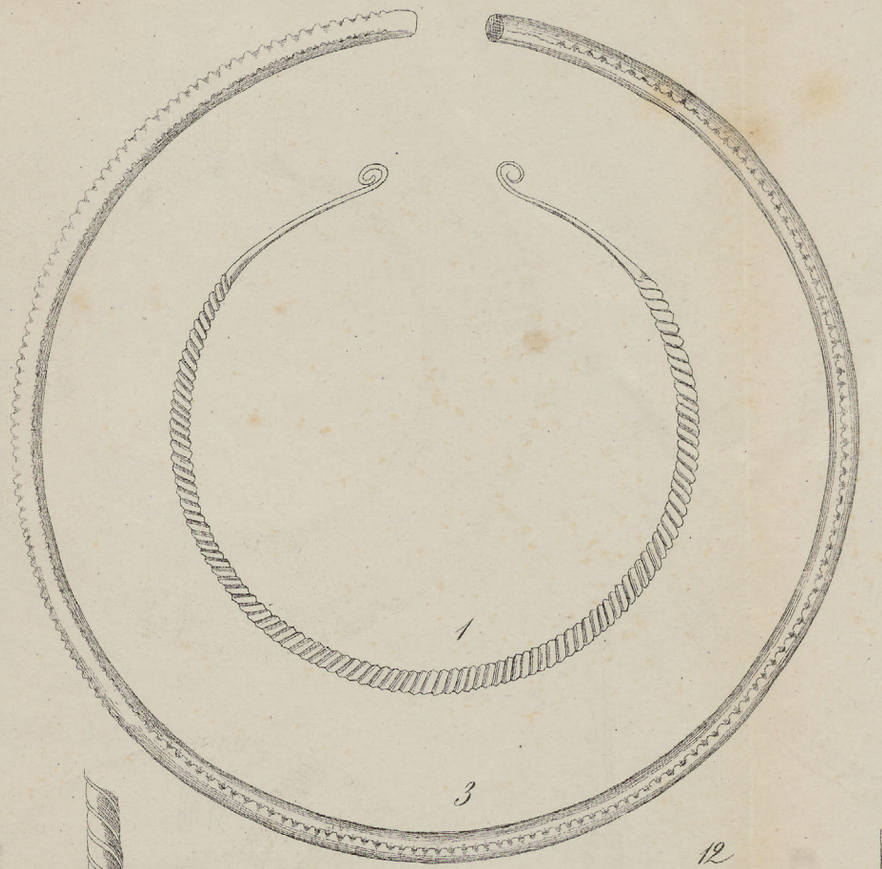
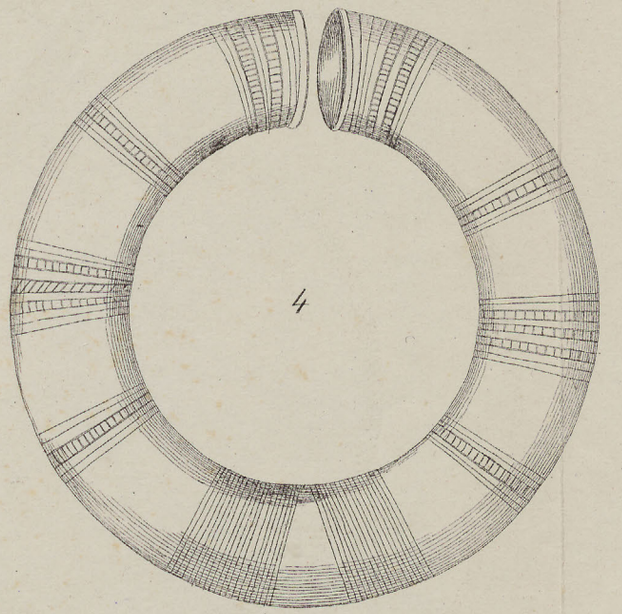
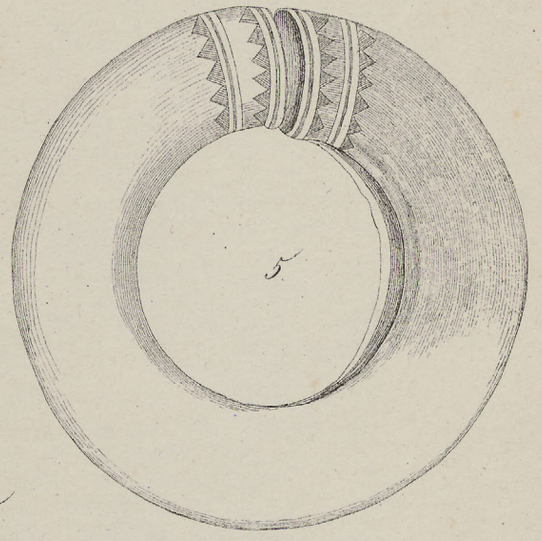


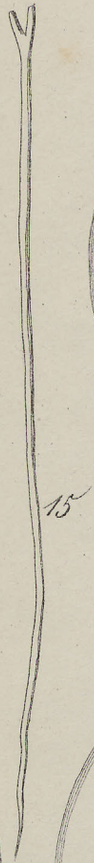
Fig 1, 2, 3, 4, 5 u. 7. ½ d nat. Grösse, Fig 6 nat. Grösse

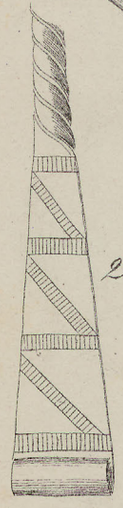
Tafel X.

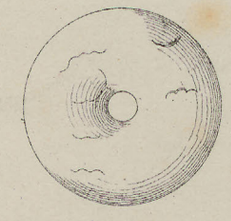


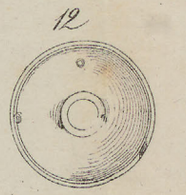


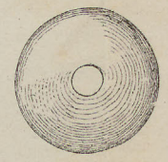


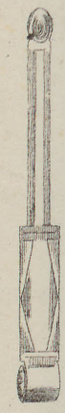


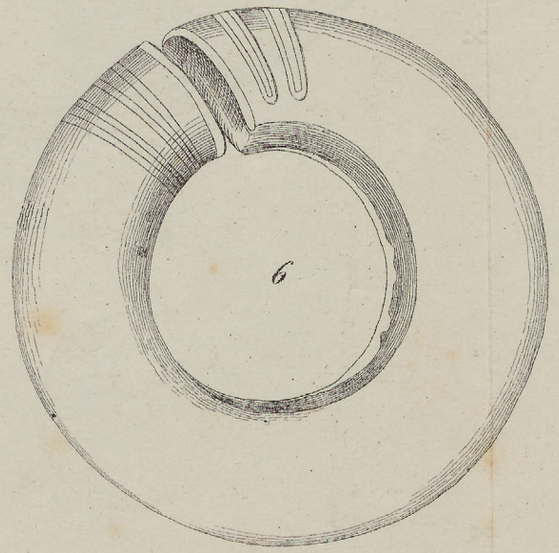












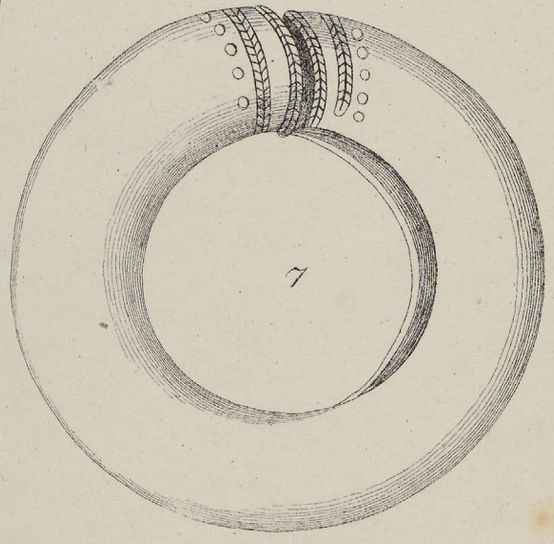


Fig. 1, 3, 4, 5, 6 u. 7. ½ d. nat. Grösse, Fig. 2, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14 u. 15. nat. Grösse.

WOJEWÓDZKA
BIBLIOTEKA PUBLICZNA
ELBLĄG